<36618493990012

Die Grafen von der Glinze.

Roman

von

Roderich Mant.

Leipzig.

Verlag von Wilhelm Friedrich.

„Ach, Mutter, mein Bruder ist oft so unfreundlich gegen mich, und ich sage ihm doch nie ein böses Wort. So war Lotho früher nicht; aber ich weiß, ich habe ihm nichts zu Leide gethan."

„Du bist mein lieber Sohn", tröstete Bertradis, indem sie die Hand Godemars ergriff, „— aber Lotho auch", setzte sie wehmütig hinzu. „Behalte ihn lieb, wenn er auch anders geworden ist. Ich ahne in meinem Herzen, er hat in Abgründe geschaut, tief und finster —."

Als sie die Worte so wehevoll sprach, sah Godemar bewegt sie an und fragte: „Was meinst du damit, Mutter?"

Sie aber bat nur nochmals: „Behalte deinen Bruder lieb, ob er auch nicht so freundlich mit dir ist, wie dein Herz es begehrt. Willst du, Godemar — auch wenn ich nicht mehr bei euch bin?"

„Ja, Mutter; aber sei es Gottes Wille, daß du noch recht lange bei uns bleibst", antwortete er treuherzig. „Ach höre", setzte er hinzu, „welch ein großes Wort ich heute Morgen gelesen habe, als ich bei Wolfgang im Kloster war: ‚Wer Gott liebt, der muß auch seinen Bruder lieben.' So schreibt der Apostel Johannes, und er wird nicht nur den leiblichen Bruder meinen, denn

das ist zu natürlich, daß die sich lieben, welchen Gott das leibliche Leben durch eine Mutter schenkte; sondern er meint, daß auch die einander lieb haben müssen, welche ihr inneres Leben von dem einen Vater im Himmel haben. ‚Wer Gott liebt, der muß auch seinen Bruder lieben,‘“ wiederholte er.

„O, ein liebes Wort“, bestätigte Bertradis. „Du weißt viel mehr als ich aus dem heiligen Buche, aber ich freue mich allemal, wenn du mir einen Ausspruch daraus sagst und mein Herz ganz zustimmen mag.“

„Glaube, Mutter“, sprach Godemar freudig bewegt, „es sind Gedanken Gottes, welche in der Schrift stehen; sie sind von Gott frommen Männern offenbart und durch den heiligen Geist in ihnen lebendig geworden, daß sie das getrost als Wahrheit aufzeichnen konnten. Und die reine Seele Jesu Christi hat davon am reichsten empfangen; o, ein seliger Genuß, seine Worte als die lauteren Gedanken Gottes zu lesen und in das Herz aufzunehmen! Wolfgang schreibt jetzt das Evangelium des Matthäus ab, der Abt hat es ihm aus der Klosterlade gegeben; er wird dazu lange Zeit bedürfen. Ich sitze jetzt oft bei ihm in seiner Zelle, und er hilft mir, wo ich's allein nicht kann, den lateinischen Text übersetzen. Sieh mal, wie viel ich schon zusammen geschrieben habe!“ Godemar hatte aus der Seitentasche seines Obergewandes ein kleines Buch herausgezogen und seiner Mutter gereicht. Sie besah es und gab es ihm zurück und sprach: „Das mache dich und andere Seelen selig!“

Da schallten vom Thale herauf die jauchzenden Klänge von Jagdhörnern. Godemar eilte durch die nach außen führende Thür des Gemaches auf den steinernen Altan des Schlosses und rief dann der Mutter zu: „Lotho

kehrt heim mit dem Jagdgefolge; sie werden große Beute erjagt haben, denn ihre Weisen klangen so lustig.“

Ja, Graf Lotho von der Glinze ritt hinan auf die Burg seiner Ahnen. Er war ein Mann von 28 Jahren, von hoher Gestalt, mit langen, blonden, etwas gewellten Haaren: eine schon von Alters her an den Grafen von der Glinze gleichsam vererbte und gern gesehene Zier. Solche Haare hatte auch Godemar, der um 10 Jahre jüngere Bruder. Die Burg besaß Lotho seit dem Tode seines Vaters Eyliger, welcher im Jahre 1347 gestorben war. Der alte Graf hatte in seinem Testamente die Burg samt der umliegenden Grafschaft dem ältesten Sohne zugeschrieben, denselben aber verpflichtet, daß er seiner Mutter Bertradis den ihrem Stande gebührenden Lebensunterhalt und Aufenthalt auf der Burg gewähren, sowie auch einen bestimmten Teil der Grafschaft an Godemar bei dessen Mündigwerden abtreten sollte.

„Ich will doch sehen, was sie erlegt haben“, sprach Godemar zu seiner Mutter und eilte dann hinaus und auf der steinernen Treppe des Schlosses hinab in den weiten Schloßhof.

Bertradis, nun eine Witwe von etwa 50 Jahren, trat hinaus auf den Altan und blickte auf die vielen Berge und Thäler, welche sich rings um die Glinze her ausbreiteten. Über einige Berggipfel hatte der Abend schon seine Schatten gesenkt, nur die höchsten wurden noch von der sinkenden Sonne beschienen und schimmerten um so goldener, da schon das Laub herbstlich sich zu verfärben begonnen hatte. Um die Herbstzeit war's gewesen, vor vier Jahren, als ihre Tochter Richenza gestorben war. Wie oft waren ihre Gedanken mit diesem Ereignisse beschäftigt, welches noch so viel anderes Weh über

ihr Herz gebracht hatte. So oft Bertradis allein war, ging immer wieder die Reihe derselben Bilder an ihrer Seele vorüber. Ihr Kind, blühend und schön, geschmückt mit dem Myrtenkranze, stand vor ihren Gedanken; so war sie dem Grafen Lutz von Fehse angetraut. Die Mutter stand dabei, als Lotho beim Abschied von der Glinze zu dem Grafen sagte: „Sie ist meine liebe, einzige Schwester; ich wollte, daß ihr auf Erden nie Lieberes hättet als euch beiden.“ Eine Zeitlang war's auch so. Dann aber — o, es war wahrlich nicht Gottes Werk — sah Graf Lutz eine Jungfrau mit langen, schwarzen Haaren und blauen Augen; die schauten in die Welt mit so wunderbarem Lichte und zugleich mit solcher Wehmut, daß er sein ganzes Herz an sie verlor und fast vergaß, daß er ein Weib hatte, dem er Treue gelobte. Als Lotho davon hörte, forderte er die Rückkehr seiner innig geliebten Schwester. Da aber Lutz nicht gestatten wollte, daß Richenza ihren zweijährigen Eyliger mitnähme, so blieb sie und sann auf heimliche Flucht. Mit Hilfe einer vertrauten Dienerin unternahm sie dieselbe. Da die Thüren ihrer Gemächer und die Thore der Burg sorgfältig bewacht wurden, so ließ sie sich an einem Seile aus einem Fenster hinab, nachdem sie ihren Sohn fest an sich gebunden hatte. Doch ihre Kräfte reichten nicht aus, mit einem schrecklichen Schrei stürzte sie in die Tiefe. Noch in der Nacht fand man ihren zerschmetterten Körper; das Kind war am Leben geblieben. Als Lotho an der Bahre seiner Schwester stand, sprach er: „Wehe, wer daran Schuld hat!“ — Ein unselig Wort! Seine Mutter Bertradis, die neben ihm stand, hatte es vernommen. Und auch an diesem Abend wieder, als sie allein auf dem Altane stand, bewegte sie dasselbe in

ihrer Seele. Graf Lutz und seine Buhlerin Eilike waren ermordet in einer Felsenschlucht gefunden: war ihr Sohn der Mörder? Ihr Mutterherz konnte es nicht glauben; aber durch ihren Verstand ging doch eine bange Ahnung, daß es doch so wäre. Denn wie war seit jener dunkeln That sein Wesen verändert; früher war er heiter und sanft, jetzt finster und rauh. Mehrmals hatte er in jener Zeit, nachdem der Mord geschehen, mit dem Abte des Klosters lange und heimliche Besprechungen gehabt und hatte, wie Abt Oramolt an Bertradis mitteilte, aus freiem Entschlusse dem Kloster den großen Forst, den Drosseler, geschenkt. War das ein Sühnopfer für des Sohnes böse That? Ihr Sohn Godemar, jetzt ein Jüngling von 18 Jahren, ahnte in seiner kindlichen Unbefangenheit von dem Allen nichts.

Er kam nun wieder herauf in das Gemach der Mutter und rief erfreut: „O Mutter! Lotho hat einen Hirsch erlegt, wohl den größten, den es im Drosseler giebt!“

„Im Drosseler — sagst du? Im Drosseler hat Lotho gejagt?“ fragte Bertradis erschrocken.

„Ja, Mutter. Lotho sagte, da wäre das Wild am feistesten. Was er noch sagte, habe ich nicht verstanden.“

Bertradis fand wenig Schlaf in der Nacht; sie kannte den Abt Oramolt als unnachsichtlich streng und wußte im voraus, daß er den Vorfall, von dem er jedenfalls bald Kenntnis erhalten würde, nicht ruhig hingehen ließe. Noch an demselben Abend wurde ihm die Nachricht hinterbracht. Doch um Gewißheit zu haben, begab sich der Abt unter irgend einem Vorwande am nächsten Morgen in die Klosterzelle Wolfgangs, da er vermutete, daß er dort Godemar treffen würde. Beide Freunde

saßen vertraut und vertieft vor dem großen Buche, welches das Evangelium des Matthäus in lateinischer Sprache enthielt. Es wurde dem Abte nicht schwer, durch einige Fragen aus dem offenherzigen Godemar die Bestätigung zu erhalten, daß sein Bruder Lotho aus dem Drosseler eine große Jagdbeute heimgebracht hätte.

Am Nachmittage zu derselben Stunde, als Godemar die Glinze verließ, um durch den Wald auf einen hohen Berg zu steigen, den er wegen der weiten Umschau droben besonders liebte, wanderte Abt Oramolt aus dem im Thale gelegenen Kloster auf Lothos Schloß hinauf. Die Gestalt des Abtes, welcher in der Mitte der fünfziger Jahre stand, war klein und schmächtig; in dem mageren Gesichte fiel eine scharf geschnittene, ziemlich große Nase auf; der Ausdruck der grauen Augen ließ auf scharfen Verstand und die Falte zwischen den Augenbrauen auf einen festen Willen schließen.

Der Abt traf den Grafen in dem Gemache seiner Mutter. Ohne Rücksicht auf dieselbe zu nehmen, hielt er dem Grafen in strengem Tone vor: „Du hast gestern im Drosseler gejagt — du leugnest es nicht?"

„Es ist nicht meine Absicht, die That verdecken zu wollen", entgegnete Lotho, „zumal es scheint, Herr Abt, daß ihr davon Kunde habt."

„Durch Godemar", beeilte sich der Abt zu bemerken.

„Gesagt hat er's euch nicht — aus freien Stücken nicht", erwiderte Lotho mit bitterem Lachen, während Bertradis begütigend sprach: „Godemar liebt seinen Bruder."

Mit scheinbarer Ruhe und mit angenommener geistlicher Würde entgegnete Oramolt: „Ereifert euch nicht. Es ist gut, daß ich davon erfahren habe, um bei Zeiten

warnen zu können vor einem Unrechte gegen die Kirche. Ihr gehört der Drosseler und dir nicht mehr; so hast du auch kein Recht mehr, in ihrem Walde zu jagen. Thust du's, wie du es denn gethan hast, so sündigst du und bedarfst der Buße."

„Vergebt es meinem Sohne", bat Bertradis, dem Abte näher tretend.

Doch ehe noch der Abt ihr entgegnete, sprach Lotho zu ihm: „Seid nicht so eilig mit dem Richten und Verdammen; hört erst, was ich auf eure Anklage zu sagen habe. Ihr werdet euch daran erinnern, wie ich euch mehrmals schon über meinen Schaden in den Feldern klagte, den mir das Wild des Drosseler zufügt. Es mehret sich im dichten Forste, da schon seit Jahren niemand mehr ein Stück Wild erlegt. Ich schlug euch vor, ja ich bat euch darum: Laßt einen festen Zaun rings um den Drosseler legen! Noch heute aber tritt das Wild heraus —"

„Lege selbst den Zaun darum, wenn dir das Wild lästig wird", unterbrach ihn der Abt.

„Wahrlich genug", rief Graf Lotho erbittert, „daß ich den besten Forst der Grafschaft hergeben mußte! Nun noch —"

„Die Kirche ist nicht Schuld daran", entgegnete Oramolt spöttisch.

„O, es hat mich hundert und hat mich tausend mal gereut, daß ich dies Geschenk gegeben."

„Es ist wohl verbrieft und wird sicher verwahrt. Und seit der Wald nicht mehr dein Eigentum, ist auch dein Recht verloren, darin zu jagen. Ja, alles Wild, das aus dem Drosseler austritt, gebührt dem Kloster Tufaborn, wenn du's erlegt hast auf deinem nah ge-

legenen Felde. Die Jagdlust gönne ich dir, doch unser ist die Beute.“

Lachend entgegnete Lotho: „Herr Abt, ich geb' euch guten Rat. Entsendet alle eure Mönche in den Drosseler und laßt sie alles Kirchenwild mit schwarzen Kreuzen zeichnen. Und dennoch, wenn's geschehen wäre —“

„Mein Sohn, fasse dein Herz“, unterbrach ihn bittend Bertradis.

„Und tritt es dann hervor auf meine Felder oder wechselt über in meine andern Forsten, ich erlege es, und mein ist die Beute, mein!“

Mit verhaltenem Zorne entgegnete der Abt: „So dreist kann ein Mann reden, dem schwere Schuld auf seiner Seele lastet?“

„Eben darum rede ich so dreist, weil sie noch immer mich drückt. Denn wahrlich, ihr habt sie mir nicht abgenommen damit, daß ihr den Wald von meinem Eigentume mir abgepreßt. Über die Schuld wird zwischen mir und Gott verhandelt, und dies Geschäft — das treib' ich täglich, ganz ohne euch. Und so groß, wie ihr die Schuld mir vorstellt, so groß, so himmelschreiend ist sie nicht!“

„O welche Schuld, mein Sohn?“ fragte Bertradis unter Thränen.

„Nicht so groß? Nicht himmelschreiend? Und das Leben zweier Menschen —!“ rief der Abt.

„Vergeßt nicht“, fiel Lotho ihm in die Rede, „was meiner armen Schwester widerfahren! Das wägt zurück von meiner Schuld.“

Bertradis war auf die Kniee gesunken, und Lotho schmerzlich anblickend fragte sie: „So wärest du's doch?“

„Der Mörder von Lutz und Eilike!“ bestätigte der Abt.

„Der Abt hat dir's gesagt", sprach Lotho, an seine Mutter sich wendend. Nachdem er eine Weile geschwiegen hatte, richtete er seine Mutter auf und sprach: „Sei still, Mutter. Die Schmach an deinem Kinde und meiner geliebten Schwester trieb mich zur Rache. Ich wollte, ich hätt' es nicht gethan, denn täglich vernehm' ich die Stimme des heiligen Gottes, die mir zuruft: ‚Die Rache ist mein!' Doch, Mutter, täglich in aller Stille thu' ich Buße und bitte um Vergebung. Und es naht die Zeit, da ich frei werde von dieser Schuld und Qual. Nun, du weißt, was ich gefehlt, bitte für mich, daß Gott mir gnädig sei." Dann wandte er sich mit ernster Miene an Oramolt: „Doch ihr, Herr Abt, die ihr mein Beichtgeheimnis nicht bewahrt habt, ihr werdet nicht erwarten, daß ich euch jemals wieder einen Blick in mein Herz thun lasse. Und da ihr euer Wort mir nicht gehalten, so habt ihr damit den Vertrag gelöst: ich nehme meine Schenkung zurück."

Ehe noch Oramolt ihm entgegnete, bat Bertradis: „Nicht so, mein Sohn! Nein, laß dem Kloster und der Kirche, was du ihnen gegeben hast. Du hast es ihnen und nicht dem Abte Oramolt geschenkt. Nähmst du's zurück, der Friede bliebe fern." Und sich an Oramolt wendend, sprach sie mit Ruhe: „Herr Abt, ich habe eine Bitte frei an euch, aus dessen Munde ich erfahren, was ahnend mir durch die Gedanken zog, was meinem Herzen so weh gethan: ich bitte euch, legt einen festen Zaun rings um den Wald des Klosters. Im Übrigen laßt Frieden sein."

„Ein gutes Wort", bestätigte der Abt, „es soll an mir nicht fehlen, daß es zur Wahrheit werde. Maria und alle Heiligen mögen euch segnen."

„Von Gott erhoff' ich Gnade und Vergebung, von

Gott —", betonte Graf Lotho, indem er dem fortgehenden Abte nachblickte. —

Mit seligem Gottesfrieden im Herzen war Godemar auf einem Waldpfade aufwärts gestiegen. Während er im Schatten dahinging, nahm er sein Buch heraus, in welches er Stellen aus der Bibel eintrug; und indem er hin und wieder stehen blieb, las er darin. „Sehet die Vögel unter dem Himmel an; sie säen nicht, sie ernten nicht, sie sammeln nicht in die Scheunen, und euer himmlischer Vater nähret sie doch." Er blickte auf in die Kronen der hohen Bäume und lauschte; die meisten Vögel waren schon fort gezogen. Mit weit aufgeschlagenen, sinnenden Augen ging er weiter. Dann blieb er wieder stehen, und indem er die Hände um das Buch faltete, sprach er: „O Heiland meiner Seele, du sagtest nicht ‚mein himmlischer Vater' — ‚euer himmlischer Vater' sagtest du: so ist er auch mein Vater." Er hob seine Augen empor, und siehe, zwischen den Zweigen der Bäume blickte der blaue Himmel her. „Euer himmlischer Vater" wiederholte er leise und innig. Er trat bald danach aus dem Walde heraus und stand vor einer mit Wald umschlossenen Wiese, welche bergauf sich hinzog. Der Weg führte schräg über dieselbe nach dem gegenüber liegenden Walde. Godemar legte sich nieder, um auszuruhen. Die letzten Blumen, welche noch blühten, erinnerten ihn an die Worte, welche er am Morgen in sein Buch geschrieben hatte. Er las und sprach leise: „Schauet die Lilien auf dem Felde, wie sie wachsen; sie arbeiten nicht, auch spinnen sie nicht. Ich sage euch, daß auch Salomo in aller seiner Herrlichkeit nicht bekleidet gewesen ist als derselben eine. So denn Gott das Gras auf dem Felde also kleidet, das doch heute stehet und morgen in den Ofen geworfen

wird, sollte er das nicht vielmehr euch thun? O ihr Kleingläubigen!"

Godemar pflückte eine Glockenblume, welche neben ihm im Grase stand. Sinnend sah er lange in den Kelch hinein. Dann brach er einen Grashalm ab, besah die Ähre und den Stempel und pflückte einen andern von ähnlicher Gestalt und noch einen andern, der wiederum verschieden war. Er stand auf und suchte auch Blumen verschiedener Art. Und als er dann die Wiese überschritten hatte und wieder in den Wald getreten war, richtete er seine Betrachtung auf die Bäume und verglich die Form der Kronen und Stämme, die Stellung der Zweige und die Form der Blätter mit einander. Auch die Steine zu seinen Füßen wurden ein Gegenstand seiner Betrachtung, und überall erkannte er Verschiedenheit. Wie war doch die ganze weite Welt auf einmal so voll von lauter Werken Gottes! Und bei jedem Dinge hatte der Schöpfer eine andere Form erdacht. Damals war das, meinte Godemar sinnend, damals vor vielen tausend Jahren — und waren es vielleicht noch mehr als tausende von Jahren? — damals, als er aus nichts die Welten alle hervorbrachte. „Ewigkeit", sprach er leise vor sich hin, „Gott von Ewigkeit — vor allen Dingen und sie alle durch ihn." Er hatte die Bergeshöhe erreicht. Ein sanfter Wind wehte auf der unbewaldeten Höhe, von der man einen Blick über viele Berge und hinab in viele Thäler hatte und darüber hinweg in die fruchtbare Ebene im Süden der Berge. Godemar setzte sich auf einen Stein, der neben andern Felsblöcken lag, deren einige mit Epheu überwachsen waren.

„Ganz allein in dieser Einsamkeit", sprach er, „niemand sieht mich, niemand hört mich. Und doch — o

Herr und Gott — du, der du an allen Orten bist." Er stand auf und kniete nieder und faltete die Hände. „Ich fühle dich mir nahe, du bist bei mir. Vergieb mir, was ich jemals Unrechtes gethan. Sei mir gnädig, sonst kannst du nicht bei mir bleiben. Dein Geist rührt mich an, du gießest Frieden über meine Seele. Du hast mich lieb, ich empfinde deine Liebe. O wie selig machst du mich, du himmlischer Vater. Und nun fühl' ich auch in meinem Herzen, daß ich dich lieb habe, innig lieb. So lange lebe ich schon und habe das noch nicht empfunden. Aber nun zum ersten Male, o lieber Vater! Nun bin ich dein Kind, und du hast mich lieb, in Ewigkeit lieb. Deine Liebe ist mir über alles. Darum, das nimm mir niemals wieder, nun du in Gnaden mich schmecken ließest die Süßigkeit deiner Liebe. Bleibe mein himmlischer Vater in Jesu Christo. Amen."

Freudenthränen standen Godemar in den Augen, als er sich von den Knieen erhob. Und durch diese seligen Thränen sah er in die Welt, wie sie zu seinen Füßen lag im Scheine der schon niedergehenden Sonne. In heilige Gedanken versunken, blieb er noch eine Weile auf dem Steine sitzen. Dann faltete er abermals die Hände und sprach: „Wie selig muß dein Herz gewesen sein, du Herr und Heiland Jesus Christus! Allezeit Gottes Sohn — keine Sünde — alle Liebe deines Vaters." Dann ging er, nachdem er noch einen Blick auf die Stätte des Segens geworfen hatte, auf einem andern Wege nach dem Schlosse hinab.

Als er in den Schloßhof trat, begegnete er mehreren Dienern, welche ihm auf sein Befragen mitteilten, daß sie den ausgeweideten Hirsch, welchen Graf Lotho im Drosseler erjagt hatte, zu dem Abte Oramolt hinabtragen sollten.

Er erzählte dann der Mutter von dem Vorgange; doch sie entgegnete ihm, daß auf ihre Bitten Lotho dies angeordnet habe. „Denn der Drosseler, wo er den Hirsch erlegte“, setzte sie mit Nachdruck hinzu, „gehört dem Kloster Tufaborn. — Gott lasse uns in Frieden leben!“

Für Godemar erschien nach dieser Erklärung seiner Mutter die Angelegenheit für abgeschlossen. Jedoch für Lotho war sie's noch nicht. Einer jener Diener, welche die Jagdbeute nach dem Kloster herabgebracht hatten, trat noch spät an demselben Abend zu dem Grafen und sprach: „Abt Oramolt läßt sagen, er vermisse noch das Fell und das Geweih des Hirsches.“ Graf Lotho fuhr zornig auf und rief: „Du bringst ihm beides mitsamt den Eingeweiden des Tieres — in dieser Nacht noch und übergiebst es selbst dem Abte! Hörst du? Ihm selbst, und sollten auch alle Mönche darüber aufwachen! — Nimm noch zwei Andere mit dir“, rief er dem Diener nach, der wie in Thatenlust davon geeilt war.

Um Mitternacht, als in der Klosterkirche die Hora gesungen wurde, erhielt der Abt von Tufaborn das Geweih und Fell und die zusammengesuchten Eingeweide des Hirsches aus dem Drosseler. —

Fünf Jahre waren vergangen. Abt Oramolt hatte um den Drosseler ein Gehege von starken Pfählen und Latten ziehen lassen, durch welches das Wild im Kirchenforste zurückgehalten wurde. Für Graf Lotho, der auf Zureden seiner Mutter sein Vermächtnis der Kirche ließ, erschienen das Kloster und die Kirche zu Tufaborn auch wie mit einem Gehege umgeben zu sein, welches nie zu durchbrechen er sich vorgesetzt hatte. Daran vermochten weder die Bitten der Mutter etwas zu ändern, noch des Abtes Besuche auf der Glinze, welche er nur als seiner

Mutter geltende ansah. Und seit er gelegentlich aus dem Munde seines Bruders Godemar das verheißende Wort Jesu gehört und für sich gedeutet hatte, das Wort: „Alle Sünde und Lästerung wird dem Menschen vergeben“, seitdem hielt er mit der Schenkung des weiten Waldes an das Kloster seine Sühne für vollendet und wurde von Jahr zu Jahr ruhiger über die blutige That, deren Bild immer mehr in seinem Gedächtnisse erblaßte. Und suchte er denn nicht, gleich wie seine mit Kindern nicht gesegnete Ehefrau Irmentraut, alles Unrecht auch dadurch zu sühnen, daß sie Richenzas Sohn, das damals beim Sturze unversehrt gebliebene Kind, den nun achtjährigen Sohn Eyliger, wie ihr eigenes Kind ansahen und großzogen? Und dies Kind seiner geliebten Schwester, ihr Ebenbild und die Wonne der alternden Bertradis, gewöhnte sich bald, den als seinen Vater anzusehen, welcher seinen rechten Vater erschlagen hatte. Zärtlich und sorgsam ging auch Godemar mit dem schönen Knaben um; er, ein Jüngling von nun 23 Jahren, nahm ihn mit sich auf die Berge und in das Kloster, er lehrte ihn lesen und schreiben und zeichnen. Als Godemar einmal fragte, wer eigentlich Eyligers Vater getötet hätte, antwortete Bertradis: „Er ist zerschmettert in einem Abgrunde gefunden.“ Das Benehmen seines Bruders Lotho war freundlicher geworden in der letzten Zeit. Hatte das vielleicht darin seinen Grund, daß Godemar, trotzdem er mündig geworden war, sein Erbteil dem Bruder noch belassen hatte und mit dem Gelde zufrieden war, welches Lotho auf seine bescheidenen Forderungen ihm gab? Und außer für seine Kleidung machte er kaum andere Aufwendungen, als gelegentlich für eine Leinwand und Farben zu einem Bilde. Denn die Kunst des Malens,

in welcher Wolfgang seine Anlagen gefördert hatte, blieb seine Liebhaberei. Aber die größte Freude fand sein Herz am Aufschreiben und Lernen der heiligen Schrift. Der Abt sah ihn gern im Kloster, nicht nur, weil er sich in Allem der Ordnung im Kloster unterwarf, sondern weil Oramolt immer noch hoffte, durch ihn mit seinem Bruder wieder versöhnt zu werden.

Godemar war eines Morgens wieder nach dem Kloster hinabgegangen und saß in Wolfgangs Zelle. Wolfgang war ein Mann von über 40 Jahren; die schwarzen, kurz geschnittenen Haare fingen schon an, weiß zu werden; er war von mittlerer Größe und breitschulterig.

„Du siehst so nachdenkend aus, du bist wohl an einer dunkeln Stelle in der Schrift?“ fragte Godemar den um 17 Jahre ältern Freund, dem er über die Schulter wegsah in das aufgeschlagene Evangelienbuch.

„Ich schreibe ab Wort für Wort, aber meine Gedanken sind bei ganz andern Dingen.“

Godemar sah ihn forschend an, doch in seiner Bescheidenheit fragte er nicht weiter, was er in seinen Gedanken bewegte, sondern antwortete nur: „So geht's mir nicht, wenn ich aus den alten Pergamenten abschreibe.“

„Wärest du neun Jahre im Kloster unter der strengen Zucht Oramolt's“, entgegnete Wolfgang, du würdest auch zu der Erkenntnis kommen, daß der Geist des Evangeliums ein anderer ist wie der, welcher hier innerhalb dieser steinernen Mauern weht. Heute sind es gerade neun Jahre, als ich aus der Welt hierher einzog. Ich hoffte, daß mein Herz hier genesen und den Frieden finden würde. Aber sieh, was ist dieses Leben?: Entsagen der Welt, Entbehren der Welt; aber keinen Ersatz

dafür in den lateinischen Litaneien und dem täglichen Abbeten des Rosenkranzes und in dem Chorsingen ohne Stimmung und Andacht."

„Eine bestimmte Ordnung mag doch aber notwendig sein hier, wo so viele Mönche bei einander im Kloster wohnen", erwiderte Godemar sanftmütig, „und bleibt dir nicht doch Zeit, allein dich in den Geist der Schrift zu vertiefen?"

„Es ist eine Übersättigung mit geistlicher Andacht, die doch keine Andacht ist und die alle Lust zu wahrer Andacht verdirbt. Meine Malerei ist das Einzige, was mich noch manchmal auffrischt, und gerade das hat der Abt mich schon oft fühlen lassen, daß es ihm ein Ärgernis sei, wenn ich hin und wieder vor der Staffelei sitze. Was habe ich nun also in der Welt? Godemar", sprach er bewegt und stand auf, „du bist der einzige Mensch, der mich wirklich lieb hat."

„Und ich behalte dich lieb, mein treuer Wolfgang", fügte Godemar herzlich hinzu, indem er den Arm um die Schulter des Freundes legte.

„Wie viel glücklicher bist du!" fuhr Wolfgang fort. „Die Welt hat dir noch nicht wehe gethan, du siehst sie in glänzendem Lichte. Du bist jung und schön und schlank gewachsen. Du bist reich, du wirst geliebt von Vielen, und wie viel Liebe wird dir noch entgegenblühen. Ich habe keine Eltern mehr, keine Geschwister —".

„Nur einen Freund", fiel Godemar innig bewegt ein, „aber einen Freund, der es nie vergessen wird, was er dir zu verdanken hat. Denn ich gebe nur Gott die höhere Ehre, aber dir vielen Dank, daß du mich an die Quelle der Schrift geführt hast und mir die lateinischen Schriften übersetzen halfest. Und warest doch auch mein

lieber Meister in der Malkunst, durch die ich so manche Freude habe. Sage", fuhr Godemar nach einer stillen Überlegung fort, „könntest du nicht das Kloster verlassen und zu mir kommen aufs Schloß?"

„Mein Gelübde bindet mich ans Kloster."

„Das heißt ein Sklave sein, aber nicht ein christlicher Mönch! Den Aposteln unsres Herrn stand es gewiß frei, jede Stunde ihn zu verlassen, wenn sie ihm nicht weiter folgen wollten."

„Und bräche ich mein Gelübde und verließe Tufaborn, Oramolt ließe mich suchen, bis er mich wieder gefunden hätte; und danach würde er schwere Pönitenzen über mich verhängen. Und fortan wären seine Augen und die Augen zehn anderer Mönche die Wächter jeder meiner Schritte, und bei dem kleinsten Verstoße gegen die Klosterregel würde er mich mürbe machen in finsterem Gefängnisse." Als Godemar staunend und schweigend zu ihm aufsah, sagte er weiter: „Du kennst ihn nicht, den Abt, er ist streng, unbeugsam. So, wie ich dir eben sagte, so widerfuhr es einem Mönchsbruder vor einigen Jahren, und noch heute weiß niemand zu sagen, wo er geblieben ist."

Da entgegnete Godemar mit einem Tone, welcher seines Herzens Unwillen offenbarte: „Ihr habt in euren Klostermauern die Bücher der Wahrheit, aber ihr Licht glimmt unter dem Scheffel."

„Und jener Mönchsbruder", fuhr Wolfgang, wie in wehmütiger Erinnerung seiner gedenkend, fort: „war einer der gelehrtesten Männer, welche jemals unter diesem Klosterdache gewohnt haben. Ich erinnere mich noch, mit welcher Begeisterung er oftmals über das Evangelium des Johannes sprach, welches wir hier in Tufaborn

nicht besitzen. Darin werde berichtet — so sagte jener Mönch —, daß Jesus am Kreuze auf Golgatha seine Mutter dem Jünger Johannes anvertraut habe, ihr Stütze und Trost zu sein. Es soll dieses Evangelium noch mancherlei erzählen, was die andern Evangelien nicht überliefert haben, und soll viele Reden des Heilandes enthalten."

„O, das Buch möchte ich lesen, Wolfgang!" rief Godemar begeistert.

„Tiefer und an manchen Stellen dunkler als die andern Evangelien soll es sein", setzte Wolfgang hinzu.

„Weißt du nicht, wo dieses Evangelium aufbewahrt wird?" fragte Godemar, dem Freunde näher tretend.

„Ja", entgegnete dieser, „in der Klosterkirche zu Truenstein; die liegt neben dem Schlosse Truenstein auf einem hohen Felsen. Als jener Mönchsbruder damals dahin wandern wollte, um das Evangelium abzuschreiben, wehrte es ihm der Abt, vielleicht weil er fürchtete, jener möchte nicht heimkehren."

„Wolfgang, ich möchte dahin!" rief Godemar. „Wo liegt der Truenstein?"

„Noch mehrere Meilen jenseits der Berge", entgegnete Wolfgang, indem er nach Süden wies.

„Meinst du, daß man mir's gewähren würde, daß ich das Evangelium abschreiben dürfte?"

Wolfgang sann eine Weile nach, dann sagte er: „Vielleicht —, wenn dich der Abt in einem Schreiben dazu empfiehlt. Vielleicht aber ist es auch besser, du erreichst durch Gunst, daß man es dir gestattet." —

Am nächsten Morgen erschien Godemar schon früh bei Wolfgang. „Ich will nach dem Truenstein!" rief er. „Ich versuche es ohne einen Brief des Abtes; ich traue

auf Gott, er wird's versehen, daß ich die Abschrift mitbringe. Ist's doch zu Ehren der Kirche unsres Herrn und Heilandes."

„Versuche es, Godemar", entgegnete der Freund. „Ich wollte, ich könnte mit dir ziehen — hinaus in die weite Welt. Statt dessen nun wie einsam werde ich sein, wie öde und langsam wird die Zeit vergehen, bis du wiederkehrst. Ohne Austausch der Rede mit dir, ohne deinen Anblick — o, bleibe nicht zu lange fort!"

„Sage dem Abte Oramolt nichts von meinem Vorsatze", bat Godemar, „bis du annehmen kannst, daß ich schon im Kloster Truenstein angelangt bin."

„Ich werde nichts davon sagen", entgegnete Wolfgang, „er wird es schon von andern hören. Aber von mir höre noch den Rat des Freundes: in der Welt sind dunkle Thäler, auf ihren Wegen manche Schlingen, und viele Wandrer werden dir begegnen, die am Irdischen genug haben. Schöne Menschen haben sich viel mehr in Acht zu nehmen als andere. Sei freundlich aus aufrichtigem Herzen mit allen Menschen, grade du, dem Gott so große Gaben verliehen hat."

„Nimm Dank für deinen Rat auf meinen Weg", antwortete Godmar herzlich. „Doch sorge nicht um mich, denn ich weiß, daß ich ein Kind Gottes bin; so stehe ich denn in seiner Hut bei Tag und Nacht und auf allen Wegen." Und dann sprach er weiter, anfangs noch zurückhaltend, dann aber immer freudiger redend: „Unserem Vater in Jesu Christo danke ich täglich für eine große Stunde, welche er mir beschieden hat. Es sind seitdem schon Jahre vergangen, und ich habe zu niemand davon geredet. Ich war auf dem hohen Berge dort oben. Mein ganzes Herz war heilig gestimmt. Da fühlte ich

Gott mir nahe und fiel nieder zum Gebete. Und Gott machte mich ganz licht und leicht und selig. In der Stunde hat Gott mich zu seinem Kinde geweiht, und das bleibe ich in Ewigkeit. In solcher Seligkeit ziehe ich hinaus in die fremde Welt; sein ist sie, des himmlischen Vaters an allen Orten. Und darin will ich auch deiner gedenken. Lebe wohl, mein Wolfgang." Dann umarmte er den Freund und verließ die Zelle.

Wolfgang blieb am Fenster stehen und sah dem Freunde nach. Als er seinen Augen entschwunden war, setzte er sich in den eichenen Lehnstuhl, welcher in einer dunkeln Ecke stand. Er schloß die Augen. Seine Gedanken gingen zurück in Zeiten, die längst vergangen waren. Nach einer Weile sprach er ganz leise vor sich hin: „Seine Augen — wie ihre Augen. Ach, die sehen schon lange nicht den lichten Tag. Doch ich vergesse sie nicht, wie sie damals blickten, als ich bei ihr saß und sie im Malen unterwies. — Du hast mir nie gesagt, daß du mich lieb hättest — Richenza. Ich schaute zu hoch hinauf und behalte nun dieses Bild bis in meine Sterbestunde. Droben sind wir freie, reine Geister. Ich gehe gern hinauf aus diesem Leben. Ja, ich wollte — o Gott und Herr, es steht bei dir, mich abzurufen, wann es dir gefällt. Verzeihe dem thörichten Herzen. Wann wird ein Mensch Herr über sein eigenes Herz? Unmündige sind wir und bleiben wir in dieser bangen Welt hienieden. O, erlebte ich auch eine solche Stunde, wie sie ihm beschieden ist: gewiß zu sein, daß ich ein Kind Gottes bin —."

Da ertönte das Glöckchen der Klosterkirche und rief die Mönche zu gemeinsamer Andacht. Doch Wolfgang ward kein Kind Gottes in dieser Morgenstunde. —

Bertradis hatte unter Thränen ihren Godemar dahin ziehen lassen. Ein blühender Jüngling von 23 Jahren, gottselig in seinem Herzen, so wanderte er von der Glinze herab und dann durch das Thal und dann über die Berge nach Süden. Am Nachmittage des dritten Tages trat er aus einem Walde. Vor seinen Blicken lag ein weites Thal und mitten in demselben ein ziemlich abgerundeter Berg, mit Wald bewachsen. Oben ragten graue Felsen hervor; einige trugen ein Schloß, auf andern war eine Kirche erbaut, neben welcher mehrere andere Häuser aus Stein standen. Am Fuße des Berges lag ein kleines Dorf. „Das ist der Truenstein — nach dem, was Wolfgang mir sagte", rief Godemar, aufblickend nach dem Schlosse auf der Höhe. Auf seine Anfrage bestätigte ein Landmann, welcher am Wege pflügte, seine Vermutung.

Es war schon gegen Abend, als Godemar durch die Klosterpforte eintrat und nach dem Abte fragte. Er wurde zu einem alten Manne mit weißen Haaren geführt. „Behaltet Platz, ehrwürdiger Vater", bat Godemar, als er erkannte, daß es dem Greise beschwerlich war, aufzustehen.

„Gott segne dich durch Jesum Christum", entgegnete der Abt, indem er sitzen blieb und die rechte Hand zum Segen über Godemar erhob. Danach reichte er sie ihm zum Gruße dar.

Godemar ergriff die dargebotene Hand und antwortete: „Sein heiliger Name sei gelobt in Ewigkeit! — Und siehe, der Herr hat gesagt im Evangelio: ‚Wer euch aufnimmt, der nimmt mich auf, und wer mich aufnimmt, der nimmt den auf, der mich gesandt hat.' So bitte ich, ehrwürdiger Vater, ihr wollet an mir thun nach unseres Heilands Worten."

Froh verwundert sah der Abt ihn an. „Wahrlich, ein selten Ding, doch Gott zum Wohlgefallen, daß eines Laien Mund und gar so junge Lippen mit Worten der Schrift reden. Bist du darin unterwiesen?“

„Ich bin Graf Eyligers Sohn von der Glinze, Godemar ist mein Name. Durch meinen Freund Wolfgang, einen Mönch im Kloster Tufaborn, habe ich das Evangelium des Matthäus und mehrere Briefe der Apostel kennen gelernt und in mein Buch eingetragen.“

Der Abt, in das dargebotene Buch hineinblickend, antwortete freudig bewegt: „Reich gesegnet, mein lieber Sohn, reich gesegnet von Gott, daß du daran deine Lust hast. Und die schönen bunten Buchstaben an manchen Stellen!“

Als der Abt mit freundlichem Aufblicke seiner Augen das Buch an Godemar zurück gab, faßte der Jüngling Mut zu der Bitte: „O ehrwürdiger Vater, wollet Gottes Segen an mir vollenden. Ihr habt hier im Kloster das Evangelium Sankt Johannis: erlaubt mir, daß ich es abschreiben darf.“ Und da der Abt noch nachsann und keine Antwort gab, fuhr Godemar fort: „Gewißlich werde ich sorgsam mit dem heiligen Buche umgehen, und aller Ordnung hier im Kloster Truenstein will ich gern mich fügen, gleichwie ich dort es that in Tufaborn.“

„Du willst das Evangelium des heiligsten Apostels abschreiben für das Kloster Tufaborn?“ fragte der Abt.

„Für mich möcht’ ich es haben, ehrwürdiger Vater. Versagt mir’s nicht. Im Kloster dort entbehrt es niemand — außer etwa Wolfgang, der mir es sagte, daß hier dies Evangelium aufbewahrt würde. Gestattet mir’s. — Die Kost“, beeilte er sich hinzuzusetzen, „vergüt’ ich euch von meinen Gütern, und so ich euch etwas leisten kann

mit meiner Kunst im Malen, so fordert nur, und ich entgelte eure Güte, so gut ich kann, mit frohem Danke."

Abt Engelbert gewährte dem Ritter die Aufnahme in das Kloster. Er wies ihm eine Wohnung in der neben dem Gotteshause gelegenen Klosterschule an und befahl dem Bruder Justinus, daß er dem Ritter, so oft es derselbe begehrte, den Zugang zu der Bibliothek gestatten und ihm das Evangelienbuch des Johannes zur Abschrift darreichen sollte.

Noch vor Ablauf eines Jahres hatte Godemar das Evangelium abgeschrieben. Zwar hatte er an mehreren Stellen seiner Pergamentblätter einen Raum frei gelassen, wo er später die großen Anfangsbuchstaben in Farben und Zierrat von Gold und Silber hinein zu malen gedachte. Oftmals hatte der Abt sich in der Bibliothek zu ihm gesetzt, hatte die lateinischen Worte, welche Godemar nicht verstand, ihm übersetzt und mit ihm über die Stellen gesprochen, welche er abschrieb. „Unser Heiland", sagte einmal der Abt, als Godemar die Rede Jesu vom Brote des Lebens im sechsten Kapitel abschrieb, „unser Heiland spricht hier anders als in den drei ersten Evangelien. Aber es thut auch nichts, wenn man annehmen muß, daß unser Herr nicht gerade so gesprochen hat, wie sein Jünger hier berichtet. Denn Geringeres hat Gottes Sohn nicht gesagt, Johannes konnte — auch in der Kraft des Geistes Gottes — ihn nicht voll erreichen."

Und ein anderes Mal sagte der Abt: „Wer mich siehet, der siehet den Vater", spricht hier Jesus. In die wenigen Worte hat er viele Gedanken gefaßt. Zwar das meint er nicht, daß er, wie er da auf Erden wandelte, der Vater selber wäre; wohl aber bezeugt er mit diesem Ausspruche, daß er diesen Vater kenne. Und wenn du

mich fragtest, woher Jesus ihn kannte, so würde ich dir antworten: Weil Gott in dem reinen Herzen Jesu Christi wohnte. Denn ist's nicht so: Je mehr eine Seele sich heiligt, desto mehr senkt Gott sich in sie ein? Und das Wesen Gottes, welchen er kannte und von ganzem Herzen liebte, also daß er ihn Vater und sich seinen Sohn nannte, das hat er offenbart in seinem Leben durch Wort und Abbild und hat in dem Opfertode am Kreuze das Bild des Vaters vollendet, welcher, wie er, auch das Liebste für unser ewiges Heil daran geben konnte. Siehe, so gütig, so barmherzig, so gnädig und langmütig, wie Jesus unser Herr war, so ist auch der Vater im Himmel. Kenne ich den Sohn, so kenne ich auch den Vater. Jesus hatte ganz Recht, wenn er sagte: ‚Wer mich siehet, der siehet auch den Vater.‘ Beachte aber wohl, nicht Gott hat er verklärt, dessen ewige Kraft die unermeßliche Welt aus nichts geschaffen hat und hält und leitet mit seiner Allmacht und Weisheit, wohl aber den heiligen und allliebenden Vater. Das ist aber unsere Erlösung, daß wir durch Christum Gott erkennen und — wie es dann gar nicht anders sein kann — ihn lieben und so als Kinder dem Vater dienen mit Freudigkeit. Und da wird dann das erfüllt, was Gottes Wille war am Anfange der Menschheit, da er Menschen schaffen wollte sich zum Bilde; denn als Kinder werden wir in das Bild des Vaters verklärt werden.“ Und wieder ein anderes Mal sprach der Abt: „Es ist nie schöner gebetet, als Christus hier thut im siebzehnten Kapitel. Alle seine Gläubigen bis an das Ende der Erdentage schließt unser ewiger Hoherpriester ein in seine Bitte vor seinem Vater im Himmel. Wenn seine Gedanken aber an die heranstreifen, welche von der Welt sind, — ach, ich fühle die Wehmut,

die wie ein Wolkenschatten hinzieht über die Freude an den Seinen. Darum finde ich in diesem Gebete meinen Trost in dieser Zeit. Denn es geht ein Geist der Weltliebe und Zuchtlosigkeit durch die Klöster, so mächtig wie eine ansteckende Seuche, also daß wir, die wir vorstehen, machtlos sind. Preise du als eine Gnade unsres Vaters im Himmel, daß du an den Worten der Schrift deine Freude hast. Darin klingen unsere Herzen zusammen, und darum haben wir uns lieb —: Gläubige des einen Herrn und Heilandes und Kinder des einen Vaters."

Da stand Godemar auf, fiel vor Engelbert nieder und sprach sanft und selig: „Kinder Eines Vaters im Himmel!"

Die Zuneigung des Abtes gegen Godemar war den Mönchen nicht verborgen geblieben; in den besseren regte sich ein Gefühl der Eifersucht, die schlechteren reizte es zu heimlichem Spotte. Diese waren es auch, welche daran Anstoß genommen hatten, daß ein von Godemar gemaltes Bild, die Auferstehung Christi darstellend, an einem Pfeiler der Klosterkirche aufgehängt war, und daß der Abt diesem Ritter gestattete, die Kapitäle der Säulen mit Farben und Vergoldung zu schmücken.

Godemar gedachte nun, binnen kurzem nach der Glinze zurück zu kehren. Zuvor wollte er aber noch ein Bild von der Kirche und der daneben liegenden Klosterschule malen, in welcher er über ein Jahr lang gewohnt und das Evangelium des Johannes abgeschrieben hatte. Eine Stelle in der Nähe des steinernen Thores, welche nach dem Schlosse Truenstein führte, ließ ihm die Lage der kirchlichen Gebäude am malerischsten erscheinen. Dort hatte er schon an mehreren Tagen an dem Bilde gemalt. Einige Schritte entfernt von der Stelle brach aus einem

der Felsen, auf welchem Schloß Truenstein erbaut war, eine Quelle hervor; ein dichter Haselnußstrauch wölbte seine Zweige über dieselbe. Godemar kannte sie schon, und da ihn nach einem kühlenden Trunke verlangte, so war er dorthin gegangen. Er ließ das klare Wasser über seine Hände plätschern und reinigte sie von den Farben, dann fing er das Wasser mit den Händen auf und trank und setzte sich ein wenig auf einen Stein.

Währenddessen stand vor seiner Staffelei die Tochter des Grafen von Truenstein. Sie war den Schloßberg hinaufgekommen und hatte das Gestell mit dem Leinwandrahmen bemerkt. Sie schaute umher; niemand war zu sehen. Sie trat näher, und da sie ihre Neugier nicht bezähmen konnte, so war sie nun vor das Gemälde getreten. „Kloster Truenstein", sagte sie leise. Und indem sie nachdachte, wer das wohl malen möchte, blickte sie abermals umher. Plötzlich bemerkte sie den Ritter, welcher hinter dem Haselnußstrauche wieder hervorgetreten war. Beide sahen einander verwundert an.

Godemar kam näher, und sie blieb, als müsse sie dem Ritter zu ihrer Entschuldigung sagen, wie sie dahin gekommen wäre. Doch sprach sie nur leise und die Augen niederschlagend: „Verzeiht".

„Was soll ich verzeihen?" entgegnete Godemar mit sanftem Tone.

„Ich war unten im Dorfe bei einer kranken Frau, und als ich den Schloßberg hinaufgestiegen war, bemerkte ich zwischen dem Buschwerke hindurch diese Staffelei mit der Leinwand darauf, aber es saß niemand davor und malte. Ich trat herzu — wollte nur sehen, —"

Godemar bemerkte ihre Verlegenheit und begann zu erzählen: „Ich habe länger als ein Jahr im Kloster

Truenstein geweilt, und nun ich wieder fort muß in meine Heimat, wollte ich noch mehr als nur eine Erinnerung an den lieben Ort mitnehmen. Ich begann dies Bild zu malen; findet ihr, daß es ähnlich wird?"

„Es scheint mir sehr ähnlich zu werden", antwortete sie, indem sie etwas näher trat. „O daß ich auch so malen könnte!"

„Das sind Gaben des allgütigen Gottes, der jedem Menschen besondere Gaben geschenkt hat. Ihr seid nicht leer ausgegangen", setzte er hinzu, bewundernd die Jugendschönheit des Mädchens, deren sie offenbar sich nicht bewußt war.

„Ich kann nicht malen", entgegnete sie. „Ich habe euch aber schon einmal zugesehen, als ihr —"

„Mir?" unterbrach sie Godemar.

„Ja, als ihr — ich erkenne euch wieder — die Säulen ziertet im Kloster Truenstein, ihr hinget so gefährlich an einem langen Seile und nur auf einem kleinen Stuhle sitzend oben in der Höhe."

„Ich habe euch damals nicht gesehen."

„Mit meinem Vater stand ich unten im Gotteshause, und nachher, als wir nach dem Schlosse zurückkehrten, sagte mein Vater —"; sie hielt inne.

„Euer Vater sagte —?"

„Ja, Abt Engelbert hatte es ihm erzählt, ihr wäret ein Ritter und ein frommer Herr."

„Ich habe das Evangelium des heiligen Johannes im Kloster abgeschrieben", entgegnete Godemar demütig.

„Auch davon sagte unser würdiger Abt."

„Daß ich euch nie gesehen habe während des ganzen Jahres! Und nun jetzt, da ich heimkehre! — Wunderbar,

wie doch des Menschen Wege in Gottes Händen stehen. — Ihr wißt wohl auch meinen Namen?“ fragte er noch.

„Ja“, sagte sie und senkte die Augenwimpern. „Verzeiht mir, ich bitte nochmals —“, sagte sie noch, indem sie gehen wollte.

„O, es war mir eine Freude, daß eure Augen mein Bild gesehen. Und gewährt mir noch eine Gunst: sagt mir euren Namen.“

„Benigna“, antwortete sie schüchtern.

„Die Gütige — euer Angesicht sagt, daß ihr den Namen verdient.“

Sie errötete ein wenig; doch als Godemar ihr die Hand hinreichte, legte sie ihre Hand in die seine.

„Aber nun darf ich euch nicht mehr stören“, sagte sie dann, und indem sie ihn mit vollem Blicke ansah, entzog sie ihm die Hand und eilte dem Schloßthore zu.

Godemar sah ihr nach, bis sie verschwunden war. „Des Grafen Töchterlein — Benigna. Wie schön sie ist! Und ihre Augen das Allerschönste!“ Er ging ans Schloßthor, aber sie war nicht mehr zu sehen.

Mit dem Malen schaffte es an diesem Tage nicht viel mehr. Godemar wandte seine Blicke mehrmals nach dem Schloßthore hin, obgleich er wohl wußte, daß Benigna heute nicht wiederkehren würde.

Täglich saß er am Schloßthore und malte, und es ging fortan mit der Arbeit nur langsam weiter. Weshalb er nur immer wieder an Benigna denken mußte? „Ich habe alle Menschen lieb“, so dachte er in seinem Sinnen bei der Malerei, „aber doch dies Mädchen habe ich lieber als Alle. Ist das die Liebe, von der die Menschen reden? Das ist eine süßere Wonne noch als die Liebe, welche die heilige Schrift von uns gegen alle

Menschen fordert. Benigna, du Gütige, du liebes Kind. Ich habe meine Mutter lieb; seit einem Jahre habe ich sie nicht gesehen und freue mich, daß ich sie nun bald wieder sehen werde. Auch meinen Bruder und Eyliger und Wolfgang werde ich wieder sehen. Das ist aber alles eine andere Liebe als diese. Diese ist wie Maienwonne, wie Rosenblüte, wie alle Freuden dieser Welt in Eins. Aber wenn sie mich nicht wieder liebt, so wären das auch alle Schmerzen in Eins. Benigna! O wenn ich sie doch noch einmal wieder sähe! Sagte sie nicht, sie habe eine kranke Frau unten im Dorfe besucht? Wenn ich sie auf dem Wege etwa träfe —!"

Am nächsten Morgen war Godemar auf dem Wege, welcher vom Schloßberge hinab in das Dorf führte. „Dich, mein Gott", so hatte er in seinem Morgengebete gesprochen, „dich habe ich lieber als alles in deiner weiten Welt, du weißt es, mein Gott und Vater im Himmel. In mein Herz gabest du die Liebe zu einem deiner Menschenkinder, und so es dir gefällt, so schaffe du, daß auch ich Liebe von ihr empfange. Ich bitte dich darum, denn meine Liebe ist rein wie der Morgentau. Deine Augen sehen auf eines Jeglichen Weg; darum soll ich wiedersehen, die ich lieb habe, so kannst du es fügen. Sonst wie du es willst, so ziehe ich heim. Nur laß allezeit dein Kind mich bleiben und deine Liebe fühlen und heilig leben in deiner Liebe."

Benigna kam den Weg vom Thale herauf. Sie errötete, als sie den Ritter erblickte. Als Godemar ihr die Hand darbot, sah sie mit vollem Blick in seine Augen und reichte ihm ihre Hand. Mit Wonne fühlte Godemar, wie die Finger leise zitterten. Keines von beiden sagte ein Wort. Endlich sprach Godemar innigherzlich: „Benigna."

Sie schlug die Augen nieder.

„Kommt die gütige Benigna wieder von ihrer kranken Frau?“ fragte er dann.

„Ja, es ist eine arme alte Frau, eine Witwe, die ihr täglich Brot nicht hat.“

„Die heilige Schrift nennt es einen reinen und unbefleckten Gottesdienst vor Gott dem Vater, wenn jemand Waisen und Witwen in ihrer Trübsal besucht.“

„Ich bin eine Waise, da ich keine Mutter mehr habe, aber sie war eine liebe Mutter und hat an dieser Witwe viel Gutes gethan: sollte ich nun als Waise nicht handeln wie meine Mutter? Ich meine auch, sie sieht es vom Himmel und freut sich.“

„Welch reiches Herz! Benigna, schenk' es mir“, bat Godemar mit zärtlichen Blicken.

„Mein Herz?“ — und in süßer Verwirrung ihm groß in die Augen sehend, fragte sie weiter: „Ihr habt mich lieb?“

„Wie keinen Menschen in der großen, weiten Welt! Lieber als meine Mutter und meinen Bruder, — dich, Benigna.“

„Godemar“, flüsterten ihre Lippen.

„Zum ersten Male sprichst du meinen Namen.“

„Nicht zum ersten Male — ich habe ihn ganz leise ausgesprochen vorhin, als ich den Berg hinaufstieg in der Waldeseinsamkeit.“

„O, so hast du mich auch lieb, du Gütige, du Süße, du Schönste?“

„Du weißt es ja schon.“

„Ja, ich weiß es und danke es hinauf in den Himmel Gottes. Aber sag' es mir einmal — sag' es mir.“

„Ich habe dich von Herzen lieb — Godemar.“ Sie

legte ihren Kopf an seine Brust, und Godemar küßte sie auf die Stirn.

„Eile fort, daß niemand uns sieht“, flüsterte sie, sich aus seinem Arme windend und ängstlich um sich blickend.

„Du bist mein vor aller Welt, und du kürzest die Wonne der ersten Liebe —?“

„Du kürzest sie, Godemar, denn du willst in deine Heimat kehren: o bleibe noch eine Zeitlang“, bat sie, ihn innig anblickend.

„Ich kehre bald wieder, du weißt, wie gerne, und ich bin auch bei dir zu jeder Stunde mit meinem Herzen und seinen Gedanken — bei dir, Benigna.“

„Und ich bei dir wie die Luft und das Licht, die dich umgeben. Lebe wohl, Godemar! Auf Wiedersehen —“, rief sie noch zurück, als sie den Berg hinaufeilte, „auf Wiedersehen, mein Geliebter.“

Godemar blieb noch eine Weile an der Stelle des Weges und schaute hinauf, wo Benigna schon zwischen Buschwerk den Blicken entschwunden war; dann ging er weiter den Schloßberg hinab. An einer Stelle des Weges, wo ein Durchhau im Walde die Aussicht ins Thal und auf die Ebene darbot, blieb er stehen —: es war dieselbe Stelle, wo Benigna vorhin seinen Namen leise gesprochen hatte. Godemar blickte lange hinaus in die schöne Welt, dann sprach er, die gefalteten Hände auf sein Herz legend: „Du hast die Bitte gewährt, die ich am Morgen von dir erflehte; ich danke dir, du gütiger Gott. So erfülle mir auch diese Bitte: laß die Liebe dieses Mädchens mir nicht teurer werden als deine Liebe zu mir, bewahre mich vor dieser Sünde. Wenn ich sie wieder sehen soll, die du lieb hast und ich auch, es steht bei dir. Bewahre sie mit deiner Gnade und segne sie auf allen Wegen.“ Er

gelangte auf einem andern Pfade nach dem Kloster Truenstein. Vergeblich versuchte er an den beiden folgenden Tagen, Benigna noch einmal zu begegnen.

Nach zwei Tagen in der Morgenfrühe brach Godemar auf, er hatte seine Abschrift des Evangeliums Sankt Johannis zusammen geschnürt mit dem Bilde vom Kloster Truenstein; Justinus hatte für ausreichenden Lebensunterhalt gesorgt, und der Abt Engelbert war zum Verwundern der Mönche schon früh von seinem Lager aufgestanden, um den jugendlichen Freund nicht ohne Abschied ziehen zu lassen. Godemar war reisefertig in die geräumige Zelle des Abtes getreten, und dieser sprach zu ihm, seine Hände ergreifend und mit Rührung: „Du bist mir lieb geworden wie ein Sohn, darum geleiten dich meine Gedanken und Gebete auf deinem Wege. Ich stelle dich unter die Hut des allmächtigen Gottes und befehle dich ihm, der Alles mit dir wohl machen möge. Ob du mein Angesicht wieder sehen wirst —? Gott mag's fügen; doch ich weiß, du lieber Sohn, daß du meiner in Frieden gedenken wirst. Der Herr segne dich", fuhr er fort, indem er die Hände aufhob und sie dem knieenden Godemar aufs Haupt legte, „unser Gott und Vater segne dich mit seiner reichsten Gnade allerorten durch Jesum Christum." Dann küßte er ihm dreimal die Stirne, und Godemar sprach unter Dankesthränen: „Ich kann euch nicht vergelten, was ihr Liebes an mir gethan habt, doch unser Vater im Himmel wird's nicht versäumen; mir aber wird es eine selige Erquickung sein, daß ihr meiner in euren Gebeten vor Gott gedenken wollet."

Godemar wählte den Abstieg auf dem Wege, welcher vom Schloßberge ins Thal führte, in der Hoffnung, Benigna nochmals zu sehen; aber sie begegnete ihm nicht.

Wehmütig blieb er nach einer Wanderung im Thale auf einer Anhöhe stehen, über welche der Weg weiter führte und von der er einen letzten Anblick von Schloß Truenstein hatte. „Benigna“, rief er glückselig und wehmütig zugleich, und er konnte die Thränen in seinen Augen nicht zurückhalten, „Benigna, wann seh ich dich wieder?“

Am Mittage des zweiten Tages seiner Wanderschaft wurde er bei einem kleinen Dorfe, dessen Häuser auf einer sich absenkenden Bergwand erbaut waren, von einem heftigen Gewitter bedroht. Schon trieb sausender Wind schwere Tropfen vor sich her, als er an dem ersten Hause des Dörfchens ankam. Da die folgenden Häuser noch etwas entfernt lagen, trat er in das Haus, obgleich es klein war und ärmlich aussah. Auf der mit hartgestampftem Lehm belegten Diele war ein Herd, auf welchem ein kleines Feuer im Erlöschen war. Was an Hausgerät umherstand oder an den Wänden hing, sah alt und halbverbraucht aus. Kein Mensch, noch irgend ein lebendes Wesen war zu sehen. Godemar trat nach der rechten Wand hin an eine Thür, in welcher er eine kleine Fensterscheibe bemerkte. Dieselbe war von innen nicht ganz mit einem dünnen Vorhange zugedeckt, so daß er in eine kleine Stube hinein sehen konnte. Er erblickte darin eine alte Frau, welche in einem Lehnstuhle saß. Er klopfte an, und nach einem dumpfen, unverstandenen Laute der alten Frau trat er langsam in die Stube. Wenige einfache, alte Möbeln und leinene, nicht ganz saubere Vorhänge an den beiden engen Fenstern waren die einzige Ausstattung des Zimmers.

Godemar sprach die Bitte aus, bleiben zu dürfen, bis das Wetter vorüber gezogen wäre.

„Setze dich auf die Bank hier“, antwortete die alte

Frau. Dann erhob sie sich etwas mühsam aus dem Lehnstuhle und verließ die Stube mit den Worten: „Das Feuer muß ich austhun, daß nicht der Blitz herunter fährt.“

Die Frau hatte eine große, nun aber vom Alter gebeugte Gestalt. Auch ihr Gesicht trug reichliche Spuren des Alters: viele Falten und eine gelbliche Hautfarbe; aber die scharf geschnittene, ziemlich große Nase, die hohe Stirn, über welcher sich noch ziemlich dichtes, schneeweißes Haar wölbte, und die dunkeln Augen gaben dem Gesichte einen lebendigen Ausdruck.

„Ich bin im achtzigsten Jahre“, sagte sie, als sie zurückkehrte, „da geht Alles langsam. Ach, der Herr im Himmel wolle mein Haus behüten“, setzte sie hinzu, als ein greller Blitz hernieder fuhr, dem bald rollender Donner folgte.

„Bist du ganz allein im Hause?“ fragte Godemar teilnehmend.

„Ganz allein, ich habe niemand im Hause. Nebenan die Dorothea kommt aber jeden Tag und thut mir Arbeit. Es ist Erbarmen, wofür Gott sie segnen wird.“

„O gewiß“, fiel Godemar ein, an Benigna und ihre barmherzige Liebe gedenkend. „Unser Heiland hat ja verheißen: Selig sind die Barmherzigen, denn sie werden Barmherzigkeit erlangen.“

Verwundert blickte die alte Frau auf, die wieder ihren Platz in dem Lehnstuhle eingenommen hatte. „Bist du ein geistlicher Herr? Nach dem Aussehen bist du's nicht.“

„Nein, ich bin kein geistlicher Herr“, antwortete Godemar, „aber mein Herz hat Freude an den Wahrheiten der heiligen Schrift.“

Die Frau sah ihn lange durchforschend an und sagte

endlich: „Ich bin im achtzigsten Jahre, als ich halb so alt war, war ich eine glückliche Mutter, weil es meinem Sohne so ging wie dir, er hatte Freude an den Wahrheiten der heiligen Schrift, wie du sagst. Er ging in ein Kloster und lernte die fremden Sprachen und studierte die Schriften der Bibel —."

Sie hielt inne, und als Godemar einen wehmütig schmerzlichen Zug auf ihrem Angesichte bemerkte, fragte er: „Lebt dein Sohn nicht mehr?"

„O, er lebt, wenigstens hat mir niemand seinen Tod gemeldet bis zu dieser Stunde. Aber ich lebe für ihn nicht mehr; er ist Abt des Klosters geworden und ich eine darbende, alte Mutter."

„Dein Sohn — Abt eines Klosters? Sage mir, wer ist dein Sohn?"

„Oramolt, Abt im Kloster Tufaborn — das ist mein Sohn", setzte sie mit Nachdruck hinzu, als sie einen Zweifel las auf dem Angesichte Godemars.

„Das ist dein Sohn —?" wiederholte Godemar leise und fuhr dann fast erschrocken zusammen, als ein Blitzstrahl das vom Wetter verdunkelte kleine Zimmer erhellte.

Beide schwiegen, während der Donner in den Wetterwolken hin und her rollte,

„Sage mir", begann darauf Godemar nach einer Weile, „weshalb hat denn dein Sohn sich von dir, seiner Mutter, abgewendet? Weiß er nicht, daß du noch lebst?" Und als die alte Frau sich noch nicht zu einer Antwort herbei ließ, fragte er weiter: „Glaubt er etwa, daß du ausreichend zu leben habest?"

Endlich, als ob sie die Antwort sich abringen ließe, entgegnete sie: „Du bist noch jung, ich aber bin im acht-

zigsten Jahre und kenne die Welt und die Menschen. Sieh, mein Sohn schämt sich seiner Mutter!"

„Das ist nicht kindlich", urteilte Godemar.

„Und ich habe für mein Kind Alles gethan, was ich konnte: gearbeitet, gedarbt, gebetet. Das Gebet ist das Letzte geblieben, was ich noch für ihn thun kann."

Schmerzlich bewegt, neigte sie den Kopf, während ihre Hände gefaltet auf ihrem Schoße lagen. Godemar sah sie mit wehmutsvollem Blicke an, stand dann auf und trat neben sie an ihren Lehnstuhl. „Kann ich für ihn und dich etwas thun? Ich kenne deinen Sohn Oramolt."

„Du kennst meinen Sohn?" fragte sie verwundert und erfreut.

„Den Abt des Klosters Tufaborn —: der Nagel auf dem Mittelfinger seiner linken Hand ist blutrot."

„Das ist er, das ist mein Sohn! Gesegnet sei dein Eingang in mein Haus. Aber woher kennst du ihn?"

Godemar nannte seinen Namen und schilderte dann, daß das Kloster in der Nähe des Berges läge, auf welchem das Schloß seiner Väter stände, und daß er oft im Kloster in den heiligen Schriften studiert hätte mit Oramolts Erlaubnis.

„So war er denn wohl gegen dich gütig?" fragte die Mutter.

„Er hat mir noch niemals ein hartes Wort gesagt; nur mit meinem Bruder Lotho hat er eine Fehde gehabt, nach welcher mein Bruder mit ihm nichts mehr zu thun haben mag. Sieh, Oramolt ist nicht nur ein strenger geistlicher Herr in seinem Kloster, so daß weit und breit nicht solche Ordnung und Zucht zu finden ist wie unter den Mönchen zu Tufaborn, sondern er strebt auch in

allem seinen Handeln nach Vermehrung der Macht der Kirche. Ihren Besitz und Reichtum sucht er zu vergrößern, wo er kann."

„Und wendet doch mir nichts zu", unterbrach sie den Godemar.

„Versteh' wohl", erklärte dieser, „Oramolt selbst gebraucht den Reichtum nicht für sich, er lebt einfach und mäßig; nur allerdings benutzt er die Macht der Kirche, für sich Macht zu gewinnen, denn herrschen will er."

„So war er schon als Knabe unter seinen Spielkameraden", schaltete die Mutter ein.

„Und so wird er bleiben", bestätigte Godemar. „Widerspruch duldet er nicht, am wenigsten Widerspruch gegen die Lehren der Kirche. Darum suche ich auch allen geistlichen Wortwechsel mit ihm zu meiden. Denn in einem Hauptpunkte bin und bleibe ich allezeit andrer Meinung wie er."

„Worin seid ihr verschiedener Meinung?" fragte sie, als Godemar sich nicht weiter aussprach.

„Ich weiß nicht, ob du das verstehen wirst," erklärte Godemar. „Ich halte für Wahrheit, was die heilige Schrift lehrt, ihr unterwerfe ich meinen Glauben, denn ich habe sie, so weit ich darin geforscht habe, als wahr erkannt. Oramolt genügt die Lehre der Kirche, um die Bibel kümmert er sich nicht viel; oder er legt sie aus, danach wie die Kirche lehrt. Abt Engelbert, in dessen Kloster ich über ein Jahr lang war, hat mir den rechten Weg gewiesen." Als er merkte, daß die alte Frau für diese Darlegungen wenig Teilnahme zeigte, brach er dies Gespräch ab und fragte sie: „Woher hast du dein täglich Brot?"

„Ich habe es vom Erbarmen andrer Leute im Dorfe,

besonders meines Nachbars Tochter Dorothea bringt mir zu essen, wenn ich nichts habe. Ich bin im achtzigsten Jahre", sagte sie abermals, „früher erwarb ich etwas durch Spinnen, aber meine Arme und Finger können seit Jahren die Spindel nicht mehr halten und den Flachs auseinander zupfen. Danach verkaufte ich das Land und den kleinen Garten, welcher hier beim Hause liegt; aber das Geld ist alles längst aufgezehrt."

„Und dein Sohn weiß von dem Allen?" fragte Godemar. Zustimmend nickte die alte Frau mit dem Kopfe. „Vermutest du", fuhr Godemar weiter forschend fort, „daß dein Sohn einen besonderen Grund habe, weshalb er seiner Mutter vorenthält, was er so leicht ihr geben könnte und geben müßte?"

„Den Grund hat er mir selbst gesagt", antwortete sie nach langem Besinnen, „es mögen nun wohl zwölf Jahre her sein, da war er heimlich in der Kleidung eines Bauern bei mir. Aber ich habe mit niemand darüber geredet und ändere auch nichts an seinem Entschlusse, wenn ich mit dir davon sprechen wollte; denn du sagtest ganz recht, daß er keinen Widerspruch duldet. — Siehst du ihn wieder, so sage ihm kein Wort, daß du seine Mutter Jütte gesehen hast. Ich sage dir, es würde nichts Gutes dabei herauskommen; halte Frieden mit ihm. Mich aber möge Gottes Erbarmen versorgen, lieber will ich erhalten sein von dem Vater im Himmel, der mir durch erbarmende Menschen das Brot reicht, als durch einen Sohn, der seine Mutter verachtet. Halte Frieden mit ihm, sage ich dir."

„Also nicht einmal einen Gruß von dir soll ich sagen?"

„Nein", antwortete sie entschieden, „Jütte kennst du nicht! Mein Gruß geht doch im Stillen mit dir zu

meinem Sohne, lieb behalte ich ihn doch, meinen Sohn Oramolt.“ Thränen fielen auf ihren Schoß.

Godemar sagte ihr Dank für das Unterkommen in ihrem Hause und reichte ihr ein großes Silberstück. Auf einen Stock sich stützend, geleitete ihn Jütte bis an die Thür des Hauses. Dort reichte ihr Godemar nochmals die Hand, und nach einem Segenswunsche zog er weiter. Die Luft war rein und abgekühlt nach dem Gewitter, und einen Regenbogen sah Frau Jütte in der Luft ausgespannt über dem Ritter, dem sie mit wehmütig bewegtem Herzen nachschaute.

Godemar war auf die Glinze zurückgekehrt, von Allen mit Freude empfangen, am herzlichsten von Bertradis, welche unter Freudenthränen den Sohn fest in ihre Arme schloß und dann mit inniger Mutterwonne erkannte, wie schön und blühend ihr Godemar aussah. Auch Lotho freute sich aufrichtig über den heimgekehrten Bruder. Eyliger kam, von der Großmutter gerufen, vom Schloßhofe herauf und lief jauchzend auf Godemar zu: „Nun bleibst du doch bei uns, Onkel Godemar, und nicht wahr, nun gehen wir jeden Tag in den Wald und auf die Berge?“

Bertradis ließ für den Abend ein herrliches Mahl zurichten, zu welchem Lotho den edelsten Wein aus dem Keller heraufholen ließ. Scherzend sagte Godemar bei der Tafel, zu welcher auch die obersten Verwalter der Güter und die Förster des Schlosses zugezogen waren: „Um meinetwillen hast du, lieber Bruder, ein Mahl zubereitet wie im Gleichnisse des Herrn Jesu jener Vater, der sich der Wiederkehr seines verlorenen Sohnes freute. Ich bin aber mit meinen Gedanken und meinem Herzen oftmals bei euch gewesen, und ihr habt mich nicht ver-

loren. Ich bringe noch mit einen reichen Schatz, den ich mit Fleiß erworben habe, das Evangelium des heiligen Johannes, welches große und selige Worte unseres Heilandes enthält. Sie haben's nicht im Kloster unten; ich will es euch zeigen." Er winkte einen Diener herbei, gab ihm Weisung und sprach: „Bringe auch das Ölgemälde mit, welches dabei steht."

Der Diener brachte beides, die Abschrift und das Gemälde, und Godemar reichte es seiner Mutter. Als sie das Bild beschaute, setzte Godemar zur Erklärung hinzu: „Sieh, Mutter, das war meine Zelle, dort habe ich das Evangelium abgeschrieben. Das Bild habe ich aufgenommen von dem Thore aus, welches hineinführt in den Schloßhof vom Truenstein." Hell leuchteten seine Augen bei solchen Worten, er ergriff den großen krystallenen Pokal, welcher vor ihm stand, und leerte ihn, indes das Herz ihm höher klopfte und seine Augen groß und leuchtend wie in eine wonnige Ferne schauten.

Gleich am nächsten Morgen ging er hinab von der Glinze nach dem Kloster, um den Freund zu besuchen. Wolfgang war sehr überrascht, als er Godemar auf der Thürschwelle erblickte; aber überraschter noch war Godemar, als er den Freund anblickte: wie gealtert war er in dem einen Jahre, wie gefühlstot war dies Angesicht geworden!

Herzlich trat Godemar auf ihn zu. Aber der Mönch antwortete ihm nur: „Du, Godemar!" und schob die Rechte in sein Mönchsgewand aufs Herz; die Weisung des Abtes war ihm deutlich bewußt, die Weisung: „Die dort oben von der Glinze behandeln wir verächtlich, bis sie demütig zur Kirche zurückkehren! Godemar nicht ausgenommen, hörst du? Seit zwei Jahren hat er mir nicht

mehr gebeichtet, spielt den Frommen und spürt dem Evangelio des Johannes nach — als ob er von solchen Dingen auch etwas verstände! Wir haben ihn verwöhnt." Wolfgang gehorchte solcher Weisung, hatte doch der Abt ihm eine große Aussicht in die Ferne gestellt. „Zehn Jahre", hatte er gesagt, „bist du im Kloster Tufaborn, du hast nie gegen die Ordnung noch gegen meinen Willen gefehlt. Du bist ein Mann, wie die Kirche ihrer bedarf, ein Mann, der zum Segen der Kirche sich selbst verleugnet. Bleibe so, Wolfgang! Der Prior ist ein bejahrter Mann; ich ziehe dich Andern vor, wenn du in allem mir ferner gehorsam bist. Und du weißt, der Bischof will, was ich will!"

Godemar konnte sich in die gemessene Kühle des Freundes nicht hineinfinden und fragte: „Bist du krank, Wolfgang?"

„Nein", war die kurze Antwort. Doch er bedachte schnell, daß er auf diese Weise aus Godemar nichts herausbringen würde, und wandte sich dann an ihn mit den Worten: „Ich freue mich, dich wieder zu sehen. Bringst du das Evangelium Sankt Johannis mit vom Kloster Truenstein?"

„Ja, ich habe es ganz abgeschrieben", antwortete Godemar leicht umgestimmt, „nur die Initialen der Capitel muß ich noch ausmalen mit Farben und Gold. O, es wird ein herrliches Buch werden!"

„Für unser Kloster — nicht wahr, Godemar?" fragte Wolfgang.

„Für mich habe ich's abgeschrieben", entgegnete Godemar verwundert. „Oramolt hat mich doch nicht hingesandt", setzte er hinzu, „und Abt Engelbert hat mir gestattet, das alte Pergamentbuch des Klosters täg-

lich gebrauchen zu dürfen; er hat sogar manche Stunde selbst bei mir gesessen und mir den lateinischen Text verdeutscht, den ich dann in mein Buch eingetragen habe."

„Es sollte dir Freude machen, wenn du der Kirche einen Dienst erweisen kannst", stellte der Mönch ihm vor.

„Gerne würde ich das thun", entgegnete Godemar, „ich weiß, was ich ihr und dem Kloster verdanke. Ich will, wenn ihr euch gedulden wollt, nach meiner Abschrift eine andere fertigen, aber mein Evangelienbuch behalte ich." Dann sprach er weiter in herzlichem Tone: „Als Freunde sind wir von einander geschieden, Wolfgang, du gabst mir den Rat mit auf die Reise, daß ich freundlich gegen alle Menschen sein sollte; ich bin's gewesen und habe mich gut dabei gestanden. Aber du selbst bist nicht freundlich, jetzt, da ich wiederkehre. Wodurch habe ich deine Freundschaft verloren?"

„Du hast meine Freundschaft nicht verloren", entgegnete Wolfgang ziemlich kühl. „Ich glaube nur zu erkennen, daß wir einander nicht mehr verstehen."

„Warum meinst du das?" fragte Godemar voll Verwunderung.

„Du bist jung und lebensfroh und suchst in der Welt noch Glück und Liebe; ich habe mit der Welt abgeschlossen und will nichts mehr von ihr."

„Du denkst jetzt wie dein Abt, der sich auch einbildet, mit ihr fertig zu sein, und er will doch von der verachteten Welt Ehre haben und sähe sie am liebsten zu seinen Füßen. Wie anders war Abt Engelbert! Allezeit und gegen Alle gütig, bereit zu dienen auch den Geringsten, nachsichtig gegen Schwache: und sieh, dadurch herrschte er über Alle und ward wie ein Vater im Kloster geehrt."

„Ganz neue Anschauungen bringst du mit aus der Fremde“, bemerkte Wolfgang mit etwas verächtlichem Tone.

„Es sind die alten Anschauungen der heiligen Schrift“, entgegnete Godemar gelassen.

„Daß ich nicht wüßte!“ rief Wolfgang und stand auf von seinem Holzschemel.

„Ja, man beachtet hier im Kloster mehr die Schriften der Kirchenväter und die Heiligenlegenden als die Evangelienbücher und die Briefe der Apostel. Es wird dir aus dem Gedächtnisse entfallen sein der Ausspruch Jesu Christi, daß er nicht gekommen sei, sich dienen zu lassen, sondern daß er diene, und die Mahnung an seine Jünger, da er spricht: ‚So jemand will unter euch gewaltig sein, der sei euer Diener.‘ Und ich meine: die Bibel gilt!“

„Die Bibel gilt“, wiederholte Wolfgang. „Darum sage, hast du auf dem Truenstein auch das Wort des Apostel Paulus kennen gelernt, welches in dem Briefe an die Römer geschrieben steht: ‚So gebet nun jedermann, was ihr schuldig seid, Furcht, dem die Furcht gebührt, Ehre, dem die Ehre gebührt.‘“

„Ich verstehe nicht“, entgegnete Godemar gelassen, „weshalb du mich an diesen Befehl der Schrift erinnerst.“

„Hast du Ehrfurcht vor dem Abte Oramolt, unter dem du doch stehst als deinem Beichtvater und Seelsorger? Siehe, länger als zwei Jahre sind's, seit du nicht in seinem Beichtstuhle dich gedemütigt hast.“

„Mein Beichtstuhl steht im Himmel“, antwortete Godemar mit erhabener Ruhe, „da bekenne ich meine Sünden vor dem himmlischen Vater, von dem ich gewiß weiß, daß er gnädig ist.“ Als Wolfgang schwieg, fuhr

Godemar fort: „Du hast Recht, wir verstehen einander nicht mehr. Und könnten wir dennoch nicht Freunde bleiben?“ Er wollte ihm die Hand entgegen reichen; doch als jener das bemerkte, wandte er sich um. „Leb wohl, Wolfgang“, sprach Godemar, indem er fortging.

„Leb wohl“, gab Wolfgang abgewandt und kühl zurück.

Als Godemar eine Weile fort war, kam dem Mönche der Gedanke: Sollte diese Art der Behandlung nicht doch wohl die falsche sein? Und sein Gewissen sagte ihm auch, daß Godemar in manchen Punkten Recht hätte. Doch der Abt forderte Gehorsam, und er sah ein, daß er nur durch Gehorsam an das erwünschte Ziel gelangen könnte.“

Es verging nun eine lange Zeit, in der Godemar nicht nach dem Kloster hinabging. Dagegen beschäftigte er sich fortan viel mit Eyliger, welcher mit großer Zärtlichkeit an ihm hing. In den Morgenstunden unterwies er ihn im Lesen und Schreiben, ließ ihn Sprüche aus den Evangelien lernen und gab ihm auch Anweisung im Zeichnen. Des Nachmittags pflegte er mit ihm in den Bergen und Thälern umherzustreifen, und dabei lehrte er ihn, die Welt im Lichte Gottes zu betrachten.

Eines Morgens ließ Godemar den Knaben allein arbeiten, da sein Bruder Lotho mit ihm nach den Kohlenmeilern hinausreiten wollte, deren er mehrere in einem überaus dichten Fichtenwalde hatte anlegen lassen. Es war ein milder Herbstmorgen. Die Tauwolken senkten sich schon vor der steigenden Sonne an den Bergen und Wäldern hinab in die Thäler, als die beiden Brüder aus dem Schloßthore von der Glinze hinausritten, Lotho auf einem Braunen, Godemar auf einem Goldfuchse. Es war ein herrliches Paar: beide groß von Gestalt; die

Häupter bedeckt mit Baretts, auf denen große Federn über den blonden Locken wallten; beide gekleidet in Wämser von dunkelgrünem Sammet; die Beine in langen Reiterstiefeln mit silbernen, klingenden Sporen; beide auf hohen, mutigen Pferden. Bertradis schaute, froh bewegt in ihrem Mutterherzen, vom Altane den Söhnen nach, bis deren Weg sie in den Wald führte. Sie redeten mit einander in herzlicher Brüderlichkeit über mancherlei. Es blieb nicht aus, daß sie auch auf den Abt und Wolfgang und auf das Kloster zu sprechen kamen.

„Ich verstehe nicht", meinte Lotho, „was dich noch immer dahin zieht. Ich traue den heiligen Mönchen nicht."

Godemar rühmte dagegen all den Segen, den er dem Kloster zu verdanken habe.

Der Bruder ließ ihn ausreden und entgegnete dann: „Ich habe weder Segen noch Trost von daher empfangen, und darum verwinde ich auch den Drosseler nicht, den ich dem Kloster geschenkt habe —: mein bestes Wildgehege! Sieh nur" — und er wies mit der Hand nach der Seite — „sieh nur diese dichte Wand von Buchen und Eichen, an eine Stunde weit zieht der Forst über die Berge."

„Warum gabest du ihn denn dem Kloster zum Geschenke? Sie konnten dich doch nicht zwingen?" fragte Godemar.

„Du weißt es nicht? Hat dir die Mutter nicht davon gesagt?"

„Niemals, Lotho."

„So weißt du auch nicht —?" Er hielt inne.

„Was weiß ich nicht?"

„Freilich, du warest damals fast noch ein Knabe. O, so lange schon ist's her, und die Wunde reißt doch manchmal wieder auf."

„Sage doch, Bruder, was es mit dem Drosseler auf sich hat.“

Lotho sah gradeaus in die Ferne und sprach mit dumpfem Tone: „Diese Hand hat Eyligers Vater ermordet und —“.

„Lotho!“ rief Godemar, schmerzlich bewegt.

Dann erzählte der ältere Bruder von der Ursache und dem Vorgange und endete mit der Frage: „Hast du mich doch noch lieb?“

Godemar reichte ihm die Hand hinüber und sprach: „Mein armer Bruder!“

„Arm“, seufzte Lotho, „ja, arm, und niemand macht mich reich. Die Kirche nahm das Opfer meiner Sühne und versprach mir Fürbitte und sagte mir Vergebung durch die Heiligen und durch Maria zu. Ich habe daran geglaubt, aber der verheißene Trost hat mich nicht gelabt. Danach habe ich meine Sünde vor Gott gebracht im Bußgebete und thue es an jedem Tage. Mein Herz ist leichter geworden, und ich fühle, daß Gottes Angesicht mir wieder zugewendet ist. Aber begraben, wahrhaft begraben zum Verwesen in Ewigkeit ist meine Sünde noch nicht bis diese Stunde.“

Godemar sah mit innigstem Erbarmen seitwärts auf seinen Bruder und bemerkte, daß ihm Thränen in den Augen standen. Dann ritten sie beide schweigend eine kleine Strecke neben einander, bis sie an einem großen Baumstamme vorüber kamen, welcher dicht am Wege im Grase lag.

„Laß uns eine Weile absitzen, Lotho, und die Pferde dort an die Buchen binden.“ Sie thaten, wie Godemar gesagt hatte.

Als die Brüder neben einander auf dem glatten

Stamme saßen, ergriff Godemar Lothos Hand. „Sei getrost, mein Bruder, die heilige Schrift zeigt einen Gnadenweg Gottes; ich will dir sagen, was ich aus der Bibel über die Vergebung weiß. Gieb dich ganz in die Gemeinschaft Jesu Christi, setze ihn über dich als deinen Herrn und Heiland; so schafft er dich um zu einer neuen Kreatur, welche Gott gefallen wird. Denn in dem Bilde des Sohnes schauest du Gott und lernst ihn lieben und magst dann in solcher Liebe nicht mehr sündigen, weder gegen Gott, noch gegen die Menschen. Aber auch um Christi selber willen lernst du die Sünde meiden, denn du magst das nicht thun, was deinen Herrn unschuldig in den Tod gebracht hat. Solch eine Macht sollte nach Gottes Gedanken der Tod seines eingeborenen Sohnes haben, und darum hat er in seiner wunderbaren Liebe ihn in die Schmach des Kreuzes gegeben. Hilft dir nun dieses Opfer des barmherzigen Gottes zur Genesung von der Sünde und zur Heiligung deines Herzens, dann kommt ganz gewiß die selige Stunde, in welcher Gott alle deine Schuld begräbt."

„Die Stunde möge kommen und nicht allzu ferne sein", sagte Lotho, dem Bruder herzlich die Hand drückend.

„Die heilige Schrift trügt nicht, und Gott selber hilft, daß wahr werde, was er zu unserm Frieden bereitet hat", beteuerte Godemar.

„Wie bist du mir weit voraus in seligen und ewigen Dingen! Du bist viel glücklicher als ich." Und dann stand Lotho auf und trat vor den Bruder. „Hast du mich doch noch lieb, Godemar?"

„Herzlich lieb", antwortete er und umarmte seinen Bruder. Und als sein Mund ihn geküßt hatte, sprach er: „Gott wird dir all seinen Frieden schenken."

Dann stiegen sie wieder auf ihre Pferde, und in schnellem Trabe erreichten sie bald die Kohlenmeiler. Am Mittage kehrten sie auf das Schloß zurück.

Der Abend dieses Herbsttages deckte dichten Nebel über Berg und Thal. Bertradis hatte in dem weiten Kamine ihres Gemaches ein helles Feuer anzünden lassen, und dahin folgten ihr auf ihre Einladung nach dem Abendessen die Ihrigen: ihre Söhne, Lothos Gemahlin Irmentraut und Eyliger. Die Großmutter gestattete letzterem sogar, seinen Windhund in die Kemnate mitbringen zu dürfen.

Godemar kam im Laufe des Gespräches, wie schon an andern Abenden, auf den Abt Engelbert zu reden. „Ich habe ihm viel zu verdanken, oder — wie ich in seinem Sinne sagen müßte — Gott hat mir durch ihn viel Gnade erwiesen. Wie manche Stunde hat er bei mir gesessen und mir den lateinischen Text ins Deutsche übersetzt, das ich dann in mein Buch eingetragen habe. Und außerdem führte er mich in das Verständnis von schwierigen Stellen, deren nicht wenige in dem Evangelio des Johannes sich finden. Das aber rühme ich doch als seine größte Weisheit, daß er in meinem Herzen eine Frage wachgerufen hat, welche niemals wieder zum Schweigen kommen wird. Das ist die Frage, welche in jeder Menschenseele wie eine heilige Mitgift Gottes sich vorfindet. Sie rührt sich zwar noch nicht in manchem jugendlichen Herzen, aber sie ist wie eine Frühlingsknospe unter dem Schnee, die nach dem Lichte hin auftreibt; allerdings bringt sie nachmals mancher Mensch, der sein Herz an die Welt und ihre Lust verloren hat, zum Schweigen und deckt sie zu wie Glut mit Asche. Wißt ihr, welche große Frage das ist — groß, und doch in

wenige Worte gefaßt? Wozu bin ich auf Erden? Das ist die große Frage. Oder wenn ich sie in Andacht vor Gottes Angesicht ausspräche, so würde sie lauten: ‚Wozu gabest du mir dieses Leben, du mein Gott, der du bist von Ewigkeit zu Ewigkeit? Vor mir vergingen tausende von Jahren, und nach mir kommen noch andere tausende, ich bin mitten darin in der Zeit, und nur eine kurze Spanne davon hast du mir zugemessen.‘ Und im Geiste würde der Ewige mir Antwort geben: ‚Ich will nicht allein selig sein, sondern will meine Wonne auch dir schenken. Siehe, die Handbreit Zeit gebe ich dir zur Vorbereitung auf die Ewigkeit.‘“

Der Ton seiner Rede hatte sich zur Begeisterung gesteigert, nun hielt er inne. Einen Augenblick schwiegen Alle, dann sprach Bertradis, die Hand Godemars ergreifend: „Mein lieber Sohn, du sagst die Wahrheit.“

„Gewiß sage ich die Wahrheit“, beteuerte er. „Unsere Zeit für die Ewigkeit, aber die Ewigkeit durch die Seligkeit! Hier muß ich selig werden, um es dort zu bleiben; doch beides durch Gottes Gnade.“

„So sage nun auch“, bat Irmentraut, „was heißt das: selig werden?“

„Selig werden“, antwortete Godemar, „heißt reich werden aus Gott, dadurch daß wir aus seinem Wesen Göttliches aufnehmen in unser Herz. Göttliches haben, es wahrhaft besitzen als einen Schatz und darüber heilige Freude empfinden: dieser Zustand ist die Seligkeit.“

„Dann sind nicht Viele selig und werden es auch wohl nicht in einem andern Leben“, bemerkte Lotho kleinmütig.

„Leider ist es so“, entgegnete Godemar, „und die Kirche trägt mit Schuld daran, denn Jesum Christum,

den Mittler unserer Seligkeit, hat sie zurück gestellt. Dagegen fordert sie vom Volke, daß es sich zu Maria und den Heiligen halte, die doch selber der Hilfe zur Seligkeit bedürfen. Das arme Volk ist zu bedauern. Das habe ich heute Morgen recht empfunden. Du warest", sprach er, zu Lotho gewendet, „mit dem Aufseher über die Kohlenmeiler in den Fichtenwald gegangen, um nach den gefällten Stämmen zu sehen, während ich bei dem jungen Kohlenbrenner blieb und mit ihm in ein Gespräch über seine Beschäftigung kam. Er schimpfte und fluchte über ein Unwetter, welches vor einigen Wochen sich hier entladen und drei Kohlenmeiler ausgelöscht und weggerissen hätte. Ich hielt ihm vor, daß er als ein Christ nicht fluchen dürfte, das wäre gegen Gottes Gebot; ich erfuhr dann aber, daß er weder die zehn Gebote, noch die Bibel kannte; von Christi Leben und Worten hatte er kaum gehört; als seinen Schutzheiligen rühmte er Laurentius, der ihn schon in den Himmel bringen würde: — das Heidentum in christlichem Gewande, nichts weiter! Und ich versichere euch, in Tufaborn und andern Klöstern der Christenheit giebt es Mönche, die nicht allzu weit über diese Seele hinausragen; etwas kirchliche Form, das ist Alles."

Als er schwieg, entgegnete Irmentraut: „Glaube nicht, Godemar, daß auch wir in den Lehren des Evangeliums so erfahren sind; lateinisch wird die Schrift uns im Gottesdienste vorgelesen, lateinisch wird gebetet am Altare, auf die Fürbitte der Heiligen sind wir gewiesen von Jugend auf und gewöhnt, die Reliquien zu verehren — wie ferne werden uns Gott und Christus gehalten! Und du meinst nun grade, Jesus Christus sei der Mittler unsrer Seligkeit —: wie ganz neu ist das,

den Gedanken in meinem Herzen! Und doch fühle ich ahnend, daß du die Wahrheit sagst."

„Ist das schwer zu verstehen?" entgegnete Godemar. „Alle Wahrheit ist einfach, und die christliche Wahrheit ist nicht von hochgelehrten Männern, sondern von gottesfürchtigen Leuten aus dem Volke, von den Aposteln unseres Herrn, aufgezeichnet. Und so lehrt die heilige Schrift: Jesus Christus war rein, ohne Sünde, darum wohnte sein himmlischer Vater ganz in ihm, wie er selbst gesagt hat: ‚Ich kenne den Vater', und an einer andern Stelle: ‚Ich zeige euch den Vater'. Wer sich in Glauben mit dem Sohne Gottes verbindet, in dessen Seele wird Gott geoffenbart und verklärt, und er wird Gott bald in seinem Herzen lieben und in solcher Liebe Gottes Kind werden. Das ist der Anfang unsrer Seligkeit, und ihren Fortgang nimmt sie in der Heiligung des Lebens: je mehr Liebe zu Gott als dem Vater, desto mehr Kindesgehorsam, also daß ein Kind Gottes der Sünde immer mehr abstirbt und Gott zu Gefallen lebt. Die Seligkeit kommt aus der Glaubensgemeinschaft mit Jesu Christo und aus der Wonne der Gotteskindschaft —: verstehst du das, Irmentraut?"

„O, ich begreife, daß dies der heilige Weg zur Seligkeit ist", sagte sie freudig bewegt. Und weiter nachsinnend, fuhr sie fort: „Du hast das Evangelium von Jesu Christo, wie Matthäus und Johannes es aufgeschrieben haben; laß mich das lesen, Godemar, willst du?"

„Ich lese es mit", fügte Lotho den Worten seiner Frau hinzu.

„Gewiß, ihr sollt es haben, und Gott gebe euch erleuchtete Augen des Geistes", antwortete Godemar erfreut.

„Wie doch Gott an einem Lichte ein anderes anzündet!“ setzte Irmentraut sinnend hinzu. —

Godemar war noch nicht wieder nach dem Kloster hinabgegangen. Denn zu dem kalten und herrschsüchtigen Dramolt fühlte er sich jetzt, nachdem er den ihm väterlich gesinnten Abt Engelbert kennen gelernt hatte, noch weniger als früher hingezogen; und die ihm unerklärliche Veränderung im Denken und Benehmen Wolfgangs, worüber Godemar erst nach längerer Zeit in seinem Gemüte wieder zur Ruhe kam, ließ es ihm ratsam erscheinen, den einstigen Freund fürs erste nicht zu besuchen. So verging denn der Winter, ohne daß er im Kloster eingekehrt war.

An dem Nachmittage eines sonnigen, milden Frühlingstages streifte Godemar allein über die Berge. Finken und Drosseln sangen ihre Lieder in den frischgrünen Zweigen. Er liebte vor allen den einen Berg, dessen Spitze eine Aussicht auf die Umgegend bot; dorthinauf war er auch an diesem Tage gestiegen. Nach Süden hin, nach den letzten Bergen schaute er lange. „Benigna, denkst du an mich? Ja, ich fühl' es — ich weiß es. Du willst mich umgeben, sagte dein Mund, wie das Licht. Es ist heller Frühlingstag, auch dort wohl in der Ferne: so bist du bei mir, bis die Nacht kommt und du die Augen schließest, die allersüßesten Augen. Meintest du's so, Benigna? Oder noch mehr — noch mehr? Wie die Luft wolltest du mich mit deinen Gedanken umgeben. So sagtest du beim Abschied —: wie die Luft, ohne die ich nicht leben kann! Niemand weiß es auf der weiten Erde, daß wir uns lieb haben — o, ein wunderseliges Geheimnis! Aber noch wonnereicher wär' es, wenn ich dich wiedersähe. Ich beneide Jeden, der dich sieht! —

Ich muß dich wiedersehen! Deine Augen sollen mein Glück mir sagen. Morgen wandre ich!"

Und indem er hinabstieg, dachte er bei sich: „Gott verzeihe mir die Sünde, wenn ich der Mutter und Lotho die halbe Wahrheit sage, daß ich Abt Engelbert besuchen will."

Als er schon eine Weile hinabgeschritten war, erblickte er an einer Stelle des Weges das Kloster. Wie feierlich und friedlich lag es da unten im Thale, umgeben von den hohen Linden in ihrem jungen Grün, und Alles überdeckt von dem goldenen Glanze der sich neigenden Sonne. Godemar blieb stehen, seine Augen suchten die Zelle Wolfgangs. „Wie böse war er neulich gegen mich!" so dachte er bei sich selbst, „das hat mir manche frohe Stunde verdorben, daß Wolfgang mir nicht mehr die alte Freundschaft erweist. O gewiß, viel fröhlicher zöge ich morgen dahin, wenn ich wüßte, daß er mir wieder gut ist."

Und so beschloß er, noch an dem Abend ihn im Kloster aufzusuchen; er bog ab auf einen Seitenweg, welcher da hinab führte.

Godemar traf den Mönch im Klostergarten und begrüßte ihn mit Herzlichkeit, so daß Wolfgang, dem beim Anblicke des schönen Jünglings das Bild Richenzas vor die Seele trat, auch nicht anders als mit Freundlichkeit ihm entgegen kam. Doch allmählich wurde er wieder gemessener, denn er ward eingedenk des Befehles von Oramolt, welcher ihm aufgetragen hatte, daß er Godemar, sobald derselbe wieder im Kloster erscheinen würde, ihm zuführen sollte. Wolfgang teilte das Godemar mit, dazu bemerkend, daß er nicht wüßte, weshalb der Abt mit ihm reden wollte. Er führte ihn dann nach dem Zimmer des Abtes und entfernte sich, nachdem Godemar eingetreten war.

Dramolt verwunderte sich über den unerwarteten Besuch, und indem er sich von seinem Sitze erhob, sprach er: „Ein seltener Gast im Kloster! Wer denkt nur, daß du den Weg zu uns noch findest?“

Godemar entgegnete nichts auf diese unfreundliche Begrüßung, da er sich vorgenommen hatte, es zu keinen Auseinandersetzungen kommen zu lassen. Er verneigte sich vor dem Abte und sprach mit bescheidenem Tone: „Ihr wünschtet mit mir zu reden, Herr Abt, — so sagte mir Wolfgang.“

„Ganz recht“, erwiderte Dramolt, „ich hatte ihn beauftragt, daß er dich herführen möchte, sobald du nach dem Kloster kämest.“ Er schob ihm einen Stuhl mit hoher aus Eichenholz geschnitzter Rückenlehne hin und lud ihn ein, sich zu setzen. „Ich wollte mit dir reden über die Abschriften, die du gemacht hast: gieb sie der Kirche.“

Godemar war über die Forderung des Abtes betroffen, er besann sich eine Weile und antwortete: „Das Kloster Tufaborn besitzt das Evangelium des Matthäus, welches ich im lateinischen Texte abgeschrieben und zum Teil verdeutscht in ein anderes Buch eingetragen habe. Eines zweiten Exemplares aber bedarf man zum Gottesdienste hier im Kloster nicht. Jedoch liegt euch daran, daß ihr auch das Evangelium des Johannes besitzet, so will ich gern der Kirche dienen und es euch abschreiben, sobald —“

„Nein, nein“, unterbrach ihn Dramolt, „deine Abschriften will ich haben.“

„Warum die grade?“ — Als der Abt keine Antwort gab, fragte er weiter: „Wegen der klaren Schrift? Wegen der Initialen?“

„Ich bin nicht gewohnt, daß man nach Gründen mich fragt“, sagte der Abt, die Falte zwischen den Augen zusammenziehend.

„Die Schriften sind mein Eigentum“' bemerkte Godemar dagegen.

„Darüber kann man andrer Meinung sein“, versetzte der Abt. „Jedenfalls —“ und damit schnitt er Godemar, welcher entgegnen wollte, die Rede ab — „ein weltlicher Herr und ein studiosus theologiae — das paßt nicht zu einander. Die geistlichen Schriften taugen nicht in deine Hände. Darum will ich sie haben!“

„In solcher Ansicht scheint ihr mit Abt Engelbert nicht zu stimmen. Der hat manche Stunde bei mir gesessen und dunkle Stellen im Evangelio mir erklärt.“

Der Abt trommelte mit seinen dürren Fingern auf der eichenen Tischplatte, und mit spöttischem Blicke seitwärts sich wendend, sprach er wie zu sich allein: „Ein alter und denkschwacher Mann!“

„Ich bitte, Herr Abt“, fiel Godemar ein, „schont den würdigen Mann, euren Bruder in Christo, — mir ein lieber, väterlich gesinnter Freund.“

„Der dich verwöhnt hat und seine Mönche nicht regieren kann“, fuhr der Abt fort.

Godemar wollte noch etwas entgegnen, doch er hielt an sich und schwieg. Und milder — als ob dies Schweigen auch den Abt besänftigt hätte — sprach derselbe weiter: „Sieh, das sind keine Schriften für Laien, und hätte ich damals ahnen können, daß du das Evangelium des Matthäus für dich und nicht für das Kloster hättest abschreiben wollen, so würde ich's gar nicht gestattet haben. Wir Geistlichen verstehen, die Erzählungen und Lehren darin im Sinne der Kirche und gemäß ihren Einrichtungen

zu deuten; dich aber entfremden sie der Kirche.“ Godemar schüttelte verneinend den Kopf, und der Abt fuhr fort: „Das beweisest du doch durch dich selbst. Seit länger als zwei Jahren hast du dich nicht zur Beichte eingefunden, du kommst zum Gottesdienste sogar an den Festtagen nicht, du scheinst es auch zu veranlassen, daß deine Mutter und Irmentraut fern bleiben. Ich dächte, das wäre Beweis genug.“

Godemar sann nach, legte dann die Hände zusammen und sprach: „Ich bin ein Kind Gottes und bin es geworden durch die Bücher der heiligen Schrift und durch die Gnade Gottes, den ich nun in Christo Jesu meinen Vater nenne. Darum die Schriften muß ich behalten.“

„Du behältst sie nicht!“ rief der Abt, „sie gebühren der Kirche, der du durch sie fremd geworden bist.“

„Im Gegenteil“, entgegnete Godemar mit scheinbarer Gelassenheit, „denn durch das Evangelium Jesu Christi weiß ich, wie die wahre, rechte Kirche sein sollte und daß nur die wahrhaft zu ihr gehören, welche die Salbung des heiligen Geistes empfangen haben und den Willen thun des Vaters im Himmel.“

Mit einem Seitenblicke maß ihn der Abt, und als er einen Zug der Begeisterung auf seinem Angesichte las, hielt er's für angemessen, ihm spöttisch zu antworten: „Schau doch, wie beredt der studiosus theologiae sprechen kann! Wie weise der wahre Jünger des Herrn geworden ist! Kloster Truenstein kann Wunder verrichten.“

Godemar schwieg. Der Abt erhob sich, stellte sich vor den Jüngling hin, welcher gleichfalls aufgestanden war, und sah ihn prüfend an. Dann that er einige Schritte durchs Zimmer und blieb wieder vor Godemar stehen, ihn scharf mit den grauen Augen anblickend. „Du verstehst

nicht," sprach er dann mit Betonung, „daß die Kirche um des einfachen Volkes willen manches anders gestalten und lehren muß, als es in dem Evangelio steht; du verstehst nicht, wie sie sich zu dem Zwecke der heiligen Väter und Kirchenlehrer bedienen muß; du begreifst das nicht, daß der Diener der Kirche gegenüber dem unmündigen Volke eine Hoheit und Macht besitzen muß, ohne die er es nicht leiten noch strafen kann."

„Angenommen, ich gäbe euch in dem Allen Recht," antwortete Godemar, „warum denn aber soll ich mich als ein Unmündiger behandeln lassen, nachdem ich durch Gottes Gnade den Geist der Kindschaft empfangen habe? Denn wo der Geist des Herrn ist, da ist Freiheit, sagt die Schrift."

„Die Kirche kann keine Ausnahmen dulden," entgegnete Oramolt, „du aber nimmst dir Freiheiten heraus—".

„Freiheiten?" fragte Godemar verwundert.

Der Abt trat wiederum dicht vor ihn hin, und die grauen Augen durchdringend auf ihn richtend, fragte er: „Glaubst du an Maria, die Mutter Gottes, die gnadenreiche Himmelskönigin?"

„Die Schrift," antwortete Godemar, „nennt sie mit Recht die gebenedeiteste unter allen Weibern; aber die Königin des Himmels ist sie nicht, sondern Gott ist der Herr und König seiner Welt und der Vater in den Himmeln".

„Nun dann verwirfst du auch die Heiligen und ihr gesegnet Mittleramt?"

„Ich achte die heiligen Männer und Frauen der Christenheit, welche ein würdiges Zeugnis für Christum gegeben haben und in seinen Fußstapfen ihm nachgefolgt sind; dennoch vermögen sie nicht mehr, als durch ihren Glauben und Wandel ein Vorbild zu geben".

„Also nicht mehr? Danach scheinst du auch dem heiligen Haupte der Christenheit, dem Oberhirten der Kirche und Nachfolger Petri seine Ehre nicht zukommen zu lassen?“

„Christus ist das Haupt seiner Gemeinde, und dieser Eine ist unser Meister und Herr“.

„Da werden wir Diener der Kirche nach deiner Meinung wohl gar nichts mehr sein?“

„Ihr habt das größte Amt, welches einem Menschen auf Erden vertraut sein kann: den Menschen zu dienen, daß sie selig werden. Aber Christi Diener mögen wohl zusehen, daß sie nicht herrschen wollen über die Seelen, indem sie die Vergebung ihrer Sünden an sich reißen“.

„Das Recht möchtest du mir auch absprechen; darum kamst du nicht zu mir zur Beichte —?“

„Gott beichte ich meine Sünde, dem barmherzigen, gnadenreichen Vater, oder Jesu Christo, der am Kreuze durch die Sünde gelitten hat, sonst aber niemandem, es sei denn, daß ich über irgend einen Fehl mir Weisung wollte geben lassen durch einen erleuchteten Diener Gottes“.

Der Abt trat dicht vor ihn hin, hob drohend den Arm und sprach: „Wie fein du mit dem Worte mich richtest, du Ketzer, den die Kirche verdammen muß!“

Zornesröte trat auf das Angesicht Godemars. „Haltet ein,“ rief er, „ihr habt kein Recht, mich so zu schelten. Denn ich wiederhole es durch den Geist Gottes, der mir in Gnaden geschenkt ist: ich bin ein Kind Gottes“.

Spöttisch lächelnd entgegnete der Abt: „Und ich wiederhole es kraft meines Amtes, das mir gegeben ist: du bist ein Ketzer, ein ungehorsamer, abgefallener Sohn der heiligen Kirche“.

Den Jüngling verließ nun die bisher mühsam zurück=

gehaltene Beherrschung. „Und ich kenne einen Mann" — brach er los mit lauter Stimme — „der ein ungehorsamer Sohn ist gegen seine Mutter, denn er hat sich von ihr losgesagt und läßt sie darben in ihrem Alter. Und dieser Mann hat wunderbarer Weise ein hohes geistliches Amt!"

„Wen meinst du?" fragte der Abt.

„Ich habe Frau Jütte kennen gelernt," antwortete Godemar mit leiserer Stimme, „Frau Jütte, Herr Abt — genügt euch das zu wissen?"

Das magere Gesicht des Abtes war bleich geworden, und ehe er noch sich fassen konnte, stammelte er: „Kennen gelernt — meine Mutter?"

„Eure Mutter," wiederholte Godemar, „und wahrlich, doch nicht eure Mutter".

„Wohl meine Mutter, aber —" und nun hatte er seine ganze Beherrschung wiedergefunden — „noch trotziger als du gegen mich, ist — sie! Siehe, der Mund, der sich bald schließen wird, der Mund meiner Mutter will nicht — will nicht dem Sohne sagen, wer sein Vater war; das Geheimnis soll mit ins Grab, und ich will es wissen". Er stampfte mit dem Fuße auf den Boden. „Den Mund, der das nicht bekennen will, den lasse ich darben". Dann wandte er sich um und that wieder einige Schritte durch das Zimmer.

„Eure Mutter wird Gründe haben," wagte Godemar zu sagen, „weshalb ihr Herz euch das verschweigen muß".

„Gründe, Gründe —! Ich habe dir schon gesagt, ich bin nicht gewohnt, daß man mich nach Gründen fragt: so frage ich auch nicht nach den Gründen Anderer. Ich bin gewohnt, daß man mir gehorcht. Und das gebührt dir auch. Meiner Mutter gebe ich kein Brot, weil sie mir nicht gehorcht, merke das wohl! Gehorche mir, gieb

mir die Abschriften!“ rief er mit fast heiser klingender Stimme.

„Nein,“ antwortete Godemar entschieden.

„Ich sage dir im Namen der Kirche: gieb mir die Abschriften!“

„Nein,“ antwortete der Jüngling.“

Der Abt ging schnell aus dem Zimmer und kehrte nach wenigen Augenblicken mit vier Mönchen zurück. Godemar wußte das nicht zu deuten und fragte verwundert: „Was soll das, Herr Abt?“

Der Abt hob die rechte Hand drohend empor und sprach: „In Gegenwart dieser Männer frage ich dich zum dritten Male: Willst du mir die Abschriften der Evangelien geben?“

„Sie sind mein Eigentum und sind mir teuer zu meiner Seligkeit,“ antwortete der Jüngling, „darum abermals: Nein!“

Oramolt ließ mit Wucht den Arm sinken, als legte er einen Fluch auf den Ritter und schrie ihm ins Angesicht: „Trotziger Ketzer!“ — Und dann gegen die Mönche sich wendend, befahl er: „Hinab in die Bußzelle!“

Auf seinen Wink faßten die Fäuste der Männer den Ritter, banden dem sich heftig Wehrenden die Arme, stopften ihm, als er mit der Rache seines Bruders Lotho drohte, ein Stück Zeug in den Mund und führten ihn hinaus. Alle Gegenwehr war vergeblich. Die Männer schoben ihn durch einen langen Gang und dann zwei steinerne Treppen hinab nach der Bußzelle, einem gemauerten Gewölbe, welches durch ein schmales Fenster nur wenig Tageslicht erhielt. Der Pförtner des Klosters war hinter ihnen drein gekommen, auf der Schulter ein Bund Stroh und eine wollene Decke und in der Hand eine brennende Laterne tragend. Er schüttete das Stroh auf

die hölzerne Lagerstatt in der Zelle, legte die Decke darauf und verschloß und verriegelte dann die schwere Thür des Gewölbes.

Godemar, dessen Arme sie von den Fesseln befreit hatten, riß zuerst das Stück Zeug aus seinem Munde und warf es auf die Erde; dann setzte er sich auf die Lagerstatt, deren Umrisse er bei dem hineinfallenden Scheine des letzten Abendstrahles erkennen konnte. Lange verharrte er in Schweigen, die Arme auf die Kniee gestützt und mit den Händen das Gesicht verdeckend. „O mein Gott — so endet dieser Tag?“ seufzte er nach einer Weile. „Dein Kind in Jesu Christo — so hoch begnadet — und das darf geschehen? Was du mir geschenkt hast, das heilige Evangelium deines Sohnes, — das will ich behalten, weil's mir so lieb ist, und dafür darf mich ein Diener deiner Kirche strafen? Gieb mir deinen guten Geist, daß ich nicht irre werde an der Wahrheit, — Gott, o mein Gott!“

Ehe noch der letzte Lichtschimmer draußen an dem kleinen Fenster verlosch, öffnete jemand an der Thür von außen eine Klappe und bot Brot und einen Krug mit Wasser an. Godemar, erschöpft von seiner Bergwanderung und den Aufregungen, nahm beides hinein und genoß das Dargereichte. Währenddessen gingen seine Gedanken zu seiner Mutter und den Seinen auf der Glinze, er fühlte ihre Besorgnis über sein Ausbleiben nach.

Der Abt hatte noch am Abend allen Mönchen bei Androhung schwerer Strafen verboten, daß sie kein Wort über die Einschließung Godemars in die Bußzelle aus den Mauern des Klosters hinauskommen ließen. „Denn“, setzte er hinzu, „ich zweifle nicht, daß er nach einigen Tagen seine Meinung geändert hat und meinem Willen

sich fügt. Geht er dann bußfertig aus der Klosterpforte auf die Glinze zurück, so erfährt man da oben früh genug von der heilsamen Kirchenbuße. Vorher aber geht den Grafen Lotho diese geistliche Angelegenheit nichts an. Darum ihr schweigt!"

Daß er durch solchen Befehl die Angehörigen Godemars in schmerzliche Besorgnis versetzte, war ihm wohl bewußt, aber er wollte ihnen auch grade dadurch eine Mitbuße auferlegen für ihr Verabsäumen der Beichte und des Kirchenbesuches; und von solcher Bußzucht versprach er sich Besserung der Herzen und demütige Umkehr.

Die Sorge um den ausbleibenden Godemar bewegte bald alle Gemüter derer, welche auf der Glinze wohnten. Lotho durchstreifte in Begleitung zweier Knappen auf Rossen alle Wälder der Umgegend, wobei er hin und wieder die Hörner ertönen ließ. Als er am ersten Tage noch keine Spur von dem Bruder gefunden hatte, sandte er auch die Förster und Waldarbeiter in die Wälder. Eyliger durchsuchte mit seinem Windhunde in der Nähe des Schlosses jeden Busch und Strauch und rief wiederholt mit lauter Stimme „Onkel Godemar" in die Thäler hinab; abends schaute er von den verschiedenen Seiten des Schlosses erwartungsvoll aus, ob die Heimkehrenden den Gesuchten nicht mit zurück brächten. Das weiche Herz der Mutter, auf welchem schon so manche Sorge gelastet hatte, war durch diese Heimsuchung so schmerzlich bewegt, daß ihre Augen des Nachts keinen Schlaf fanden. Als Irmentraut die Vermutung äußerte, daß Godemar vielleicht nach dem Kloster gegangen und dort erkrankt wäre, sandte Bertradis einen Boten dahin ab; doch brachte derselbe die Nachricht, Godemar habe sich schon seit langer Zeit in Wolfgangs Zelle nicht mehr sehen lassen.

Es waren zehn Tage seitdem vergangen. Der Abt hatte durch den Klosterpförtner, welcher täglich die Speise an Godemar hineinreichte, gelegentlich fragen lassen, ob er den Abt zu sprechen wünschte; aber der Gefangene hatte kurz die Anfrage verneint. Abermals vergingen zehn Tage, da trat der Abt, nachdem er vorher befohlen hatte, daß alle Mönche sich fern hielten, vor die Thür der Bußzelle, öffnete die Klappe in der Thür und rief Godemar bei Namen.

„Wollt ihr mich frei lassen?" fragte derselbe von seinem Lager aus.

„Das steht bei dir", antwortete Dramolt. „Versprich mir, daß du die Evangelien mir bringst; ich weiß, als Ritter hältst du dein Wort. — Du antwortest nichts? Sieh, es ist nicht Trotz von mir, daß ich die Bücher haben will, die einen Laien verwirren können über die rechten Lehren der Kirche. Ich meine es wohl mit dir."

„Wenn das Wort wahr ist", entgegnete Godemar mit leichtem Spotte, „dann lasset meinen Bruder wissen, daß ihr mich eingeschlossen habt. Wüßte er das, so wäre ich längst wieder unter Gottes freiem Himmel."

Der Abt erschrak bei den kühnen Worten seines Gefangenen, denn obwohl er sich ganz berechtigt glaubte, an einem so ketzerisch Gesonnenen eine Kirchenstrafe vollziehen zu dürfen, so vermehrten doch diese Worte die Befürchtung, welche schon mehrmals seine Gedanken durchzogen hatte, nämlich daß Lotho solche Bußhaft seines Bruders nicht ruhig hingehen lassen würde. Gelegentlich hatte Wolfgang gewagt, auf diesen Ausgang hinzudeuten; jetzt schien es dem Abte gewiß, daß ein solcher kommen würde. Und da er sich selbst sagte, daß Lotho um so zorniger auftreten würde, je länger Godemars Verhaftung

gedauert hätte, so war er einen Augenblick entschlossen, ihn unter gelinden Bedingungen zu entlassen.

„Du sollst deine Freiheit wieder haben", sagte er in gelassenem Tone. „Glaube nur, mir liegt daran, daß ich mit dir und den Deinen auf der Glinze in Frieden lebe; ich will dich zu ihnen entlassen und hoffe, daß du selbst zum Frieden bei ihnen reden wirst. Schicke mir dann die beiden Evangelien, welche du abgeschrieben hast hierher ins Kloster, sie sollen dein Eigentum bleiben, so lange du lebst; und so oft du kommst, um darin lesen zu wollen, so sollen sie zu deiner Verfügung stehen. — Du besinnst dich noch?"

„Haltet ihr die Bücher nicht mehr für gefährlich für meine Seele?" fragte Godemar abermals mit leisem Spotte. „Ach, macht's einfacher, Herr Abt. Ich könnte, wenn ihr mich frei gelassen, versucht werden, meine Evangelienbücher euch doch nicht zu schicken. Darum sendet zu meinem Bruder und laßt sie euch ausbitten."

„Ich weiß, du hieltest dein Wort", beschönigte Oramolt.

„Ihr habt keine Beweise davon. Ich bin sogar in meinen Vorsätzen schwach. Ich wollte euch nie wissen lassen, daß ich eure Mutter kennen gelernt hätte, und doch, was Geheimnis bleiben sollte, es kam über meine Lippen. Wie wollt ihr denn also meinen Versprechungen glauben? Nein, schickt zu meinem Bruder und laßt die Bücher holen."

Der Abt wußte anfangs nicht, was er auf diesen abermals gemachten Vorschlag entgegnen sollte, zumal Godemars Bemerkung über das Verschweigen der Bekanntschaft mit seiner Mutter eine gewisse Unruhe in seine Gedanken gebracht hatte. Doch weil er nicht gesonnen war, die Bücher holen zu lassen, andrerseits aber über

das, was zwischen Godemar und seiner Mutter geredet war, gern Klarheit gewonnen hätte, so antwortete er mit begütigendem Tone: „Ich vertraue dir, wenn du versprichst, daß du sie mir übergeben willst. — Doch sage noch, ehe ich dich fortlasse: Wie kamst du zu meiner Mutter?" — Godemar antwortete nicht. „Wie erfuhrest du, daß sie meine Mutter sei?"

Godemar war an die geöffnete Klappe von innen herangetreten, was der Abt im Dunkeln nicht bemerkt hatte. Er erschrak daher, als Godemar mit klarem und betonendem Ausdrucke zu ihm sprach: „Eure Mutter, Herr Abt, ist eine kluge, ehrliche Frau. Sie — sie selbst — hat mir den Rat gegeben, als ich von ihr ging, ich sollte euch niemals wissen lassen, daß ich sie kennte. Und ich wollte, —"

„Hat sie dir gesagt, wer mein Vater ist?" unterbrach ihn Oramolt.

„Ich wollte", fuhr Godemar gelassen fort, „ich wäre ihrem Rate gefolgt."

„Du sollst mir Alles erzählen", rief der Abt mit innerer Erregung. „Du weißt den Grund, warum meine Mutter verschweigt, wer mein Vater ist."

Godemar wollte erzählen, wie er Frau Jütte kennen gelernt hätte, und begann: „Ich trat in das kleine Haus eurer Mutter, um Schutz zu suchen vor einem Gewitter, —"

„Du weichst mir aus", fiel der Abt ihm in die Rede, „grade wie du es in der letzten Beichte thatest. Höre, wonach ich dich frage: Warum will meine Mutter nicht sagen, wer mein Vater ist?"

Immer leidenschaftlicher war er bei seinen Worten geworden; ruhig antwortete Godemar: „Ich weiß es nicht, eure Mutter hat es mir nicht gesagt."

„Du lügst“, rief der Abt in ausbrechendem Zorne, „du lügst, verdammter Ketzer!“

„Herr Abt“, erwiderte Godemar und erhob die geballte Hand vor die Klappe in der Thür. „Herr Abt, haltet an euch! Ihr habt mich wahrlich genug gereizt.“

„Nicht genug! Der Ketzer wird nicht mürbe! Weißt du, daß wir noch eine andere Zelle haben, in die man weder Brot noch Wasser reicht?“ Dann schlug er mit einem teuflischen Lachen die Klappe zu und schob den eisernen Riegel davor.

An dem Abend dieses Tages trat Wolfgang in das Zimmer des Abtes, welcher ihn zu sich beschieden hatte. „Es kommt mir ungelegen“, sprach der Abt, „daß ich in geistlichen Angelegenheiten zu dem Bischofe reisen muß. Da der Prior krank ist, will ich dir die Aufsicht im Kloster übergeben. Kann ich das zuverlässig thun, Wolfgang?“

„Ja, Herr Abt“, antwortete der Mönch.

„Wir haben einen Gefangenen in der Bußzelle“, fuhr Oramolt fort, indem er den Mönch scharf prüfend ansah, „der Mann war einst dein Freund —?“

„Ein Mann, der ein Ketzer geworden ist und ein Feind der Kirche, kann mein Freund nicht sein“, erwiderte Wolfgang.

Der Abt nickte beistimmend zu. Dann legte er dem Mönche, dessen Ehrgeiz er an dem eigenen Ehrgeize abmaß, die rechte Hand auf die Schulter und sprach nachdrucksvoll: „Vielleicht, wenn ich wiederkehre, treffe ich unsern würdigen Prior nicht mehr unter den Lebenden, aber daß ich Diesen da in der Bußzelle wiederfinde, dafür bürgst du mir! — Du weißt, was ich dir in Aussicht gestellt habe.“ Er reichte dem Mönche bei dessen Weggehen seine Hand —: eine seltene Gunstbezeugung.

In der Frühe des nächsten Morgens trat der Abt seine Reise an —: jedoch nicht zu dem Bischofe, sondern zu seiner Mutter. Denn er zweifelte nicht, daß sie Godemar den Namen seines Vaters gesagt hätte; so konnte er, welcher von jedermann Gehorsam erwartete, diese Pein nicht länger ertragen, über jenen Punkt noch immer im Unklaren zu sein.

Wolfgang hielt am Abend einen Rundgang durch das ganze Kloster —: war's Pflichtgefühl, oder wollte er den Mönchen zeigen, welche Pflichten der Abt ihm anvertraut und wie sie ihm Achtung zu erweisen hätten? Er kam auch in den Gang, an dessen Ende die Bußzelle war. Vorn in dem Gange ließ er seine kleine Laterne auf dem Steinpflaster stehen und ging leise auf den ledernen Sandalen nach der Thür der Bußzelle. Er vernahm Godemars Stimme: er seufzte und weinte. Wolfgang legte leise sein Ohr an die Thür: Godemar erhob sich von seinem Lager — er betete: „O Gott, unser Vater in dem Himmel. Ich preise deine große Gnade, daß du mich in Christo Jesu zu deinem Kinde angenommen hast. So bist du denn meine Zuversicht und mein Trost und wirst nicht zugeben, daß mir Böses widerfahren darf. Hilf mir aus dieser Not, die ich um meines Glaubens willen leide, denn du bist gerecht; führe meine Sache und erlöse mich, denn du bist nahe. Doch ich gedulde mich, bis du mich herausführst, und halte deine Hand, so lange mich Finsternis decket. Erbarme dich aller Seelen, die dich noch nicht kennen, und habe Dank, o Vater, daß den Meinen die Sonne der Gerechtigkeit ist aufgegangen. Laß mich ruhen in deiner Gnade und erquicke mich mit süßem Schlafe. Amen."

Wolfgang hatte alle Worte des Betenden vernommen.

Alles Blut drängte nach seinem Herzen, er fühlte jeden Schlag, er hielt den Atem an, ganz leise nur hatte er, als Godemar zu beten aufgehört: „Amen" gesagt. Und dann schlich er vorsichtig und langsam zurück und ging in seine Klosterzelle. Auf seinem Lager sann er über Godemar nach, als der Schlaf ihm fern blieb. Die Worte des einstigen Freundes, welcher mit so aufrichtigem Danke sich ein Kind Gottes genannt hatte, klangen immer wieder durch seine Gedanken: das hätte er in seinem Herzen nicht rühmen können, Gottes Kind zu heißen; Godemar hatte einen viel seligeren Weg der Wahrheit gefunden! Gefunden — durch Gottes Gnade; so pries er's im Gebete. Ja, und hatte er selbst wohl nicht mit dazu helfen müssen in jenen Zeiten, als der Freund in seiner Zelle das Evangelium abschrieb und er es ihm übersetzen half? — „Und nun in der Bußzelle seit Wochen schon, weil er seine Evangelienbücher dem Abte nicht ausliefern will. Gehorchen mußte er wohl, der Kirche ist er vollen Gehorsam schuldig. — Doch sind denn die Bücher in seinen Händen gefährlich? Ein Kind Gottes dürfte doch wohl das Evangelium Jesu lesen. — Der Abt hat ihn zu scharf gestraft: Dafür in die Bußzelle? Und ich habe kein Wort dagegen gesagt — —! Prior des Klosters möchte ich werden. Du ehrgeizig Herz! Er betete, daß Gott ihm helfen möchte in seiner Not. Durch Gottes Fügung mußte ich mitwirken, daß er ein Kind Gottes werden konnte: so will ich denn auch helfen, daß er wieder frei wird."

Schon in der Frühe des folgenden Morgens trat Wolfgang in den Klostergarten. Seine Augen weilten nicht auf den blühenden Nelken und Rosen und Lilien, auf deren Blüten der Morgentau glitzerte; er eilte nach

einem Winkel an der Klostermauer, wo er Schiefer liegen wußte. Er wählte ein Täfelchen aus, zog ein Messer aus dem Mönchsgewande und ritzte mit der Spitze desselben folgende Worte in das Täfelchen: „Deinen Bruder findest du in der Bußzelle des Klosters Tufaborn.“ Dann umwickelte er die Tafel mehrmals mit Zeug und leinenem Faden, welche er mitgebracht hatte, und begab sich an eine Stelle der Klostermauer, wo ein aufgeschütteter Haufen von abgeschnittenem Buschwerke, von Unkraut und zusammen gelesenen Steinen einen Überblick über die Mauer gewährte. Auf der Außenseite führte in kurzer Entfernung ein Fußsteig vorüber. Nach längerem Warten erblickte er einen Knaben, welcher auf dem Wege daher kam. Wolfgang versteckte sein Gesicht hinter einen grünen Zweig, warf das Täfelchen herab und rief dem Knaben zu: „Trage das sogleich auf die Glinze zum Grafen Lotho, er wird dich reich belohnen.“ Sofort bückte er sich nieder und hörte nur, wie der Knabe noch rief und fragte; aber der Mönch antwortete nur noch, hinter der Mauer verborgen: „Trag das hin und eile.“

Wolfgang verließ die Erhöhung und kehrte erst nach einer Weile zurück; und nun gewahrte er, wie der Knabe den Weg nach der Glinze eingeschlagen hatte.

Am Nachmittage erschien Graf Lotho mit einer Schaar von etwa dreißig bewaffneten Leuten an dem Eingangsthore des Klosters. Als der Pförtner derselben ansichtig wurde, rief er: „Maria, Joseph! was will das werden?“ und schob noch einen schweren, eisernen Riegel hinter die verschlossene Thür.

Graf Lotho pochte mit dem Knaufe seines Schwertes gegen dieselbe. „Mein Bruder ist hier im Kloster in eurer Bußzelle. Laßt ihn frei!“

Der Pförtner leugnete nicht, daß das der Fall sei, sondern antwortete: „Der Abt ist verreist. Ich darf niemand hinauslassen.“

„So laß uns hinein. Das Weitere werden wir besorgen“, rief Lotho.

Die Hilferufe des Pförtners und das unablässige Pochen der Bewaffneten an der Klosterpforte hatten einige Mönche herbeigezogen. „Godemar ist nicht im Kloster!“ — riefen die einen; „sagt Wolfgang, daß er herkommt!“ — riefen andere; „Maria, Joseph!“ — wimmerte der Pförtner.

„Gebt meinen Bruder frei, so wird niemandem von euch etwas geschehen“, sprach Lotho. Dann gebot er seinen Leuten, daß sie durchaus keine Gewalt anwenden sollten, und fragte nach einer Weile, mit wem er zu verhandeln habe.

Indessen war Wolfgang herbeigekommen. „Was wollt ihr, Graf Lotho von der Glinze?“ fragte er innen mit lauter Stimme.

„Mein Bruder Godemar wird hier gefangen gehalten“, antwortete der Graf. „Bist du sein einstiger Freund Wolfgang, so sage die Wahrheit, weshalb er in die Bußzelle gesetzt ist.“

„Er will dem Abte die Evangelienbücher nicht aushändigen.“

„Die sind das Eigentum meines Bruders und zur Zeit in meiner Verwahrung; aber eher bringe ich den Abt in meine Hände als er meines Bruders Bücher in die seinigen.“

„Ich rate euch, meidet alle Gewalt gegen das Kloster und gegen die Kirche.“

„Ihr habt zuerst Gewalt gebraucht, ihr heiligen

Männer! Und wie viele Sorgen ihr uns bereitet habt und wie viele Thränen es einer Mutter gekostet hat, die ihren Sohn verloren glaubte, das wird in diesen Mauern nicht empfunden. Zwingt mich nicht zur Gewalt, sonst — auf mein Wort! — ich brauche Eisen und Feuer."

Wolfgang winkte den Mönchen, daß sie ihm folgen sollten, und er begab sich mit ihnen in die nahgelegene Zelle eines Klosterbruders. „Was ist eure Meinung? Was ist hier zu thun?" fragte er.

Die Einen waren der Ansicht, daß der Graf nur nichtige Drohungen ausspräche und Wolfgang den Gefangenen nicht frei geben dürfte; die Meisten dagegen sprachen die Befürchtung aus, daß Lotho sich nicht lange mehr besinnen und ihnen das Dach über dem Kopfe anzünden würde.

„Ihr seid dem Abte keine Verantwortung schuldig", entgegnete Wolfgang, „aber was soll ich thun, da er mir —"

„Kommt schnell", unterbrach ihn der Pförtner, welcher plötzlich in die Zelle getreten war, „sie reißen mit eisernen Stangen die Gitterstäbe aus dem Fenster neben der Pforte. — Ach, so was hab' ich noch nicht erlebt! Maria, Joseph, helft doch! Alle Heiligen, steht uns bei!"

So wehklagte er, während Wolfgang und die Mönche schon an ihm vorbei eilten nach der Pförtnerstube. Wolfgang nahte dem Fenster, an dessen starken Eisenstäben Lothos Leute mit aller Gewalt sich abmühten, sie aus den Steinen herauszubrechen. „Haltet ein", rief er, „ihr legt die Hände an Kirchengut."

„Ihr legtet sie an meinen Bruder. Und wenn ihr noch lange zögert, diese Pforte mir aufzuthun, so fliegt

der rote Hahn auf euer Klosterdach, so wahr ich Graf Lotho von der Glinze heiße!"

„Er thut es, sobald er seinen Bruder befreit hat", sagte Wolfgang, sich zu den Mönchen umwendend. „Ihr seid Zeugen", fuhr er fort, „daß ich der Gewalt weichen muß. Lieber jetzt den Grafen frei als ein brennendes Kloster!" Und dann wieder an das Fenster tretend, rief er: „Haltet ein, ich will mit dem Grafen Lotho verhandeln. — Graf Lotho", sprach er dann, als derselbe vor dem Fenster draußen sichtbar geworden war, „ich gebe euren Bruder frei und will ihn euch hinaus führen. Gebietet aber euren Leuten, daß sie das Kloster nicht weiter beschädigen."

„Tretet Alle zurück", rief Lotho.

„Versprechet", fuhr Wolfgang fort, „daß ihr, wenn euer Bruder wieder bei euch ist, samt euren Leuten abziehen werdet."

„Ich dächte", antwortete der Graf höhnisch, „euer Kloster hat mich seit Jahren nicht angezogen. Nur meinen Bruder heraus! Beeilt euch, damit ihr weiter singen und beten könnt, ihr heiligen Brüder!"

„Das Weitere wird der Abt mit euch verhandeln", bemerkte Wolfgang noch.

„Oder ich mit ihm", fügte Lotho hinzu.

Nach einer Weile wurde der Riegel an der Klosterpforte zurückgeschoben und das große Schloß geöffnet. Wolfgang führte Godemar hinaus. Lotho eilte auf den Bruder zu, umarmte und küßte ihn. „Wie bleich du aussiehst, du lieber Bruder. Weh dem, der das verschuldet!"

„O mein Bruder", antwortete Godemar; weiter konnte er nichts sagen vor Weinen und Wonne. Dann hob er

die Augen empor und sprach leise: „Wie ist das Licht den Augen süße — und diese Luft. O mein Gott, du hast meine Gebete erhört; ich danke dir. — Nun zu unsrer Mutter.“ Es traten dann die Leute von der Glinze herzu und drängten sich zu Godemar, um ihm die Hände zu reichen.

Das Schloß und der Riegel der Klosterpforte waren schon wieder geschlossen. Wolfgang blieb mit einigen Mönchen noch eine Weile hinter der Thür stehen und vernahm, wie Lotho sprach: „Ich weiß gewiß, dies ist kein christlich Kloster und dieser Abt kein Jünger unsres Herrn.“ Er vernahm auch noch, wie Godemar entgegnete: „Richte nicht, mein Bruder, sondern laß uns thun, wie unser Heiland geboten, da er spricht: ‚Liebet eure Feinde, segnet, die euch fluchen, thut wohl denen, die euch hassen, bittet für die, so euch beleidigen und verfolgen, auf daß ihr Kinder seid eures Vaters im Himmel.‘ — Dann eilte Wolfgang nach seiner Zelle, verriegelte sie von innen und setzte sich auf einen Holzschemel und blickte schweigend vor sich nieder.

Als die Brüder mit den Leuten von der Glinze dem Schlosse sich näherten, rief Eyliger, welcher von einem steinernen Altane ausgeschaut hatte, in das Gemach hinein, wo Bertradis und Irmentraut in banger Erwartung saßen: „Ich sehe Onkel Godemar! Sie kommen, sie bringen ihn mit mit — Onkel Godemar!“ Dann eilte er die Treppe hinab und lief aus dem Schloßthore ihnen entgegen. Nun begaben sich die Frauen auch hinab und traten in den unteren Saal des Schlosses.

Die Brüder waren mit Eyliger und ihren Leuten in dem Schloßhofe angelangt. Lotho wandte sich nun zu den Männern, erhob die rechte Hand und rief ihnen

zu: „Habt Alle Dank, ich will es euch lohnen.“ Godemar setzte hinzu: „Und lasset uns Frieden halten, so viel an uns ist.“

Als er sich umwandte, erblickte er seine Mutter, wie sie auf ihn zueilte. Er lief ihr entgegen. „Mein Godemar, mein liebes Kind!“ schluchzte sie unter Thränen und barg ihr Gesicht an seiner Brust. Er zog die Mutter in den Saal hinein. Auch Irmentraut begrüßte ihn mit Freudenthränen. „Gut, daß du wieder da bist, lieber Onkel Godemar“, jubelte Eyliger. „Aber die bösen Mönche“, setzte er hinzu, „haben dir gewiß nicht satt zu essen gegeben.“ „Wird Alles nachgeholt“, beruhigte ihn Lotho in heiterm Tone, „Großmütterchen wird den Onkel schon pflegen.“

Bei soviel Liebe, wie Godemar sie lange entbehrt hatte, gedachte er im Stillen an noch einen lieben Menschen unter Gottes Sonne, und ganz leise sprach er für sich: „Benigna“.

Zu derselben Stunde, als Godemar seine Mutter wiedersah, trat Abt Oramolt in die kleine Stube seiner Mutter. Er hatte unterwegs in einem Walde seine Kleider gewechselt und statt der geistlichen Tracht die mitgenommene Kleidung angelegt, so daß er nun wie ein Bauersmann aussah. Die Mutter erkannte ihn, obgleich sie schwer krank lag und fieberte; war er doch schon vor Jahren einmal in solcher Verkleidung bei ihr erschienen. Sie war nicht allein, sondern Dorothea, die Tochter des Nachbars, saß im Lehnstuhle vor ihrem Bette.

Die Kranke trocknete den Fieberschweiß von der Stirn und richtete sich mühsam ein wenig auf. Ihre Augen blickten weit geöffnet auf ihren Sohn. „Ahntest du meine Todesstunde? — Geh, Dorothee, — ich danke

dir für all deine Liebe. Geh nur — liebes Kind — Gott segne all deine Treue.“

Dorothee reichte Frau Jütte die Hand, sah prüfend und verwundert den Fremden an und ging hinaus.

Nach einer Weile suchte die Mutter von neuem sich aufzurichten, Oramolt legte seinen Arm unter die Kissen, auf denen der Kopf ruhte. „Schließe die Thür — es geht zu Ende“, sprach sie leise.

Er ließ den Kopf der Mutter sanft zurück sinken und verschloß die Thür. Dann trat er wieder an ihr Bett, ergriff ihre Hand und sprach: „Mutter, vergieb mir Alles, was ich an dir gefehlt habe; vergieb, ehe du nicht mehr sprechen kannst.“

„Gott vergebe dir Alles — wie er mir vergeben hat. — Ich habe nicht aufgehört — dich zu lieben —, mein Sohn Oramolt.“

„Ja, dein Sohn, Mutter. Aber sage mir jetzt in dieser Stunde, was ich immer zu wissen verlangt habe: Mutter, wer ist mein Vater?“ Die Kranke hielt die Augen geschlossen und schüttelte verneinend leise mit dem Kopfe. „Ich will es wissen“, betonte er, „und sagst du es nicht, ich lasse dich im Sterben allein.“

„Oramolt —“, jammerte die Mutter und schlug noch einmal die Augen auf.

„Lebt er noch?“ fragte er eilig.

„Er starb schon, als du vier Jahre alt warest.“

„Wie hieß mein Vater?“

„Du weißt genug, — er ist lange tot.“

„Nenne seinen Namen, oder ich gehe.“

„Dietrich Hein“, antwortete sie mit Aufgebot alles Atems.

„Dietrich Hein", wiederholte der Sohn. „Und was war mein Vater? Sage Alles."

Die Kranke antwortete nicht, sie begann zu röcheln.

„Was war mein Vater?" fragte er nochmals, angstvoll in die brechenden Augen der Mutter blickend. Nur noch einige Atemzüge folgten dem Röcheln, sie wurden immer kürzer und leiser, dann entfloh der letzte Hauch.

Der Sohn trug den Lehnstuhl von dem Bette der Toten in eine Ecke der kleinen Stube, setzte sich in demselben nieder und überlegte, was nun zu thun wäre. Auf keinen Fall sollte kund werden, daß er der Sohn der Verstorbenen sei; darum beschloß er, die Fürsorge für die Beerdigung der Mutter an Dorothee zu überlassen und etwa an deren Vater, welcher als Nachbar — meinte er bei sich — das wohl übernehmen würde, zumal wenn er selbst, sich für einen Verwandten der Toten ausgebend, die Kosten für die Beerdigung hergäbe. Sorgsam verwahrte er das Bündel mit der geistlichen Kleidung und begab sich in das Nachbarhaus.

Dorothee verließ sogleich, nachdem sie das Abscheiden der Frau Jütte vernommen hatte, das Haus und eilte zu der Entschlafenen. Oramolt war mit den Eltern des Mädchens allein. Er nannte sich einen fernen Verwandten von Frau Jütte, sei auf einer Reise durchgekommen und müsse wegen dringender Geschäfte dieselbe bald fortsetzen. Dann brachte er sein Anliegen inbetreff der Übernahme der Beerdigung vor und zahlte dem sich dazu bereit erklärenden Manne eine Summe Geld aus. Der Abt war redegewandt genug, um bald das Gespräch auf die Lebensverhältnisse von Frau Jütte zu bringen.

„Sie soll, wie ich vor Jahren einmal gehört habe,

verheiratet gewesen sein —?" sagte Oramolt mit möglichster Gleichgültigkeit.

„Man sagt so", antwortete der Mann —: ein einsilbiger Mensch.

„Das wird auch wohl so gewesen sein", bestätigte die Frau des Mannes, „denn sie nannte sich stets Frau Jütte."

„Sie soll ja doch auch einen Sohn gehabt haben", sagte Oramolt.

„Ja wohl, aber den Sohn", fuhr die redselige Frau fort, „hat sie allein groß gezogen, denn wenn sie auch den Vater des Knaben wirklich geheiratet hat, ums Brot für die Beiden hat er nicht gesorgt — so erzählte mir oftmals meine Mutter. Ihren Sohn und sich hat sie mit ihrer Hände Arbeit ernährt, und er ist dann in den geistlichen Stand getreten, hat sich aber nachher um seine Mutter nicht mehr gekümmert."

„Nicht gekümmert?" wiederholte Oramolt mit einem Tone der Befremdung. „Und der Vater? — Wie hieß denn der?"

„Ich weiß den Namen nicht mehr; er ist schon lange tot", antwortete die Frau.

„Was war er denn?" fragte Oramolt —: das war ja die Frage, um deren Beantwortung willen er sich auf die Reise gemacht hatte.

„Meine Mutter sagte — das weiß ich nur noch — er sei Nachrichter und Henker gewesen; er habe sie als Mädchen allein im Walde getroffen und sie gezwungen —".

„Niederträchtig!" rief Oramolt, im Zorne errötend und zugleich seine innere Bestürzung verdeckend.

„Daß du als Verwandter nie davon gehört hast!" meinte die Frau verwundert. „Es ist ja allerdings lange

her, und du mußt damals ein Kind gewesen sein", setzte sie hinzu.

„Ich wohne weit entfernt von hier, und wer sollte mir davon erzählt haben?" entgegnete Oramolt. „Also Henker?" sagte er leise.

„Henker und Scharfrichter", bestätigte die Frau. „In meiner Heimat hat er einmal einen Mörder hingerichtet mit dem Beile, wobei er dreimal hat zuschlagen müssen, bis der Kopf herunter war. Das zornige Volk hat ihn vom Schaffot herunter reißen wollen. Man behält so was, wenn es auch schon lange Jahre her ist. Mit der Verstorbenen — o, das war eine gute Frau — habe ich natürlich über so was niemals gesprochen; sie selbst kam auch auf ihre Jugendzeit nie zu reden. Maria und alle Heiligen mögen ihrer Seele gnädig sein! — Wie bist du denn mit ihr verwandt?" fragte sie den in tiefem Nachsinnen Dasitzenden.

„Ziemlich weitläufig. Ihre Mutter und mein — ja, wie war es denn?" sagte Oramolt und that, als wenn er mühsam nachdenke. „Laß es sein, wie es will. Ich danke euch, daß ihr für ein ehrliches Begräbnis der guten Frau Sorge tragen wollt. Meint ihr, daß das Geld ausreichen wird?"

„Ich denke ja wohl, denn wir machen es einfach", antwortete nun der Mann.

„Für eure Tochter nehmt noch diese Gabe", fuhr Oramolt fort. „Die Verstorbene hat mir gesagt, daß eure Tochter an ihr viel Gutes gethan hat." Er reichte der Frau mehrere Silberstücke. „Kann ich's mit meinen Geschäften einrichten", sagte er dann beim Fortgehen, „so komme ich zurück, um die Entschlafene zu Grabe zu geleiten." —

Er kam nicht zurück zu dem Tage, an welchem die Leiche seiner Mutter zur Erde bestattet wurde: das Herz war ihm wie zerbrochen, und es fehlte ihm die Kraft, die Rolle eines Verleugners weiter zu spielen. Er hatte vorher schon sein Bündel geholt und war in die Stube getreten, wo die Leiche lag. Er hatte die Hände gefaltet und ihr Angesicht noch eine Weile angesehen, — dann war er aus dem Hause und dem Dorfe hinausgeeilt und hatte sich nur noch einmal umgewandt, ehe er oberhalb des Dorfes in den Wald trat.

Zur Heimkehr nach Tufaborn gebrauchte er zwei Tage länger als zur Hinreise: bei der wenigen Speise, die er genoß, wurde er kraftlos zum Wandern; des Nachts, wenn er in den Dörfern einkehrte, fand er keinen Schlaf; oftmals setzte er sich seitwärts vom Wege nieder, um zu rasten und sich zu erholen. In dem Dickicht eines Waldes wollte er seine Bauernkleidung wieder gegen sein geistliches Gewand vertauschen. Er that das Bündel auf, beschaute das schwarze Abtkleid, und — es war, als wenn sich sein Mund zu einem Lachen verziehen wollte. „Als ich es auszog, wußte ich nicht, was ich nun weiß — was ich zu wissen begehrte. Meinen Willen setzte ich durch wie immer, und dies, dies ist dabei heraus gekommen! Der Sohn eines Henkers! Verflucht sei die Stunde, in welcher die Augen dieses Henkers meine Mutter sahen! Vielleicht war es ein einsam stiller Ort wie dieser. An solche Orte sieht wohl kein Gott im Himmel — oder doch? Warum denn habe ich an solch heimlichem Orte mein Leben angefangen? Ja, gliche ich wenigstens meiner Mutter! Wäre ich groß und hätte dunkle Augen. Aber seine Gestalt werde ich haben, die Gestalt meines Vaters, des Henkers, seine Augen, die grauen Augen des Scharf-

richters. Schrecklicher Mann! Mein Herz bebt vor meinem Vater, ob er auch lange tot ist. Aber ich lebe —: komm her, du Kleid des Abtes von Tufaborn; überdecke alle meine Schmach, die Gott im Zorn mir auferlegt. Ich will dennoch Ehre haben bei den Menschen — bei den Menschen, wenngleich ich des Henkers Sohn bin. Du Einziger, der du das auch weißt, du Ketzer in der Bußzelle, du mein Gefangener bis zu deinem letzten Atemzuge, du sollst mich bald wiedersehen im schwarzen Kleide des Abtes. Hinein in die Hülle, ich selbst eine verächtliche Hülle! Gehorsam soll alle Welt mir leisten; giebt Gott mir keine Ehre, so will ich sie bei den Menschen finden."

Oramolt hatte sich umgezogen, vergrub die Bauernkleidung im Dickicht des Waldes und schritt mit angenommener geistlicher Würde dem Kloster zu. Der Pförtner öffnete ihm die Klosterthür und jammerte in demütiger Haltung: „Bei allen Heiligen schwöre ich euch, Herr Abt, ich bin nicht Schuld, nein, wahrhaftig nicht! Wolfgang und die andern Mönche —"

„Was ist denn geschehen?" fragte der Abt. „Ich sehe, die Eisenstäbe an deinem Fenster sind verbogen."

„Belagert sind wir, bedroht mit Brand, ach Maria, Joseph! Den Tag werde ich im Leben nicht vergessen — den heiligen Urbanstag."

„Wer hat euch belagert und bedroht?"

„Graf Lotho."

„Graf Lotho?" wiederholt der Abt, und Zornesröte überdeckte das finstere Gesicht.

„Ja, und hat seinen Bruder weggeholt. Ich bin nicht Schuld, Herr Abt."

Wütend trat Oramolt mit dem linken Fuße auf den steinernen Boden der Vorhalle. „Ist Wolfgang im Kloster

geblieben?“ fragte er noch; und als der Pförtner durch Nicken des Kopfes die Frage bejahte, gebot er: „Sage ihm und allen Mönchen, daß sie sofort in das Refectorium kommen, gleichviel was sie treiben — alle, hörst du? Und du auch.“ Dann ging er mit schnellen Schritten in seine Abtzelle.

Nach einer Weile trat er in das Refectorium, wo er die Mönche versammelt fand. Ohne sie weiter zu begrüßen, begann er: „Weltlicher Macht weichen die Mönche des Klosters Tufaborn! Ihr habt nichts von dem Mute der Gemeinde, welcher die Verheißung gegeben, daß die Pforten der Hölle sie nicht überwältigen sollen. Ihr — ihr thut eure Pforte auf, die geheiligte des Klosters, und gebt in der Hölle Rachen einen Ketzer, welchen die Kirche strafen und bessern wollte. Dir, Wolfgang, übergab ich diesen Mann; ist's wirklich wahr, daß du ihn frei gelassen?“

Wolfgang berichtete nun über die Gewaltthaten und Drohungen des Grafen Lotho und schloß mit den Worten: „Ich habe mit Zustimmung der Brüder gehandelt, denn wir wollten lieber den Gefangenen als das Kloster preisgeben.“

Der Abt sah ihn mit durchforschenden Blicken an und sprach: „Geh, ich will die Andern hören.“

Die Mönche sprachen Wolfgang von aller Schuld frei; nur Vitus meinte, indem seine listigen Augen hin und her blinzelten: „Man mußte dem Grafen nur gar nicht eingestehen, daß sein Bruder im Kloster wäre; — durch wen mag der Graf das nur erfahren haben?“

Der ist klüger als ihr alle zusammen! — dachte der Abt bei sich, während er nach seiner Zelle zurück ging. Er überlegte dann, was er nun weiter thun wollte.

Denn dies ruhig hingehen lassen, diesen Angriff auf das Kloster und diesen Eingriff in seine Rechte, das war durchaus nicht seine Absicht. Doch kam er nicht sogleich zu einem festen Plane, ja es vergingen Wochen darüber.

Dagegen auf der Glinze war man schon schlüssig geworden, was jetzt das Ratsamste wäre. Es war Godemars Wunsch, für eine Zeit lang bei Abt Engelbert zu verweilen, und da Bertradis meinte, daß ihr Sohn dem Abte Oramolt aus den Augen kommen müßte, so stimmte sie dem Wunsche ihres Godemar zu, wie gerne sie ihn auch bei sich behalten hätte. In Begleitung eines Knappen ritt Godemar nach dem Kloster Truenstein, und nach einigen Tagen meldete der heimgekehrte Knappe, wie erfreut der dortige Abt ihn aufgenommen hätte.

Vertrauend auf Benignas Treue, begab sich Godemar eines Tages auf das Schloß Truenstein und warb bei dem Grafen um die Hand seiner Tochter. Zwar setzte der Graf seiner Werbung entgegen, daß er Benigna für einen andern Mann bestimmt hätte; doch als sie unerwartet eintrat und der Graf nun erfuhr, daß die Beiden einander längst kannten und liebten, da reichte er Godemar von der Glinze seine Hand und nannte ihn seinen Schwiegersohn.

Es folgten nun wonnereiche Tage und Wochen für die beiden Verlobten, welche in heiliger Liebe einander immer teurer wurden. Godemar malte auf Benignas Wunsch das Schloß von einer Stelle aus, welche sie gemeinsam ausgewählt hatten. Dann versuchte er, sie selbst zu malen, und Benigna saß nun manche Stunde seiner Staffelei gegenüber. „Ach“, sagte er einmal, als er aufgestanden war und mit untergeschlagenen Armen das Bild aus einiger Entfernung betrachtete, „die Linien

des Gesichtes treffe ich wohl und auch die Farbe des Haares und der Augen und der Wangen, aber alle die Anmut auf deinem Angesichte und die Liebe in den Augen und die Güte um deinen süßen Mund — wer kann das wiedergeben mit der toten Farbe? Zu lieb und engelgleich hat Gott dich geschaffen und dich mir geschenkt, du meine Benigna! — Weißt du, wie glücklich ich bin?" fragte er, ihr näher tretend und sie innig küssend.

Sie lächelte und antwortete mit weichem Tone: „Sei noch so glücklich, ich bin's noch mehr." Und als er ihr entgegnen wollte, schloß sie ihm den Mund mit Küssen.

Sie ahnten nichts in solch liebeseliger Stunde von dem Unwetter, welches schon heranzog und in wenigen Wochen sich über ihnen entladen sollte; es ging ihnen wie einem Landmanne, welcher am Morgen sein Weizenfeld mit Wohlgefallen beschaut, ohne zu ahnen, daß nach wenigen Stunden ein gewaltiges Hagelschauer alle Halme zerknicken und zu Boden walzen wird.

Graf Lotho hatte, entgegen dem Rate von Bertradis und Irmentraut, den Abt Oramolt von Tufaborn bei dem Bischofe wegen Überschreitung seiner geistlichen Gewalt angeklagt und gebeten, daß der Bischof die Angelegenheit untersuchen möchte. So erschien denn eines Tages im Kloster ein Prälat mit zwei Schreibern, um den Abt und die Mönche zu verhören. Er that das mit solcher Klugheit und Ruhe, daß er bald die Sinnesart des Abtes und die Sachlage klar durchschaute. Nach eingenommener Mahlzeit, bei welcher der alte Herr dem Abte begütigend zusprach, begab er sich auf die Glinze. „Audiatur et altera pars", sagte er beim Abschiede.

Der Abt konnte nicht unterlassen, darauf zu antworten: „Altera pars — haeretica!“

Nach einiger Zeit überbrachte ein Bote zwei Briefe des Bischofs, den einen an den Abt Oramolt, den andern an Graf Lotho von der Glinze. In dem Briefe an den Abt stand geschrieben: „Teurer und getreuer Bruder. Deines Eifers um die heilige Kirche halten wir uns versichert, wie wir denn auch mit Freuden bekennen, daß keiner der Äbte unserer Diöcese so treulich wie du bei seiner Herde weilt. Doch hat die Kirche als bewährt erfunden, daß man die Laien mag gewähren lassen, wo sie belieben, eine Zeitlang mit der Schrift sich zu beschäftigen. Du bist mit Pönitenz darein gefahren und hast die Grafen von der Glinze samt den Ihren dir entfremdet. So raten wir nun, daß du die Sache ruhen lassest, und wünschen solches unter Angeloben unserer Freundschaft. Nicolaus, Episcopus.“ Der Brief an den Grafen Lotho lautete: „Wie unser geistlich Amt gebietet, so ermahnen wir zum Frieden, zumal wir vorgesehen, daß deinem Bruder nichts widerfahren werde. Gleichwie nun er zurückgekehrt zu euch, so kehret ihr zurück zur Kirche, auf daß sie euch zur Seligkeit helfen möge. Dazu geben wir euch unsern Segen. Nicolaus, Episcopus.“

„Zurück zur Kirche — ja, doch nicht zum Kloster!“ urteilte Lotho, indem er den Brief zusammenfaltete; dem Boten ließ er reichlich Speise und Trank vorsetzen, ehe er ihn entließ.

Bertradis sprach, nachdem sie den Brief gelesen: „Ja, laßt uns Frieden halten. Wie der Bischof mahnt, so war's auch Godemars Meinung.“

„Denn Jesus Christus, sagte er mir“, — setzte Irmentraut hinzu — „habe unschuldig viel mehr gelitten, als er.“

Wie anders nahm Abt Oramolt den Brief auf. Denselben in der Hand zerknitternd, ging er zornig in seiner Zelle auf und nieder. „Heißt das nicht: mit einem Strohhalme auf die Hände schlagen, welche die Klosterfenster aufreißen und Brandfackeln aufs Kirchendach schleudern wollten? Heißt das nicht: die Schlange entwischen lassen, ehe ihr die Giftzähne ausgebrochen sind? Aber ich verfolge sie, bis ich sie auf den Kopf getreten habe. Der Herr Bischof rät zwar, daß ich die Sache ruhen lasse, und wünscht das sogar unter Angeloben seiner Freundschaft; so lautete ja wohl der Ausdruck?" — Er sah noch einmal hinein in den auseinander gefalteten Brief. — „Solche Freundschaft kann ja manchmal ganz nützlich sein. Verderben dürfen wir's nicht mit Herrn Nicolaus; aber gehorchen? Gehorchen, wo's gegen meinen Willen geht? Das wäre das erste Mal in meinem Leben. — So wird's gehen", sagte er nach einigem Nachsinnen —: „Der Abt von Tufaborn gehorcht, doch Oramolt läßt nicht die Sache ruhn. Man findet bei allen Dingen einen Ausweg, wenn man nur klaren Verstand hat!" Indem er so mit Selbstgefälligkeit sprach, setzte er sich beruhigter in seinen Lehnstuhl nieder und sann weiter nach.

Er war nach einiger Zeit zu einem Entschlusse gekommen, darum stand er plötzlich auf und ging in die Zelle des Mönches Vitus. „Vitus, ich weiß, du hast zwei Tugenden, du bist schlau und verschwiegen", sagte er zu dem Mönche, welcher mit seinen stechenden, schwarzen Augen den Abt überrascht ansah. „Meinst du, wirst du das erforschen können, auf welche Weise und durch wen Graf Lotho erfahren hat, daß sein Bruder durch mich in die Bußzelle gesetzt sei?"

„Das könnte ich doch nur ergründen, wenn ich auf dem Schlosse eine Zeitlang mich aufhalten könnte“, erwiderte Vitus.

„Du meinst, du müßtest bei dem Grafen in Dienst treten —?“ fragte der Abt, dem die Ausführung des Planes noch unklar schien.

„Als Diener“, ergänzte Vitus, „oder als Jäger oder Falkenträger oder Reitknecht — je nachdem der Graf mich verwenden könnte.“

„Das Alles könntest du werden?“ fragte der Abt. Klosterbruder Vitus nickte zustimmend. „Und wenn du dann da bist“, fuhr der Abt befriedigt fort, „und hast das Vertrauen des Grafen gewonnen oder etwa auch der alten Gräfin, was noch erwünschter wäre, denn Frauen reden leichter solche Sachen aus, dann —“

„O laßt mich nur machen“, fiel ihm Vitus in die Rede. „Verlaßt euch darauf, Herr Abt, ihr werdet bald erfahren, wie Graf Lotho Nachricht über seinen Bruder erhalten hat. Es ist zunächst nur nötig, daß ich heimlich und in andrer Kleidung das Kloster verlasse. Und etwas Geld müßte ich auch haben, denn Geld ist ein Schlüssel, der in die meisten Thüren paßt.“

Für den nächsten Morgen hatte der Abt sämtliche Mönche mitsamt dem Pförtner abermals in das Refectorium beschieden. Ehe er selbst dorthin eintrat und nachdem er sich vergewissert hatte, daß Alle versammelt waren, entließ er Vitus durch die Klosterpforte. Er hatte ihm das bauschige Wams eines Landsknechtes anlegen lassen, welcher vor Jahren krank in das Kloster gebracht und dort gestorben war; er hatte ihm auch Geld gegeben und zwar aus der Klosterkasse, denn die feine Unterscheidung zwischen dem Abte von Tufaborn

und Oramolt erschien nicht überall notwendig. Die Abwesenheit des Mönches erklärte der Abt den Mönchen damit, daß er ihnen mitteilte, er habe den „Bruder Vits" — wie sie ihn nannten — zur Pflege seiner kranken Mutter für einige Zeit entlassen.

Nach noch nicht drei Wochen kehrte Bruder Vits zurück und begab sich sofort in die Zelle des Abtes. „Verwundert euch nicht, Herr Abt, daß ich schon zurück komme; es ist nicht mehr nötig, daß ich auf der Glinze blieb, denn ich weiß Alles und habe Alles, wonach ihr verlangt."

„Vitus!" rief der Abt erfreut. „Was hast du, Vitus, was?"

„Die Schiefertafel, auf welcher dem Grafen Lotho mitgeteilt ist, wo Graf Godemar wäre." Er reichte sie dem Abte hin.

„Und wer hat das geschrieben?"

„Das weiß niemand auf der Glinze", entgegnete Vitus. „Ein Knabe hat sie dem Grafen gebracht und hat erzählt, sie sei ihm über die Klostermauer zugeworfen."

„Zugeworfen —? Nun, dann also doch von einem der Mönche. Wessen Handschrift ist das?" sagte Oramolt, indem er die Tafel betrachtete. „Es ist eine verstellte Handschrift. — Sage, wer gab dir die Tafel?"

„Niemand", antwortete Vitus. „Die Gräfin Bertradis verwahrte sie. Ich war Gärtner auf dem Schlosse und hatte durch die Dienerschaft von der Tafel gehört. Nun fand ich sie auf dem Tische in dem Zimmer der Gräfin, als ich Blumentöpfe in die Fenster auf der Terrasse setzte. Das ist wertvoller für uns als für euch! dachte ich und steckte die Tafel ein, als die Gräfin ins Freie hinausgetreten war. In der nächsten Stunde hatte

ich die Glinze verlassen; für diesen Lohn, den ich mitnahm, habe ich ihnen meinen Lohn als Gärtner geschenkt."

Ein Lächeln huschte über die strengen Züge von Dramolts Angesicht, während er die Tafel fest in der Hand hielt. „Und was hast du sonst noch Wichtiges erfahren?" fragte er weiter, indem er mit einer Bewegung der Hand den Mönch zum Sitzen aufforderte.

„Graf Godemar hat das Schloß verlassen und weilt in dem Kloster Truenstein", berichtete Vitus.

„Bei seinem geliebten Engelbert, der besser thäte, sich um seine Mönche als um diesen Laien zu kümmern", höhnte der Abt. Er fragte dann noch nach den andern Personen der gräflichen Familie und wie sie über ihn und das Kloster sprächen; doch Vitus hielt, um nicht den Unwillen des Abtes zu vermehren, mit der vollen Wahrheit zurück und erwähnte nur, es scheine ihm, daß Godemar aus Furcht vor dem Abte sich von der Glinze fortbegeben habe. — Dann entließ ihn der Abt unter Anerkennung seines Verdienstes um die Kirche; und Vitus legte wieder sein Mönchsgewand an.

Jedoch nur wenige Tage trug er's, denn der Abt suchte ihn abermals in seiner Zelle auf und sandte ihn nach dem Kloster Truenstein. „Dort mußt du noch vorsichtiger zu Werke gehen, damit du ergründest, was Godemar dort treibt und wie er gegen mich gesonnen ist. Du wirst schon ausfindig machen, wie du in weltlicher Kleidung Eingang findest. Hier im Kloster soll aber niemand erfahren, wohin du dich begiebst." Bruder Vitus trat aus der Klosterpforte wie ein Fuchs, der am Morgen seinen Bau verläßt.

Der Abt dagegen trieb im Kloster seine heimlichen Nachforschungen nach dem Absender der Tafel. Am ver-

dächtigsten erschien ihm Wolfgang um der frühern Freundschaft willen mit Godemar. Und grade diesen Wolfgang sollte er binnen kurzem an Stelle des verstorbenen Priors einführen und weihen; so hatte der Bischof auf Grund der eigenen früheren Verwendung des Abtes angeordnet. Der vom Bischofe dazu bestimmte Tag kam. Alle Mönche außer Vitus waren in der Klosterkirche versammelt. Der Abt wies den vor dem Altare stehenden Wolfgang auf seine Pflichten, vor allem, daß er die Macht der Kirche zu wahren und zu mehren und daß er seinen Vorgesetzten in allen Dingen Gehorsam zu leisten schuldig sei. „An dieser Stätte", sagte der Abt mit Betonung, „frage ich dich: Kannst du bekennen, daß du meinen Befehlen allezeit gehorsam warest? Daß du nichts Heimliches hinter meinem Rücken gethan hast?" — Wolfgang schlug die Augen nieder; seine Lippen wurden bleich und zitterten. — „Kennst du diese Tafel?" Plötzlich hatte sie der Abt aus seinem Gewande hervorgezogen und hielt sie Wolfgang vor die Augen. Der Mönch erblaßte noch mehr. „Du kennst sie! Du hast dies geschrieben!" — Wolfgang schwieg. Der Abt, während er in der Rechten die Tafel hielt, ergriff mit der andern Hand das goldene Abtkreuz, welches an einer Kette über seiner Brust hing. „Kannst du auf dieses Kreuz schwören, daß du die Tafel hier nicht über die Klostermauer geworfen hast?"

Wolfgang ließ das Haupt auf die Brust niedersinken und antwortete leise: „Nein".

Der Abt, vor Zorn glühend im Angesicht, erzählte den Mönchen, was Wolfgang gethan, um Godemar zum Entkommen aus der Bußzelle zu helfen, und schloß dann mit den Worten: „Dahin führt ihn, ihr Alle, auf die er den Verdacht des Ungehorsams gebracht hat; in die

Zelle gehört der Verräter, die jener Ketzer verlassen hat. Aber dich wollen wir sorgsamer zu hüten wissen! Ein Jahr der Buße wenigstens! — Schweig", rief er mit kreischender Stimme, deren Ton von den Kirchenwänden zurück hallte, dem Mönche entgegen, als derselbe sich verteidigen wollte, „es ist unmöglich, daß du mit irgend etwas deine Schuld verminderst. Die Hand, welche dies geschrieben, — ein Jahr lang soll sie das Schreiben lassen." Mit Wucht warf er die Tafel vor die Füße des Mönches, daß sie in mehrere Stücke zerbrach. „Verlaß dich darauf! Und gerade so zerbrech' ich deine Hoffnung: nie wirst du Prior dieses Klosters werden! Führt ihn hinweg — du Heuchler, dem ich traute."

„Hört mich", bat Wolfgang, zu dem Abte die Augen flehentlich erhebend, als die Klosterbrüder sich anschickten, ihn wegzuführen. „Ich hörte Godemar in der Bußzelle beten, —"

„Da bete du auch und thue Buße", entgegnete der Abt mit höhnischem Tone.

Wolfgang entzog sich den Händen der Brüder und fiel vor dem Abte nieder. „Ich hörte, wie er Gott dankte, daß er sein Kind sei. Und durch Gottes Geist erkannte ich, daß er die Wahrheit sagte. Da erwachte die alte Freundschaft, und ich —"

„Ich sage nochmals: Führt ihn weg — weg von dieser heiligen Stätte. Ich befehl' es euch", rief der Abt, als einige der Mönche zögerten. Und nochmals: „Ich befehl' es euch, und wehe dem, der ungehorsam ist wie Dieser!"

Da erhob sich Wolfgang schnell, richtete sich hoch auf und sprach, indem er seine rechte Hand wie zum Schwure auf sein Herz legte: „Ich bin wie ein Mensch,

den man mit dem Schwerte richtet, ehe er verhört ist!" Dann ging er ohne Gegenwehr inmitten der Klosterbrüder aus dem Gotteshause.

Das Angesicht des Abtes aber, der sich umgewandt hatte, überlief eine eisige Blässe; er schloß die Augen, und plötzlich stand vor seiner Seele das Bild seines Vaters, wie er ihn als Scharfrichter sich vorstellte, welcher dreimal auf den blutigen Nacken eines Menschen niederhaut. —

Bruder Vits kehrte nach einigen Wochen von dem Truenstein zurück und überbrachte dem Abte Oramolt die Nachricht, daß Godemar der Verlobte sei von Benigna, der Tochter des Grafen auf dem Schlosse Truenstein, und daß er dort, nicht mehr im Kloster bei Engelbert, sich aufhalte. Den Grafen Otto schilderte Vitus dem nachforschenden Abte als einen der Kirche aufrichtig ergebenen Mann. Er sei groß von Wuchs, aber schmächtig, gleichwie auch der einzige Sohn, welcher von drei Söhnen ihm erhalten geblieben. Dieser Sohn, der Erbe des Truensteins, mache durch seine Schwäche und häufige Krankheiten seinem Vater Otto viele Sorge, und daraus erkläre er sich, meinte Vitus, eine gewisse Gereiztheit in dem Wesen dieses sonst gutmütigen und leicht regierbaren Mannes. Und damit für den Fall des Todes dieses einzigen Sohnes das Geschlecht der Grafen von Truenstein nicht aussterben möchte, hätte der Graf Otto seine schöne Tochter Benigna zur Gemahlin ihres Vetters aus einer Seitenlinie bestimmt gehabt, welchem er das Schloß und seinen Namen vererben wollte; dennoch hätte er sie nun dem Grafen Godemar gegeben.

Dies Alles hatte Vitus sorgsam ergründet; der Abt hatte es, indem sich die düstere Falte zwischen den Augen

bildete, angehört. „Er hat ein Glück, dieser Laienpriester!“ sprach er für sich, als Vitus die Zelle verlassen hatte. „Wenn's kam, wie ich wollte, säße er noch fest zwischen den vier Wänden unsrer Bußzelle. Nun fesseln ihn die Augen und Arme seiner Braut. Und dieser Ketzer kann vielleicht Erbe auf dem Truenstein werden und Patron über das Kloster. Das wäre eine neue Schmach für die Kirche. Die Truensteiner halten zur Kirche. Ihn darf sie nicht heiraten. — Ich soll die Sache ruhen lassen, befiehlt der Bischof. Gut, das werde ich auch; ich will nur den Grafen Otto wissen lassen, wem er seine Tochter zur Gattin geben will.“ — Nach einigen Tagen war Abt Oramolt unterwegs nach dem Truenstein.

Es gelang ihm, den Grafen Otto allein zu treffen, welcher ihn mit besonderer Ehrerbietung empfing. Unter dem Vorwande, sich die Erlaubnis zu erbitten, daß er das im Kloster befindliche Evangelium des Johannes für eine Zeit geliehen erhielte, führte der Abt sich ein und kam bald auf Godemar zu reden, welcher dieses Evangelium bereits abgeschrieben hätte. „Ich habe mit dem jungen Grafen noch eine Angelegenheit zu schlichten, aber er ist mir entwischt — aus der Bußzelle, in die ich ihn gesetzt hatte.“

„Ihr meint doch nicht den Grafen Godemar von der Glinze, ehrwürdiger Herr?“ fragte überrascht Graf Otto.

„Godemar von der Glinze, ja! Ketzerische Ansichten und Ungehorsam gegen meine Forderungen und Befehle nötigten mich leider, ihm eine Poenitenz aufzuerlegen. Auch sein Bruder, der Graf Lotho, mitsamt der ganzen Familie auf der Glinze — sie alle erweisen der Kirche und ihren Lehren nicht die Achtung, welche ihr zukommt.

Ich weiß und freue mich, Herr Graf, daß man auf dem Truensteine anders gesonnen ist.“

„Verzeiht, Herr Abt“, erwiderte der von solcher Rede betroffene Graf Otto, „ich habe an dem Grafen Godemar noch nie bemerkt, —“

„Ihr kennt den Herrn von der Glinze genauer?“

„Er ist der Bräutigam meiner Tochter.“

Der Abt that, als wäre das für ihn eine Neuigkeit. „Hätte ich das gewußt, Herr Graf, so würde ich mein Urteil zurückgehalten haben.“

„Ihr habt es ausgesprochen: könnt ihr's auch begründen?“ fragte der Graf in scharfem Tone. Und als der Abt nichts entgegnete, fuhr er fort: „Ihr werdet selbst ermessen, daß es mir, dem Patron des Klosters Truenstein, welches meine Ahnen errichtet und dotiert haben, nicht gleichgiltig sein kann, ob mein Schwiegersohn der Kirche ergeben oder ein Ketzer sei.“

Der Abt pflichtete ihm bei durch ein Nicken des Kopfes: „So wenig es mir nicht gleichgiltig sein konnte, ob die Grafen von der Glinze der Kirche Gehorsam leisteten oder nicht. Aber leider bekenne ich mich in gewisser Weise mitschuldig, sofern ich mich gegen den älteren Bruder nicht strenge genug und gegen den jüngeren, euren Schwiegersohn, zu vertraulich benahm. Ich gestattete, daß Graf Godemar im Kloster in den Folianten der heiligen Bücher las, dieselben teilweise auch abschrieb und aus dem Lateinischen sich übersetzen ließ. Er nahm sie aber nicht auf, wie die Kirche sie zu fassen lehrt; sondern wie er sie als Laie versteht, so gelten sie ihm. Er glaubt nicht an Maria und die Heiligen; seine Beichte macht er selbst; der Kirche mit ihrer Vermittelung bedarf

er nicht; den heiligen Vater in Rom erachtet er nicht als das Oberhaupt der Christenheit."

„Herr Abt —!" rief Graf Otto verwundert.

„Ich rede die Wahrheit", beteuerte Dramolt, „und habe gewiß nicht Unrecht gethan, wenn ich ihn in die Bußzelle setzen ließ, als er seine Irrtümer nicht einsehen und die ihn irre leitenden Abschriften nicht ausliefern wollte."

„Über keinen meiner Ahnen noch Verwandten hat je die Kirche Buße noch Strafe verhängt", sagte der Graf, indem er dem schmächtigen Körper eine stolze Haltung gab und seine Blicke über die an den Wänden hängenden Familienbilder hinschweifen ließ. — „Und er ist frei gekommen, sagtet ihr?"

„Sein Bruder, Graf Lotho, drohte, das Kloster zu verbrennen, wenn die Mönche ihn nicht auslieferten — ich war zu der Zeit nicht anwesend. Er ist entkommen aus der Bußhaft, aber ich habe mit der Sache nichts mehr zu thun, denn der Bischof will sie um des Friedens willen nicht weiter treiben. Ihr braucht also um euren Schwiegersohn nicht besorgt zu sein."

„O es hat mich wahrlich nicht erfreut, von euch zu hören, daß die Kirche ihn zu geistlicher Poenitenz verurteilt hat. Der Bischof aber", setzte er nach einer Pause hinzu, „wird die Angelegenheit untersucht haben; das darf ich doch wohl annehmen? Und dennoch so entschieden —?"

„Allerdings", entgegnete der Abt; aber ehe er noch weiter sprach, rief eine weibliche Stimme unter dem Fenster: „Vater, Godemar wartet schon lange auf Dich."

Der Graf trat ans Fenster. „Sage ihm, Benigna, daß er sofort zu mir heraufkommt; — aber du bleibst unten!" setzte er hinzu.

„Herr Graf, ich möchte alle weitere Unterredung mit dem Grafen Godemar vermeiden“, sagte der Abt, welcher aufgestanden war und den Saal verlassen wollte.

„Ihr bleibt, Herr Abt!“ entgegnete Graf Otto und stellte sich ihm in den Weg nach der Thür zu.

„Die Sache ist abgethan für den hochwürdigen Bischof und mich.“

„Dann mußtet ihr sie wahren als ein Amtsgeheimnis“, antwortete der Graf noch erregter.

„Hier ist kein Ort, sie weiter zu erörtern.“

„Dieser Ort schien euch geeignet, über meinen Schwiegersohn zu sprechen; so wird er auch geeignet sein, mit ihm zu sprechen“, entgegnete Graf Otto, indem er dem Abte mit der Hand bedeutete, daß er sich wieder setzen möchte.

„Ich habe die Wahrheit gesagt —.“

„Ihr seid ein geistlicher Herr.“

„Gebt nicht den Anlaß, daß ich noch mehr sage“, sprach der Abt, finster blickend und den Zeigefinger der rechten Hand wie zu einer Drohung erhebend. Die Unruhe über den Gedanken, daß er absichtlich hierher gekommen sei, um die giftige Schlange weiter zu verfolgen, war nun niedergekämpft; denn es war ihm eingefallen, daß er noch eine Aussage vorrätig hätte, welche wie der Pfeil eines sicheren Schützen treffen würde.

Nun trat Godemar ein, blühend frisch; Freude strahlte aus seinen Augen. „Vater, die Pferde stehen bereit —.“ Dann bemerkte er Oramolt: „O Herr Abt, hier?“ Er blieb verwundert an der Stelle stehen, und Zornesröte übergoß sein Angesicht; denn er kannte den Abt zu gut, um sogleich zu wissen, daß er um seinetwillen und zwar in böser Absicht gekommen sei.

„Hier!“ wiederholte der Abt trocken, „ja, wir beide nicht im Kloster Tufaborn.“

„Was mich betrifft, so sei das Gott gedankt.“ Godemar gedachte nach diesen glückseligen Wochen mit dem größten Widerwillen an die schmachvolle Gefangenschaft, welche der Abt über ihn verhängt hatte.

Seine dreiste Art des Auftretens überraschte und verdroß den Abt; er nahm eine ernste und würdevolle Haltung an und entgegnete: „Dafür kann ich nicht danken; denn wahrlich heilsamer wär' es dir gewesen, wenn du in der Bußzelle noch eine Zeitlang hättest überdenken können, wie du den Weg zur rechten Lehre wiederfändest.“ Godemar wandte sich zur Seite und schwieg.

„Warest du wirklich in der Bußzelle, Godemar?“ unterbrach Graf Otto den mit Salbung redenden Abt.

„Ja“, entgegnete der Gefragte, „durch diesen Mann — ganz ungerecht! — Erlaubt“, — er wehrte dem Abte mit der Hand — „daß ich rede, denn ihr werdet genug zum Grafen über mich gesprochen haben.“

„Du redest kühner denn je“, hielt der Abt ihm vor.

„Ich habe meine Freiheit wieder, die ihr mir — kühner noch als ich — genommen habt; und habe eine andere Freiheit, die geistig helle Klarheit, welche Gott mir schenkt durch seinen heiligen Geist.“

„Gedenk, mit wem du sprichst“, ermahnte Graf Otto.

„Ich weiß es“, entgegnete Godemar, „und wundere mich nicht, daß der Herr Abt mich nicht versteht. Denn was ich lernte aus der heiligen Schrift, das ward durch Gottes reiche Gnade in mir lebendig. Für euch giebt's nur die überbrachte Lehre und die hergeerbte Form der Kirche, und denen muß Alles in der Schrift sich fügen. Ich füge mich dem offenbarten Worte, ihr der Kirchen-

lehre; ich schöpfe aus der reinen Quelle Gottes, ihr aus dem Brunnen, von Menschen gegraben."

„Ich sagte euch schon, was Alles er verwirft", sprach der Abt, zum Grafen Otto gewandt, welchem bei der mangelnden Kenntnis der heiligen Schrift das Verständnis für Godemars Worte fehlte. „Wertlos sind ihm die teuersten Lehren der Kirche; die Stützen alles Glaubens reißt er um."

„Darauf entgegne ich euch nichts; ich that es zur Genüge. Doch darf ich wissen, in welcher Absicht ihr hierher gekommen seid?"

Verächtlich antwortete der Abt: „Ich wollte für das Kloster das Evangelium Sanct Johannis leihen — daß du es weißt!"

„Ich war bereit, es für das Kloster abzuschreiben; doch —"

„Das Kloster nähme es nicht von dir."

„Weil ich ein Ketzer bin. Sprecht es nur aus, es rührt mich nicht; ich weiß, was ich vor Gott bin."

„Godemar", rief Graf Otto, „ein greises und geweihtes Haupt hat dieser Diener Gottes."

„Ja, und dieser selbe Diener Gottes gedachte, in feuchter Kerkerluft, mit schmaler Kost und in der Finsternis mich zahm zu machen; ich sage dir, das Gegenteil hat er erreicht. Gelassen trug ich und sogar zum Frieden ratend meinem Bruder, — trug ich, was mir durch Abt Oramolt widerfahren war; doch nun er auch hierher mich verfolgt — denn etwas Andres habt ihr doch nicht in eurem Herzen —!"

Der Graf trat ihm näher: „Was würde wohl Abt Engelbert jetzt zu dir sagen, der immer dich für sanft und friedfertig hielt?"

„An den erinnere nicht in Gegenwart des Herrn Abtes Oramolt“, antwortete Godemar. Und dann erhob er das Haupt, und während ein Ausdruck wehmütigen Schmerzes sich auf sein Angesicht legte, sprach er: „Kennt ihr das siebenfache Weh, das Christus über seine Feinde sprach, die seine Feinde waren wider seinen Willen und ihn bis in den Tod verfolgten?“

„Mit Christo selbst wagst du dich zu vergleichen?“ sprach der Abt, höhnisch lächelnd.

„Gut, daß ihr daran erinnert: wie Christus will ich handeln.“ — Er näherte sich dem Abte und sprach mit weicher Stimme: „Ist's möglich, hochwürdiger Herr Abt, um der Freundschaft willen, die ihr mir einst erwiesen, ist's möglich — und ich bitte drum — laßt uns in Frieden von einander gehen.“

„Wenn du Buße thun willst vor dem Altare im Kloster Tufaborn“, antwortete der Abt gelassen.

„Herr Abt, was fordert ihr? — Was würdet ihr gar fordern, wenn dort ich mich eingefunden hätte? Verleugnen müßt' ich, was mein Herz im Glauben fest umschlossen hält; ausliefern müßt' ich, was ich nicht missen mag. Laßt doch ruhig mich gewähren. Mit dem, was mich beseligt, kann ich keiner Seele schaden, und was ich abgeschrieben aus der Schrift, vermag wohl niemanden zu verderben. Laßt mich doch andrer Meinung sein als ihr, ich dränge sie ja keinem Menschen auf. Hier, Herr Abt, hier laßt uns Frieden schließen, vergessen Alles, womit wir je uns weh gethan.“

Als er dem Abte die Hand reichen wollte, entgegnete dieser: „Hier nicht, — vor dem Altare im Kloster Tufaborn! Dort vor den Mönchen allen, daß ich vor ihnen

als gerecht erscheine, in Gegenwart von Wolfgang, der den Verrat jetzt in der dunkeln Zelle büßt."

„Ich verstehe nicht, Herr Abt. Wolfgang — sagt ihr —?"

„Wolfgang verriet dem Grafen Lotho deinen Aufenthalt", erklärte der Abt dem staunenden Godemar.

„Und sitzt nun in der Büßerzelle? O Wolfgang?" rief Godemar bewegt.

„Länger wohl als du und sicherer wird er verwahrt!" beteuerte der Abt.

„Und er — er soll zugegen sein, sagt ihr, wenn ich zur Buße vor eurem Altare erscheinen wollte? — Ach nein, ich will dem Freunde diesen Gang aus seiner finstern Zelle zu dem Altare eures Gotteshauses ersparen; es möcht' auch gar zu leicht geschehen, daß ich mit ihm denselben Weg von dannen geführt würde. Zwischen uns, Herr Abt —"

„Godemar, ich bitte dich!" rief Graf Otto ihm zu.

„Zwischen uns, Herr Abt", wiederholte Godemar gelassen, „ist kein Friede möglich. — Und fernerhin wird mir nichts andres übrig bleiben, gleichwie auch meinem Bruder Lotho, daß wir uns wohl zu wahren wissen."

„Das mag euch beiden ratsam sein; denn wisse", — und er trat bei den Worten Godemar näher und sprach mit leiser Stimme, deren Ton aber immer heftiger wurde und all seinen Zorn offenbarte —, „wir haben eine andere Zelle noch, aus der noch niemand wieder ans Licht heraufgekommen: dahin möcht ich setzen können den Mann, der dich befreite und dem Kloster Brand gedroht —, der seine Hand mit Blut befleckte, mit dem Blute zweier Menschen!"

Godemar wandte sich von ihm ab, und indem er

hinausging, sprach er mit fast schmerzlichem Tone: „Ich kenne keinen zweiten Menschen, der euch annähernd ähnlich ist.“

Die beiden Zurückbleibenden schwiegen eine Weile. Dann sprach der Abt: „Herr Graf, ihr seid ein christlich gläubiger Mann, drum thut mir's leid, daß ihr erkennen mußtet, daß euer Schwiegersohn ein Ketzer ist. Es giebt kein andres Wort für solchen treulos von der Kirche abgefallenen und unbeugsamen Menschen.“

„Abt Engelbert“, entgegnete der Graf kleinlaut, „rühmte ihn allezeit als einen frommen Jüngling, der gerne mit dem heiligen Worte der Schrift sich beschäftigt habe.“

„Abt Engelbert hätte besser gethan, ihn zum Anstreicher seiner Kirchenwände zu gebrauchen. Ihr habt ja selbst gehört, wie euer Schwiegersohn sich über die Lehren der Kirche erhaben dünkt. Ich kenn' ihn besser als Abt Engelbert; jedenfalls halte ich strengere Zucht als euer Abt. Es hat nur leider Graf Lotho meine Absicht vereitelt, dadurch daß er seinen Bruder aus der Haft der Kirchenpönitenz befreite.“

„Und was, Herr Abt, was sagtet ihr vorhin von Godemars Bruder? Er hätte seine Hand mit Blut befleckt —?“

Der Abt erzählte nun von der Ermordung des Grafen Lutz und seiner Buhlerin Eilike durch den Grafen Lotho, welcher zur Sühne seiner Schuld einen weiten Forst an das Kloster Tufaborn geschenkt habe.

„Dahin, auf dieses Schloß soll ich meine Tochter geben?“ sprach der Graf, sich von dem Abte abwendend. „Mein andrer Plan war besser —“.

Das Wort erinnerte den Abt Oramolt daran, daß

sein Plan hoffentlich geglückt sei. Er kam noch einmal kurz zurück auf den Zweck seiner Reise, und nachdem er eine Einladung des Grafen zu einem Mahle abgelehnt hatte, erklärte er, daß er das Evangelium Sanct Johannis durch einen Mönchsbruder holen lassen werde; und so trat er sogleich seine Rückreise an.

Erregt und tief verstimmt setzte sich Graf Otto in einen der Lehnsessel, welche in dem Saale standen, und überdachte, was er vor kurzem über Godemar und dessen Familie gehört hatte. Von seinen Ahnen, deren Augen dort von den Bildern an den Wänden herniedersahen, wurde so etwas nicht nachgesagt; dies Alles aber war Thatsache, die Godemar selber nicht leugnete. Unvermutet kehrte derselbe in den Saal zurück. Zuerst erschien sein Eintritt dem Grafen störend, dann aber erwünscht, da sich ihm Gelegenheit bot, die Sache zur Klarheit und zum schnellen Austrage zu bringen. Graf Otto redete seinen Schwiegersohn an und forderte ihn auf, sich neben ihn zu setzen. Nachdem Godemar nochmals zugestanden hatte, daß er zu Tufaborn in der Bußzelle festgesetzt gewesen wäre und daß sein Bruder einen doppelten Mord begangen hätte, erhob sich Graf Otto aus seinem Lehnstuhle, schritt nach der andern Seite des Saales auf ein Bild zu und sprach: „Sieh, das ist Ludolf mit dem Barte, welcher zur Ehre der Kirche mit dem Kaiser Konrad nach dem heiligen Lande gezogen ist. Das ist Ulrich“, — er trat vor ein anderes Bild — „welcher vor mehr als zweihundert Jahren das Kloster erbaute. Das sind die Bilder von Clemens und Margarete, welche dem Kloster eine reiche Erbschaft geschenkt haben. Sie und die Andern alle, die unsere Ahnen und Verwandten sind, haben den Ruhm mit in das Grab genommen,

daß sie der Kirche im Glauben zugethan waren. Dürfte einst das Bild eines Grafen von der Glinze neben ihren Bildern hängen?“

Godemar erschrak über solche Worte und sprach bewegt: „Wie wehe du mir thust! Was habe ich denn so Schlimmes gethan, daß du meine Ehre antastest? Weil der Abt mich der Ketzerei beschuldigt —?“

„Ja, du glaubst nicht, was die Kirche lehrt.“

„Laß uns darüber nicht streiten“, bat Godemar gelassen. „Ich bin kein Feind der Kirche, aber ein Freund der Wahrheit, welche ich aus den Büchern der heiligen Schrift kennen gelernt habe. Die Kirche lehrt sie euch nicht kennen; darum kannst du nicht richten, ob ich die Kirchenstrafe des Abtes verdient habe. Bin ich dir doch auch vorher nicht als ein Ketzer vorgekommen, und mein väterlicher Freund, der Abt Engelbert, wird wohl auch solches nicht von mir gesagt haben.“

„Das hat er nicht“, bestätigte Graf Otto, „aber die Thatsache bleibt: die Kirche hat dich gestraft!“

„Ungerecht, unverdient, ja! Reiß doch aus deinem Herzen die böse Saat, welche Abt Oramolt ausgestreut hat.“ Dann näherte sich Godemar dem Grafen, und indem er vertrauend ihn anblickte, sprach er weiter: „Hast du mich nicht lieb gehabt? Durfte ich dich nicht Vater nennen?“

Der Graf wandte die Augen fort von den Blicken des Jünglings und antwortete: „Ich habe dich geachtet und geliebt und gab dir meine Tochter zur Braut. Aber wir Truensteiner halten auf die reine Ehre unseres Geschlechtes. Du bist der Bruder des Grafen Lotho, der eine blutige That begangen hat.“

„O nun verstehe ich“, sprach Godemar schmerzlich

ergriffen und schloß die weit geöffneten Augen, über die er seine rechte Hand deckte. „Ein Graf von der Glinze kann dein Schwiegersohn nicht sein." Graf Otto antwortete nichts auf diese letzten Worte, so daß Godemar solch Schweigen für eine Zustimmung halten mußte. Er zog die Hand langsam von den Augen, und mit wehmütigem Blicke zum Grafen gewandt, sprach er: „Ihr Truensteiner, sagst du, haltet auf die reine Ehre eures Geschlechtes. Giebst du auch etwas auf das Glück deiner einzigen Tochter, welche mir ihr Herz geschenkt und alle Treue gelobt hat?"

„Sie ist so stolz auf unsere Ahnen wie ich", beteuerte Graf Otto. „Bisher war es ihr unbekannt —."

„Halt ein!" unterbrach ihn Godemar. „Ich weiß, was du sagen willst. Ich will Benigna Alles erzählen, meine Klosterhaft und meines Bruders That, und dann will ich sie fragen —."

„Es wäre wohl besser gewesen", fiel der Graf ein, „wenn du das früher mitgeteilt hättest; doch wirst du in nächster Zeit keine Gelegenheit dazu haben, denn Benigna wird das Schloß verlassen, um Verwandte zu besuchen."

„Benigna wußte davon noch nichts, als ich vorhin mit ihr sprach."

„Sie wird es bald wissen und wird gehorchen; und ich hoffe, sie folgt auch meinem Rate in Hinsicht auf ihr zukünftiges Glück und die Ehre unsres Hauses."

Godemar legte die Hand auf seine Brust und sprach tief bewegt: „Graf Otto, so schmerzlich hat noch niemand mich gedemütigt wie ihr. — Wie schnell bin ich arm geworden — so arm! Lebt wohl."

„Lebt wohl", erwiderte der Graf kühl.

An der Thür wandte sich Godemar um. „Das Eine werdet ihr mir nicht versagen, daß ich von Benigna Abschied nehmen darf.“

„Meine Tochter ist eure Braut nicht mehr“, entgegnete der Graf abgewandt.

„Das glaube ich erst, wenn sie selbst mir das gesagt; und sie wird es nicht sagen.“

„Es genügt, wenn ich es sage. Ich hatte meine Tochter einem andern Manne bestimmt; sie wird sich jetzt in meinen Rat finden; und darum muß ich wünschen, daß ihr ohne Abschied geht.“

Godemar stand unbeweglich. Endlich sprach er leise und schmerzlich ergriffen: „Ich gehe.“

Er eilte nach dem Zimmer, welches ihm angewiesen war, nahm das kleine Bild Benignas, deckte seinen Mantel darüber und verließ das Schloß. Draußen vor dem Schloßthore, wo er sie einst zuerst gesehen hatte, blieb er stehen. Er konnte die Thränen nicht zurückhalten. „Mein Herz will, daß ich hier bliebe; meine Ehre wehrt es mir“, sprach er bewegt. „Mein Gott, wie Liebes gabst du mir! Du weißt, daß ich es nicht entbehren kann. Laß es mir, du kannst es Alles wenden und fügen.“

Langsamen Schrittes wanderte er dem Kloster zu. Mehrmals wandte er sich um, denn es war ihm, als riefe Benigna ihn zurück, oder als wenn ein Bote, von ihr ihm nachgesandt, auf dem Wege ihm folgte. Die freundliche Aufnahme durch Abt Engelbert that seinem Herzen wohl; und als Godemar dann sein Herz vor ihm ausgeschüttet hatte, tröstete ihn der Abt mit dem Versprechen, daß er gleich am folgenden Tage mit dem Grafen Otto und Benigna reden werde.

Der Abt begab sich am nächsten Tage auf das Schloß, doch kehrte er zu Godemars Verwunderung bald zurück und berichtete, der Graf sei in der Nacht mit Benigna abgereist, die Dienerschaft wisse nichts von dem Ziele seiner Reise, Benigna habe noch beim Besteigen des Wagens unter Thränen gebeten, daß sie auf dem Schlosse bleiben möchten. Eine andere Kunde gelangte auch in den folgenden Tagen und Wochen nicht nach dem Kloster. Jedoch an einem Nachmittage brachte Justinus die Nachricht vom Kloster mit, daß der Graf zurückgekehrt sei und seine Tochter bei Verwandten zurückgelassen habe; dort solle sie einen jungen Grafen kennen lernen, welchem Graf Otto seinen Namen und seinen Besitz vererben wolle. Als Godemar die Nachricht vernahm, welche er nach den früheren Äußerungen des Grafen Otto für wahr halten mußte, konnte er nur mit Mühe die Erregung seines Herzens verbergen, und er beschloß, sofort das Kloster zu verlassen und zu den Seinen auf der Glinze zurück zu kehren. Der Abt, den er aufsuchte, versprach, ihm Nachricht geben zu wollen von allem Wichtigen, was vorfallen würde, und gab ihm herzliche Segenswünsche mit.

Schon legte sich die Abenddämmerung über Berg und Thal. In einem kleinen Dorfe, welches er vor sich sah, gedachte er zu übernachten. Ehe er dasselbe erreichte, setzte er sich unter einer Eiche am Wege nieder und schaute zurück: dort in weiter Ferne lag der Truenstein; über dem Schlosse stand eine kleine Wolke, die letzte am Abendhimmel, unten von Gold umsäumt; immer mehr schwand der Glanz, und zuletzt zerfloß auch das Wölkchen. „Ist das ein Bild meines Glückes?“ sprach Godemar leise und schloß die Augen. Dann faltete er

die Hände und neigte sich zum Gebete. „Du hast mir von deinem Lichte gegeben, und es wird in mir bleiben ewiglich. So wirst du, Vater im Himmel, auch Alles mit mir wohl machen. Ich gebe mich in deine Hände. Amen.“

Nach einigen Tagen erreichte er die Glinze. Zur Zeit des Mittagmahles trat er in den Speisesaal. Überraschung und Freude mischten sich beim Anblicke des Heimgekehrten.

Nach dem Essen suchte Bertradis ihren Godemar in seinem Zimmer auf, wohin er sich zum Ausruhen begeben hatte. Ihr Mutterauge hatte Etwas auf dem Angesichte des Sohnes gelesen, was den Andern entgangen war. „Wie bin ich froh und danke Gott, daß ich dich wieder habe“, begann sie. „Aber du siehst verändert aus, Wehmut blickt aus deinen Augen, deine Rede ist kurz und weniger froh als sonst.“

„Ich bin ermüdet von der Wanderung“, entgegnete der Sohn. „Sorge nicht, Mutter.“

„Mutter — sagst du“, knüpfte Bertradis an. „Und hast du mir nicht auch einmal gesagt, daß in der Schrift geschrieben stände: ‚Ich will euch trösten, spricht der Herr, wie Einen seine Mutter tröstet?‘ Ich lese in deinem Herzen, daß du Trost bedarfst; du täuschest mich nicht, und Gott wird mir Trost ins Herz geben, damit wahr bleibe, wie er geredet hat.“

„O meine liebe Mutter —“, er wollte noch mehr sagen, aber der Schmerz erstickte seine Worte. Dann zog er die Mutter an sich und küßte sie, und indem er sein Haupt auf ihre Schulter neigte, sprach er leise: „Du sollst Alles wissen.“ Und nun erzählte er ihr, wie glücklich er gewesen sei durch Benignas Liebe, daß er aber

fürchten müsse, sie zu verlieren, da ihr Vater das Verlöbnis gelöst habe wegen der von Oramolt über ihn verhängten Kirchenbuße; daß es auch wegen des Vergehens seines Bruders Lotho geschehen sei, verschwieg er.

Bertradis ergriff Godemars rechte Hand. „Habe Vertrauen auf ihre Treue, denn es blühte noch keine andere Liebe auf in ihrem Herzen. Mehr aber noch traue dem Herrn und Gott, welcher von seinem Geiste dir gegeben, reicher als vielen andern Seelen."

„Das preise ich täglich", entgegnete Godemar, „aber ich ahne durch seinen Geist, daß er mich einen andern Weg führen will, als ich's in meinem Herzen wünsche."

Bertradis sann, was sie darauf sagen sollte, endlich sprach sie wie mit einer gewissen Eifersucht: „Lieber hat dich doch niemand als deine Mutter." Und dann küßte sie den Sohn.

Die nächsten Wochen brachten keine Nachricht über Benigna; Godemar hatte sogar, trotz seiner Ahnung, auf einen Brief von ihr gehofft, aber kein Bote war gekommen. Diese Ungewißheit war ihm so unerträglich, daß er eines Morgens in Begleitung eines Knappen zu Rosse sich aufmachte nach dem Kloster Truenstein. Vor der Klosterpforte, welche sie nach drei Tagen erreichten, saßen sie ab von den Pferden. Der Knappe faßte die Zügel beider und blieb vor der Pforte, während Godemar eintrat. Abt Engelbert konnte ihm nur mitteilen, daß der Sohn des Grafen Otto an einer zehrenden Krankheit darniederläge und daß Benigna noch nicht zurückgekehrt wäre. Nach einem Labetrunke, welchen der Abt ihm und dem Knappen reichen ließ, ritten sie wieder davon.

Godemar versuchte nun auf der Glinze durch mannigfache Beschäftigung den Schmerz über das verloren ge-

gebene Glück zu überwinden: er arbeitete fleißig an der Vervollständigung der bunten Initialen in seinen Abschriften, er beschäftigte sich mit Malerei, er unterrichtete den lernbegierigen Eyliger und ritt an schönen Tagen auch wohl durch die Wälder, am liebsten allein und in stillen Gegenden.

Es wollte wieder Frühling werden. Da kam eines Tages Justinus und überbrachte an Godemar einen Brief des Abtes Engelbert. Der Abt schrieb darin, Graf Otto habe vor mehreren Wochen seine Tochter Benigna zurückholen lassen, als die Krankheit ihres Bruders sich ernstlich verschlimmerte; aber sie habe bei ihrer Ankunft ihren Bruder bereits tot angetroffen. An dessen Bahre sei sie von dem Vater gebeten, die Gattin seines Neffen werden zu wollen, um so sein aussterbendes Ahnengeschlecht weiter zu führen. „Doch sie übermochte es nicht“, fuhr er in dem Briefe fort. „Nach der Beisetzung aber kam sie zu mir in den Beichtstuhl und fragte mich, ob sie unter allen Umständen das vierte Gebot halten müßte. Ich verstand wohl den Grund ihrer Frage und erinnerte sie an die Treue, welche sie dir gelobt habe. Sie weinte lange, auch noch, als ich mit ihr im Gebete vor Gott trat. Dann richtete sie sich auf von ihren Knieen und sprach: ‚Mein Vater hat mich erst geliebt, ich thue seinen Willen. Ihr aber, ehrwürdiger Vater, saget Godemar, daß ich ihn ewig lieben muß und ihm doch nicht gehören darf; saget ihm, daß mein Herz ihm den reichsten Segen Gottes an jedem Tage erflehen wird und daß wir uns erst nach langen Jahren wiedersehen dürfen — oder besser vielleicht niemals auf Erden.‘ Mein lieber Sohn in Jesu Christo“ — schloß Abt Engelbert seinen Brief — „nimm zu diesem Segen aus ihrem reinen Herzen den Wunsch

deines väterlichen Freundes, daß Gottes Gnade dich aus dem Weh deiner Seele hinausführen möge.“

„Nicht mehr mein!“ weiter konnte Godemar vor Weh nichts sagen. Er setzte sich in einen Lehnstuhl nieder und weinte lange und bitterlich. „Benigna, nicht mehr meine Benigna! Und ich kann dich doch nicht lassen. Wärest du tot, ich glaube, das könnte ich leichter tragen. Aber deine Augen sehen in die Welt, — nur mir nicht ein einziger Blick. Dein Mund redet, ich vernehme kein Wort, vielleicht niemals wieder. Für mich beten willst du, du meine gütige, liebe Benigna? Nur da droben treffen wir etwa einmal im Gebete zusammen, aber sehen kann ich dich nicht: wir leben, und ich sehe dich nicht! — Gott vergebe mir, daß ich in dieser Stunde zu ihm nicht beten kann.“

Dem treuherzigen Justinus gönnte Godemar eine Rast von zwei Tagen und erwies ihm allerlei Gutes. Dann sandte er ihn fort mit Grüßen an den Abt. „Ich werde ihn vielleicht nicht wieder sehen“, setzte er hinzu. Und als er dem fortziehenden Mönchsbruder nachblickte, dachte er bei sich: er kommt in ihre Nähe, vielleicht sehen ihn ihre Augen —!

Der Frühling war gekommen, die Wälder deckten mit frischem Maiengrün die Berge rings um die Glinze. Justinus hatte abermals den Weg dahin gemacht, um einen Brief seines Abtes an Godemar zu überbringen. Es waren nur wenige Worte: „Mein lieber Sohn in Jesu Christo. Gott gebe dir seinen guten Geist zuvor, daß er dich stark mache und du in seinen Rat dich findest. Benigna stand gestern vor dem Altare unsrer Klosterkirche; des Grafen Neffe ist ihr Ehemann und Herr auf Truenstein geworden. Der Herr unser Gott behüte deine Seele.“

„Ja, Herr! Ja, mein Herr und Gott, das wollest du thun in Gnaden“, seufzte Godemar unter Thränen. „Alles Liebe und Gute, das du einem Menschen geben kannst, gieb ihr, die mich einst so glücklich machte. Mich aber mache demütig und stark, daß ich von Herzen sprechen kann: dein Wille geschehe. Amen.“

Von der Stunde an begann das Gericht Gottes über einem Manne, dessen Herz sich noch nie zur Demut geneigt hatte. Abt Oramolt erkrankte schwer; ein Nervenfieber warf ihn aufs Krankenlager; wochenlang schwebte er in Todesgefahr. Als er langsam sich zu erholen begann, als man ihn, in einem Tragstuhle sitzend, in den Klostergarten unter die Linden hinausbrachte, war er ein an Leib und Seele gebrochener Mann. Die matten Augen blickten gleichgültig auf die Blumenbeete im Garten; die Züge des Gesichtes waren schlaff geworden und offenbarten die innere Teilnahmlosigkeit für Alles, was um ihn her vorging. Die Mönche beschlossen, über diesen Zustand des Abtes dem Bischofe zu berichten. Derselbe sandte den Prälaten, welcher schon einmal in dem Kloster Tufaborn zur Herstellung des Friedens erschienen war und abermals zwei Ordensbrüder mitbrachte.

Vor den versammelten Mönchen setzte er den ältesten derselben, den Bruder Zacharias, zum Aufseher über das Kloster und verpflichtete die übrigen zum Gehorsam gegen den Bruder. Er erkundigte sich dann auch nach dem Verlaufe der Angelegenheit, wegen welcher er damals vom Bischofe abgeordnet, über die aber noch kein Bericht eingesandt wäre. Und sie erzählten nun, daß der Graf Lotho von der Glinze sich seit jener Zeit ganz ruhig verhalten hätte, daß aber Wolfgang in der Bußzelle eingeschlossen wäre, weil er dem Grafen den Aufenthalt

seines Bruders verraten hätte. Dem Prälaten schien es, als wenn die meisten Klosterbrüder Teilnahme für den Gestraften zeigten und als wenn Abt Oramolt den Befehl des Bischofes, die ganze Sache ruhen zu lassen, nicht befolgt hätte. Darum sprach er: „Sagt dem Schließer, daß er Wolfgang aus der Bußzelle heraufführe — hierher!“

Es währte eine Weile, bis der Befehl des Prälaten ausgeführt wurde; die Blicke aller Mönchsbrüder waren nach der Thür gerichtet. Endlich öffnete sie der Schließer und führte Wolfgang hinein. Sein Aussehen schien das Mitleid Aller zu erregen: die Haare waren lang gewachsen, aber schneeweiß geworden; die Wangen waren eingefallen und blaß; die Augen lagen tief und konnten das helle Tageslicht nicht ertragen; die Gestalt war gebeugt. Einige der Brüder versagten sich's nicht, zu ihm zu gehen und ihm die Hand zu reichen; ja, nach einander kamen sie alle, auch Bruder Vits. Wolfgang sagte kein Wort, seine Augen suchten umher. Nun trat auch der Prälat zu ihm: „Bruder Wolfgang, von dem Bischofe habe ich Vollmacht, nach meinem Ermessen hier zu handeln. Was du nicht recht gethan, ist reichlich abgebüßt; du bist wieder unter die Brüder aufgenommen.“

„Wo ist Abt Oramolt?“ stieß Wolfgang angstvoll hervor.

„Der Abt ist leidend“, antwortete der Prälat. „Glaube meinen Worten, du kehrst nicht zurück in die dunkle Zelle.“

„Ihr seid ein hoher geistlicher Herr —“, sprach Wolfgang, indem er ihn mit scheuen Blicken ansah.

Begütigend sprach der Prälat: „Was ich dir sagte, verhieß ich dir im Namen des Bischofs.“

Doch Wolfgang vernahm ohne Freude diese Zusage und fragte: „Ist Abt Oramolt im Kloster?“ Der Prälat nickte bejahend. „Dann verheißet mir nichts.“

Der Prälat verständigte ihn nun über des Abtes Zustand, welcher eine Hoffnung auf Wiederverwaltung seines Amtes ausschlösse.

Bei seinen Worten füllten sich die Augen Wolfgangs mit Glanz, eine leichte Röte überzog seine mageren Wangen, und die Hände dem Prälaten entgegenstreckend, sprach er: „Bewahret mich — ich flehe euch an —, daß meine Augen sich nicht weiden an dem Anblicke dieses Mannes, den der gerechte Gott gezeichnet hat. Bewahret mich, daß ich dieser Sünde nicht schuldig werde, und erzeigt mir eine Gnade, so groß, daß ihr mir keine größere erzeigen könnt: nehmt mir ab mein Mönchsgelübde, das mich an dieses Kloster bindet.“

„Das kann ich nicht, die Macht steht mir nicht zu“, entgegnete der Prälat.

„So erbittet mir's von dem ehrwürdigen Bischofe, denn ich sehe, daß ihr mir wohlwollt“, bat Wolfgang.

Der Prälat sann eine Weile nach, dann sprach er: „Es könnte für den Abt bei seinem Leiden von schädlichem Einflusse sein, wenn er dich erblickte und erkennen würde. Ich will bei dem Bischofe deine Freiheit vom Gelübde zu erwirken versuchen. Weißt du einen Ort, wo man dir auch Pflege zu teil werden ließe und von wo ich dich zurück berufen könnte in das Kloster, falls der Bischof deinen Wunsch nicht gewährte?“

Freudig bewegt antwortete Wolfgang: „Ich würde auf die Glinze gehen zu meinem Freunde Godemar.“

Der Prälat ordnete noch Mehreres im Kloster an und verließ dann dasselbe. An dem Tage noch zog

auch Wolfgang von dannen und begab sich auf die Glinze.

„Nicht wahr, Zacharies, Der hat's gut?“ meinte Vitus bei seinem Fortgange.

„Es gebührt sich, fortan Bruder Zacharias zu sagen“, entgegnete der neue Aufseher über das Kloster zu Tufaborn mit würdevollem Tone.

„Fortan Bruder Vitus — wenn ich bitten darf“, war die Antwort des Mönches. —

Wolfgang wurde auf der Glinze mit Freuden aufgenommen; Godemar dankte ihm außerdem für die treue Freundschaft, welcher er seine Befreiung verdanke, und wünschte ihm, daß der Bischof bald seine Entlassung aus dem Kloster genehmigen möchte. Nach einiger Zeit wurde denn auch durch Zacharias angezeigt, daß der Bischof ihn seines Mönchsgelübdes wegen Kränklichkeit enthoben hätte. Die Grafen von der Glinze ließen nun in einem Waldthale ein freundliches Haus erbauen; den einen Teil überwiesen sie einem Forsthüter und seiner Familie, den andern ließen sie für Wolfgang zur Wohnung einrichten.

An einem Sommertage waren Lotho und Godemar zu ihm hinausgeritten. Wolfgang, welcher die Mönchskleidung mit einem einfachen, schwarzen Gewande vertauscht hatte, kam mit einem Angesichte voll Frieden und Freude den Brüdern an der Hausthür entgegen. Auf die Frage der Brüder, ob es ihm in dem einsamen Waldhause gefalle, antwortete er: „Das Alter sehnt sich nach Ruhe. Und welch ein Genuß, in solcher Ruhe die heiligen Bücher zu studieren! Mit dem Malen geht's nicht mehr; ich habe es versucht, aber die Augen und die Hand versagen den Dienst. Nun ziehe ich Blumen,

seht, wie sie da in den Fenstern blühen: eine Freude für einen alten Mann, wenn Jugendfrisches unter seinen Händen gedeiht. Ich selber habe meine Pflege hier im Hause. Ich gehe auch umher zu den Kindern in den Köhlerhütten und streue die erste Saat göttlicher Wahrheit in ihre Herzen; und die Alten hören oft in Andacht zu. Ich habe nur noch den einen Wunsch, daß Gott euch vergelten möge, was ihr Liebes an mir in meinem Alter gethan habt."

Beim Heimritte sprach Lotho zu seinem Bruder „Wie redselig der Alte war! Aber um den Frieden beneide ich ihn."

„Lieber Bruder", meinte Godemar, „besuche ihn öfter, er wird dir helfen, daß auch du zum Frieden kommst."

Lotho sah den Bruder prüfend an: „Du hast seit langer Zeit von Gnade und Frieden, von Buße und Vergebung nicht mehr mit mir geredet."

Godemar zögerte mit der Antwort, dann sprach er: „Frieden ist nichts als Gesundheit der Seele; meine Seele aber leidet. Du weißt, wie Schmerzliches hindurch gezogen ist." Lotho nickte leise mit dem Kopfe. „Wolfgang wird dir Licht und Trost aus der Schrift geben. Und ich — ich will auch davon, ich muß davon! Weit hinaus in die Welt!"

„Godemar!" rief Lotho verwundert. „Die Welt — sagtest du oftmals — giebt den Frieden nicht."

„Das hat sie noch nie gethan", bestätigte er, „denn der Frieden kommt von Gott. Ich will hinaus in die Ferne, um ein großes und kurzes Glück zu vergessen. Sag es der Mutter, Lotho; es wird dir leichter, als mir."

Nach dem Abendessen verließ Lotho mit seiner Gemahlin Irmentraut und Eyliger den Speisesaal, wie er mit ihnen verabredet hatte; Bertradis, welcher er die Absicht Godemars mitgeteilt hatte, blieb mit diesem allein. Mit einer Beredtsamkeit, wie nur die Liebe eines Mutterherzens sie eingiebt, bat Bertradis ihren Godemar, daß er nicht fortziehen möchte. Sie erinnerte ihn an ihr Alter; schilderte ihm die Gefahren da draußen in der Welt; versicherte ihm, daß auch in der Heimat der Schmerz über sein verlorenes Glück geheilt werden könnte; wies auf seinen Bruder, der durch ihn milder geworden sei, auf Eyliger, dem er täglich als Lehrer und Freund fehlen würde.

„Mutter, ich muß fort, — ich muß!" setzte Godemar all ihren Vorstellungen und all ihren Bitten entgegen. Und an einem Morgen nahm er Abschied, schmerzlich bewegten Abschied. —

Er wanderte ziellos umher in deutschen Landen, bald hier und bald da auf eine Ritterburg hinaufsteigend, wo er mitunter während mehrerer Wochen Gastfreundschaft genoß. Oder er verweilte auch in einem Kloster. Allerdings verließ er die meisten bald wieder, wo ihm das weltliche und gar sittenlose Treiben mißfiel; in einigen hielt er sich länger auf und bot seine Malkunst dar als einen Entgelt für die umsonst gewährte Aufnahme. Doch wohin er auch wanderte, sein Herz gedachte überall an Benigna, obgleich er in seiner Demut sich nicht einbilden mochte, daß ihre Gedanken auch ihn häufig begleiteten. Er nannte sich selbst deshalb einen Thoren; er hielt es sogar für Sünde, daß er mit seinem Herzen an dem Weibe seines Nächsten hinge. Und wenn er Den nur kennte, dem sie sich zu eigen gegeben, wenn

er nur wüßte, ob Dieser ihr auch würdig wäre! —: so würde das sein Herz beruhigen, meinte er. Und immer wieder nahm er seine Zuflucht zu Gott und erbat sich im Gebete ein neues Herz statt des wunderlichen, über das er nicht Herr sei und worin keine Ruhe wohne.

Er hatte den Winter auf einer Burg bei Verwandten seiner Mutter Bertradis zugebracht. Nun aber der Frühling ins Land gekommen war, beschloß er, auf einem andern Wege in die Heimat zurückzukehren. Er hatte einen bewaldeten Höhenzug überstiegen. Als er — es war schon bei sinkender Sonne — auf einem breiten Waldwege abwärts wanderte, bemerkte er von einer waldfreien Stelle aus zwei kleine Dörfer, von denen das eine ganz dicht am Waldessaume, das andere etwas weiter unterhalb gelegen war; in der Ferne dahinter dehnte sich eine hügelige Landschaft mit Waldungen, Feldern, Wiesen und einzelnen Dörfern aus. Er hoffte, daß er in einem der kleinen nächstgelegenen Dörfer übernachten könnte.

Godemar schritt rüstig weiter. Der Weg wurde breiter und betretener. Da vernahm er von der linken Seite her den Gesang einer Frauenstimme; und nach einigen Schritten sah er, daß dort am Wege eine grüne Wiese lag, rings von Tannen- und Laubwald umgeben, und daß ein junges Mädchen Ziegen und Schafe weidete. Sie saß in der Nähe des Weges auf einem Baumstamme, mit dem Rücken ihm zugekehrt. Ihr Lied war zu Ende. Godemar hielt sich eine Weile hinter dem Buschwerke verborgen in der Erwartung, daß sie wieder zu singen beginnen würde. Und es währte auch nicht lange, dann stimmte sie ein anderes Lied an:

Bist du schön im Lenzeskleide,
O du weite Gotteswelt!
Tausend Blüten, dein Geschmeide,
Duften süß in Flur und Feld.
Hoch im Blau auf leichtem Flügel,
Schwebend über Thal und Hügel,
Jubelt dir die Lerche zu.

Und ihr Lied so süß und helle
Grüßt auch mich bei jedem Schritt;
Tausend Grüße bringt die Quelle
Aus dem tiefsten Walde mit;
Rings so weit die Augen schauen,
Von den Bergen, von den Auen
Lacht mir zu der lichte Mai.

Grüß, o süße Maienwonne,
Grüß in jedes müde Herz!
Tau hinweg, o Lenzessonne,
Ach so manchen tiefen Schmerz!
Sieh den blauen Himmel offen,
Neues Leben darfst du hoffen,
Liebe Seele, bitte nur.

Godemar hatte mit heimlicher Wonne ihr zugehört; er trat nun hinter den Büschen hervor. Das Mädchen war aufgestanden und lief unter drohenden Worten auf zwei Ziegen zu, welche sich mit ihren Hörnern stießen. Als sie den Ritter erblickte, blieb sie verwundert stehen. Nun rief Godemar aus der Entfernung ihr zu: „Sage mir, finde ich im Dorfe wohl ein Unterkommen?"

„Solch hoher Herr —", meinte das Mädchen schüchtern.

„Ich bin auf der Wanderschaft, darum bin ich nicht verwöhnt. — Wohnt dein Vater in dem Dorfe?"

„Ich bin bei meinem Oheim."

„Meinst du, daß der zur Nacht mich aufnimmt?"

„Das thut er"; antwortete sie mit freundlichem Nicken des Köpfchens, „— wenn es dir sonst zusagt bei uns."

Godemar hatte während dieses Gespräches einige Schritte von dem Waldwege auf die Wiese gethan. „Wie heißt dein Oheim?" fragte er nun.

„Esaias Barsel." Auch sie kam nun einige Schritte näher. „Am liebsten läßt er sich aber nur bei seinem Vornamen nennen. Unser Haus steht in Perosa, im oberen Dorfe; wenn du hineinkommst, so gehe nur zur Rechten in das erste Haus."

„Habe Dank", sprach Godemar, ihr freundlich zunickend. „Wie heißt du?" fragte er noch.

„Franziska."

„Wenn dein Oheim mich aufnimmt, dann sehen wir uns wohl wieder."

Sie nickte bescheiden und schlug die Augen nieder. Dann aber blickte sie ihm mehrmals nach, denn solch schönen Mann hatte sie noch nicht gesehen.

Godemar gelangte aus dem Walde heraus. Da lag die weite Landschaft vor ihm, welche er schon von oben her gesehen hatte. Von dem Wege rechts ab kam man nach dem oberen Dorfe, während der nach der Ebene sich senkende Weg nach dem unteren Dorfe führte. Godemar schritt auf dem Wege zur rechten Hand, welcher auf beiden Seiten von Gemüse- und Obstgärten umgeben war, dem oberen Dorfe zu. Überrascht blieb er bei dem ersten Hause stehen: vor ihm lag, in einem weiten Oval aufgebaut, das kleine Dorf, aus elf Häusern bestehend. In der Mitte erhob sich ein kleines steinernes Haus, welches von vier Lindenbäumen umgeben war. Der ziemlich breite Weg führte rings vor den Häusern her. Diese waren alle mit der Vorderseite nach dem Wege zu

gerichtet und fast gleichmäßig gebaut. Sie waren einstöckig; nur in der Mitte war ein Giebel; zur einen Seite befanden sich die Wohnräume, zur andern die Scheunen und Stallungen. Jedes der elf Häuser war zu beiden Seiten von Gärten umgeben, welche aber nicht durch Zäune von den Nachbarsgärten abgeschlossen waren. Man erkannte leicht, daß die Bewohner von Garten- und Ackerbau lebten; die meisten Äcker lagen auf der linken Seite von dem Waldwege, auf welchem Godemar von der Höhe herabgekommen war. Die Häuser, die Gärten, der Weg, Alles sah sauber und ordentlich aus.

Godemar ließ seine Blicke noch einmal rings an den Häusern umherschweifen, indem er leise für sich sprach: „Perosa — sagte Franziska". Dann betrat er das von ihr bezeichnete Haus. Er bot seinen Abendgruß einem Manne, der, wie es schien, im Begriffe war, das Haus verlassen zu wollen. Der Mann, über dessen hohe und kräftige Gestalt Godemar verwundert war, dessen Gesichtszüge er aber im Dunkel der Hausflur nicht deutlich erkennen konnte, erwiderte seinen Gruß mit freundlichem Tone. „Bist du Esaias?" fragte Godemar.

„Ja", erwiderte Jener.

„Deine Nichte, die ich bei ihrer Herde traf, meinte, ich würde bei dir ein Unterkommen finden zur Nacht, — obwohl ich dir fremd bin", setzte Godemar hinzu.

„Kein Mensch ist mir ein Fremdling", entgegnete Esaias und reichte Jenem seine Hand.

„O du hast die Menschen lieb —?" sprach Godemar erfreut, indem er den Druck von Esaias' Hand fühlte.

„In Gott und Christo liebe ich sie", sagte er.

Godemar hatte die Hand des Mannes noch festgehalten und sprach: „Gelobt sei Gott, unser Vater im

Himmel, der mich in dein Haus geführt. Du erfüllst meine Bitte und nimmst in dein Haus mich auf, bis ich morgen weiter ziehe."

„Bleibe länger", bat Esaias und führte Godemar in die Wohnstube. Als er aber dann im Lichte der Abendsonne seinen Gast ansah, setzte er hinzu: „Du mußt dich zwar mit Geringem genügen lassen."

Nun betrachtete auch Godemar den mit freundlicher Verwunderung ihn Anblickenden. Esaias war ein großer, kräftiger Mann, der wohl in der Mitte der fünfziger Jahre sein mochte; das Gesicht hatte eine frische Farbe; die schwarzen Haare des Kopfes und Bartes waren schon mit einigen weißen untermischt; die braunen Augen zeugten von Klugheit und innerer Ruhe; er trug einen bis zu den Knieen reichenden schwarzen Rock, schwarze Strümpfe und Schuhe mit silbernen Schnallen, dazu einen großen dreieckigen Hut von schwarzem Filze; die Haltung des Körpers und besonders des Kopfes war würdevoll und machte doch den Eindruck von Bescheidenheit.

„Ich bin Godemar von der Glinze; unser Schloß liegt mehrere Meilen entfernt. Schon im vorigen Jahre bin ich hinausgewandert in die Welt, nun will ich heimwärts zu den Meinen."

Esaias forschte in den Augen Godemars und sprach: „Die Welt schafft keine Heiligung."

„Mir ist", antwortete Godemar, „als wäre ich hier in eine neue Welt gekommen, wo ein anderer Odem weht."

„Wir sind Waldenser", entgegnete Esaias wie zu einer Erklärung. „Es sind nun etwa sechzig Jahre her, als unsere Vorfahren aus ihrem schönen Thale von Perosa vertrieben wurden. Sie flohen vor dem Zorne der römischen Priester über die Berge nach Norden in deutsche

Lande. Drei Familien gelangten unter der Führung meines Vaters in diese Gegend, und da der Wald mit den Wiesen ihnen gefiel, kaufte mein Vater den Grund und Boden den Leuten ab, welche dort unten im Dorfe wohnten. Nachdem die Männer und Frauen den Wald ausgerodet hatten, siedelten sie sich hier an und sind nun schon zu einer Gemeinde von elf Familien angewachsen. Den kleinen Ort nannte mein Vater nach dem Namen der Heimat. Aber auch den Geist der Väter haben sie mit hergebracht."

Als er schwieg, fragte Godemar: „Was ist das für ein Geist?"

„Die heilige Schrift ist uns das Buch des Lebens, Christus die Offenbarung Gottes und er samt seiner ersten Gemeinde des Wandels Vorbild. Das war der Väter Meinung dort im Süden", fuhr Esaias fort, „und die Kirche mit ihrem Hassen und Verfolgen hat sie nicht irre gemacht. Wir aber in Perosa halten's wie die Alten, und Gott wolle helfen, daß es so bleibe", setzte er mit einem ernsten Ausdrucke auf seinem Angesichte hinzu.

„Eine Oase in der großen Wüste der Kirche!" entgegnete Godemar, indem er Esaias' Hand ergriff. „Und du bist nun wohl ihr geistlicher Hirt?"

Esaias erwiderte: „Sie sehen's so an, ich wehr' es immer wieder."

„Und scheinest doch von Gott dazu gesalbt zu sein", bemerkte Godemar.

„Wohl preise ich Gott dafür; doch wie bange würd' ich aus der Welt einst scheiden, wenn ich gedenken müßte in der Sterbestunde, daß ich eine einzige Seele verloren hätte. Mit Rat und That, mit Gut und Blut tret' ich für Alle ein; doch ihren Hirten soll mich niemand nennen."

Es wurde an der Thür geklopft. Herein trat ein Mann in der Mitte der zwanziger Jahre. Verwundert sah er auf den ritterlichen Gast im Hause des Esaias. Er begrüßte diesen und Godemar, indem er ihnen die Hand reichte, und sprach dann zu Esaias: „Ich muß deinen Rat hören.“

„Sprich“, entgegnete jener.

„Dein Nachbar Ignaz holte heute Morgen meine zwei Ochsen aus meinem Stalle, weil er sie zum Pflügen brauchen wollte. Ich gab sie ihm, obgleich ich selbst sie vor den Pflug spannen wollte. Nun bringt er mir eben nur einen der beiden Ochsen zurück, da er den andern geschlachtet hätte, — sagte er. Denn er hätte nicht mehr Lust, immer Schweinefleisch zu essen; das hätte es nun an vier Tagen gegeben — sagte er. Darf er das?“ — Barsel schwieg. „Und wie kann ich nun morgen den Acker umpflügen?“ fragte jener weiter.

„Ich bin nicht Schuld daran“, entgegnete Barsel kurz.

„Ja, — aber du allein kannst Ordnung schaffen, Esaias.“

„Ihr sehet ja weiter als ich, ihr Jüngeren; nun legt auch ihr den Unfrieden bei. Ihr habt diesen gemeinsamen Haushalt angefangen —.“

„Es geschah aus Liebe und in edler Absicht“, unterbrach ihn Tommasino.

„Verkannte ich damals durchaus nicht. Aber mir scheint, ihr werdet zur Einsicht gekommen sein, daß das ein Unding ist und sich in Frieden nicht durchführen läßt.“

„Das werden die nicht einsehen, welche geringeren Besitz hatten.“

„Sie werden aber wenigstens zugeben müssen, daß seitdem der Friede aus unserm Dorfe gewichen und die

Lust an der Arbeit geringer geworden ist. Alles gehört Allen, und niemandem gehört, was er erarbeitete —: das ist das Unding; und dem macht ein Ende."

„Aber wie?" fragte Tommasino.

„Ohne Opfer wird's nicht gehen, Tomma."

„Warum? — Ich meine, Jeder erhält zurück, was er besaß, du so gut wie ich", erwiderte der junge Landwirt.

„Wenn die kleinen Bauern nur noch das Alles hätten, was wir hergaben, unser Vieh und Ackergerät! Und werden sie nicht von unseren Äckern, die sie gepflügt und bestellt haben, erst noch die Frucht ernten wollen? Doch das Schlimmste wird erst dann kommen, wenn sie nun wieder für Land und Wiesen Pacht zahlen oder wenn sie als Tagelöhner wie früher arbeiten müssen: wie verdrossen werden sie dann sein! Denn Acker, Wiese, Vieh, gute Kost — das Alles war ihnen gegönnt, und sie waren daran gewöhnt; nun soll das Alles wieder werden wie vordem. Wie viel Unfrieden, als Alles zusammen geworfen war! Wie mag es erst werden, wenn's ans Zurückgeben gehen soll? Es war nicht weise, Tomma, was ihr Jüngeren gegen meinen Rat versucht habt. Und ich sage dir nochmals: ohne große Opfer werdet ihr's nicht zurückschieben auf das alte Verhältnis."

Tommasino antwortete nichts. Esaias wandte sich an Godemar: „Was urteilst du in dieser Sache?"

Godemar sprach: „Es mag groß gedacht und herzlich empfunden sein, daß in eurem kleinen Dorfe Keiner vor dem Anderen einen Vorzug durch irdische Güter haben wollte, damit niemand Mangel litte und in keinem Herzen Neid aufkäme. Aber diese Absicht konntet ihr ebenfalls und viel würdiger und friedlicher erreichen, wenn Jeder das Seine behalten und als ein christlicher Haushalter in

freier Liebe davon ausgeteilt hätte dahin, wo's Not that. Dann hättet ihr auch Christi Wort bestehen lassen: ‚Ihr habt allezeit Arme bei euch, und wenn ihr wollt, könnt ihr ihnen Gutes thun.'"

Esaias stimmte ihm zu. „‚Arme und Reiche müssen unter einander sein, der Herr hat sie beide gemacht', so sagt ein anderes Wort der Schrift. Und so wird es bleiben bis an das Ende der Tage."

Gleich darauf trat Franziska zu ihnen ins Zimmer; sie bot Allen ihren Gruß und setzte sich in einen großen Lehnstuhl, welcher in einer Ecke stand.

„Was hast du, Kind?" fragte Esaias. „Ich sehe dir's an —."

„Ich mag nicht mehr die Herde weiden," antwortete sie unwillig, indem sie hastig aufstand. „Komme ich heim zur Zeit, wie du mir befohlen, so ist's den Einen zu früh, den Andern zu spät. Es mag's auch ein Knabe thun von den Tagelöhnern; die spielen den ganzen Nachmittag vor den Häusern umher und thun nichts, denn sie sagen, sie wären nun keine Armen mehr."

„Keine Armen mehr," wiederholte Tommasino, „aber wir werden es bald sein. Gut essen und trinken auf unsere Kosten, nichts thun und abends nach dem Wirtshause gehen im untern Dorfe — so gefällt's ihnen. Sieh, darum, Franziska, kommst du für Manchen zu spät nach Hause."

„Und ich hätte hier im Hause genug zu besorgen," setzte das Mädchen hinzu. „Du hättest bessere Pflege, lieber Oheim, wenn ich jetzt im Sommer nicht jeden Nachmittag fort müßte auf die Wiese."

„Ich habe nie für mich gelebt," wehrte Esaias.

„Um so eher kannst du dir's gefallen lassen, daß ich dir im Alter mehr Bequemlichkeit schaffe."

Der Alte richtete sich in seinem Stuhle auf. „Ich merke, daß ich älter werde, aber nicht schwächer. Schwach wird, wer stärker wird im Irdischen; und stark wird, wer abnimmt an ungöttlichem Wesen. Gottes Gnade wahre die Gemeinde vor dem bösen Geiste, der schwach macht! — Und nun geh, liebes Kind, und bereite uns das Abendbrot; unser Gast wird hungrig sein von seinem weiten Wege."

Franziska ging hinaus, um das Abendessen zu besorgen, und bald danach entfernte sich auch Tommasino. Die beiden aber blieben noch im Gespräche; Esaias erzählte von dem Versuche der Gütergemeinschaft, den man nach der Ernte im vorigen Jahre ins Werk gesetzt hätte. Wahr und ehrlich nach dem Vorbilde der ersten Gemeinde Jesu zu Jerusalem, hätten die Meisten ihren Besitz an Geld und Gut hergegeben zum Gebrauche Aller; die Zäune zwischen den Gärten wären weggerissen; in einem der Häuser werde zu Mittag das Essen zubereitet für Alle. „Aber wie gesagt," fuhr er fort, „Frieden hat's nicht eingebracht. Wir hatten vordem mehr Frieden und mehr Liebe unter einander als seit dieser Einrichtung. Ich fügte mich damals, ohne zuzustimmen."

„Dann kannst du aber auch," meinte Godemar, „das alte Verhältnis zurückführen." Esaias entgegnete darauf nichts; er schien über sein Verhalten in dieser Sache nachzudenken. „Du erwähntest vorhin," fuhr Godemar fort, „ein Wort aus der Schrift, wie du sagtest, einen Ausspruch über Arme und Reiche. Sage, wer hat das Wort geschrieben?"

„Es steht in den Sprüchen Salomonis, im alten Testamente."

„Kennst du das alte Testament?" forschte Godemar weiter.

„Ich lese oft darin. Ich besitze eine alte Bibel unserer Vorfahren; mein Vater hat sie derzeit aus Perosa mitgebracht. Ich will sie dir zeigen.“ Als er aufstand, trat Franziska, das Abendessen tragend, ins Zimmer. „So wollen wir erst essen, dann sollst du sie sehen.“ Er sprach nun ein Tischgebet und wünschte Godemar, daß er sich's wohl schmecken ließe. Während der Abendmahlzeit nahm dieser das Gespräch über die Bibel wieder auf. „Ist sie auch in lateinischer Sprache geschrieben, wie die Schriften des neuen Testamentes, welche das Kloster Tufaborn besitzt — das ist das Kloster, welches bei unserem Schlosse liegt —?“

„Nein, in provencalischer Sprache,“ entgegnete Esaias, „aber ich verstehe sie, wie auch noch einige Ältere in Perosa die wir uns mitunter noch in dieser Sprache unterhalten.“

„O ich bitte dich,“ sagte nun Godemar, indem er seine Hand auf Esaias' Arm legte, „lies mir in unsrer Sprache einige Stellen vor, welche dir besonders lieb sind.“

„Deren sind nicht wenige,“ antwortete Esaias. „Und sieh,“ fuhr er fort, mit einem fröhlichen und bittenden Blicke Jenem die Hand reichend, „wie könntest du darum schon morgen weiter wandern? Solch ein Wanderer wie du ist noch nie bei mir eingekehrt. Du schenkst mir viel, wenn du länger bleibst. — Fränzchen, hole von dem Weine herauf, den ich denn doch nicht dargeboten habe — für Alle. Es geht nicht, daß alle Menschen auf Erden einander gleich gestellt sind. Wenigstens nicht in irdischen Dingen,“ fuhr er fort, während Franziska davon eilte, um den Wein zu holen. „Aber da, wo Alle mit gleich großem Maße schöpfen und genießen könnten, aus dem Quell der ewigen Wahrheit Gottes, da sind die Meisten so träge und unbekümmert. Im Irdischen streben sie nach

Gleichheit; im Himmlischen, wo sie allein möglich ist, versäumen sie dieselbe. Wir verstehen uns, Godemar?"

„Wir haben aus demselben Quell getrunken."

„Sind beide Kinder Gottes — Brüder in Christo." Barsel stand auf und küßte Godemar. „Du gehst nicht sobald —?" sagte er, als noch seine Lippen an Godemars Munde hingen.

„Du bittest so herzlich."

„Ja, mein Bruder, nicht so bald geh wieder." Godemar nickte ihm freundlich zu. Sie setzten sich wieder, als sie Franziska kommen hörten. Sie brachte den Wein und schenkte davon in ein großes Glas ein. „Trinke, liebes Kind, und biete es unserem Gaste." Franziska trank und gab das Glas an Godemar, ihn mit ihren klaren, blauen Augen anblickend. Bei ihrem Blick gedachte Godemar an Benigna: solche Augen mit solch langen Wimpern hatte sie auch. Und es überkam ihn ein Weh, so daß er erblaßte. Dann führte er mit zitternder Hand das Glas zum Munde und trank. Esaias und Franziska sahen verwundert zu ihm hin. Als er dann aber freundlich das Glas Esaias reichte und sprach: „Nun laß mich die Bibel sehen," da that dieser, als hätte er nichts bemerkt, stand auf und holte das Buch aus einem eichenen Schranke.

Franziska trug die übrig gebliebenen Speisen hinaus. Als sie wieder herein kam und sich in den Lehnstuhl in der Ecke niedersetzte, waren die beiden Männer in eifrigem Gespräch über die heilige Schrift. „Was hat man mit dem Buche Alles gemacht", sagte Esaias, „seit es Gott seiner Menschheit auf Erden geschenkt hat! Er will daraus erkannt sein, denn er hat sich darin geoffenbart. Und doch will er erkannt und verehrt und geliebt sein, nicht

daß er selbst, der große und ewige Gott, dadurch größer und herrlicher werde, den doch der Preis aller Engel und seligen Geister im Himmel nicht erhöhen kann, sondern daß wir aus seiner Fülle Geist und Leben empfangen. Er ist der alleinige Gott und neben ihm und unter ihm kein anderer. So lehrt es die ganze heilige Schrift, und das lasse ich mir von niemand umstoßen. Und am wenigsten hat es unser Heiland umgestoßen, welcher Gott den allein wahren Gott nannte, zu dem er betete als dem Vater und Herrn Himmels und der Erde. Von ihm rühmte er Alles empfangen zu haben, was er uns gegeben hat, und da Gott in ihm wohnte, so konnte der heilige Sohn uns den Vater zeigen; aber daß nur Christus in keiner Weise uns Gott verstecke, den er uns eben offenbaren und verklären will!"

Godemar stimmte ihm bei. „Es kann nicht eine Person eine andere werden, und selbst wenn Gott ein höchstes Geschöpf hervorbrächte, so könnte es nicht ein Gott sein."

„Niemals", nahm Esaias wieder das Wort. „An einem Solchen hätte weder Gott Gefallen, noch dieses Wesen hätte das an sich selber. Aber nun unser Heiland, im Fleische wandelnd, die Welt überwand und heranwuchs zur Höhe eines einzig reinen Gotteskindes, so war er der Glanz von Gottes Herrlichkeit und das Ebenbild seines Wesens. Er ist eine Person göttlichen Wesens, aber nicht ein andrer Gott. Nein, darin lasse ich dem ewigen Gott, unserm Vater in Christo Jesu, all seine Ehre, daß er der Höchste und Einige ist, der Urquell alles Lichtes und alles heiligen Lebens. Die Ehre hat ihm auch der Sohn erwiesen, wenn er sagte: ‚Mein Vater ist größer als ich.'"

„So betet auch mein Herz ihn an, den ewigen Gott und Vater", beteuerte Godemar. „Doch sage mir, kennst du die Stelle in dem Evangelio des Johannes, wo erzählt wird, daß Thomas dem auferstandenen Jesus bewundernd zugerufen habe: ‚Mein Herr und mein Gott?' — Und Jesus nahm die Benennung an. Verstehst du das?"

Esaias sann, wie er die Antwort faßlich machen könnte. „Du kennst das alte Testament nicht. Siehe, da wird erzählt, daß Gott zu Mose gesagt habe: ‚Dein Bruder Aaron soll für dich zum Volke reden; er soll dein Mund sein, und du sollst sein Gott sein.' Das ist doch, als wenn Gott spräche: Dir, meinem Knechte Mose, will ich mich offenbaren, und du sollst dann meinen Rat deinem Bruder sagen, daß er denselben dem Volke kund thue. — Und nachmals redete der Herr zu Mose: ‚Ich habe dich gesetzt zu einem Gott für Pharao.' Darin lag wiederum Gottes Befehl: Du, Mose, sollst der Mittler sein meines Willens an den König in Ägyptenland. — In viel höherem Maße als Mose ist nun Jesus der Mittler Gottes und der Offenbarer seines Vaters an die Menschheit. Als solchen erkannte Thomas den durch die Auferstehung verklärten Christus und nannte ihn nach der Weise des alten Bundes seinen Herrn und seinen Gott. Und ich meine, Jesus konnte das in solchem Sinne ebenso wohl annehmen wie Mose, welchen Gott selbst so bezeichnet hatte; denn hier ist mehr denn Mose."

Während Godemar über Esaias' Auslegung noch nachdachte, sprach dieser weiter: „Aber weißt du, was ich nicht fassen kann? Wie man lehren kann, daß der heilige Geist eine Person und auch Gott sei." Godemar sah ihn verwundert an. „Ja", fuhr Esaias fort, „diese Lehre geht schon seit Jahrhunderten durch die Christenheit.

Und dennoch, ich kann sie mit den Aussprüchen der Schrift nicht zusammen reimen. Die Schrift redet von dem heiligen Geiste nicht anders als von dem Geiste Gottes, welcher von Gott ausgeht wie das Licht von der Sonne, erleuchtend und erwärmend, wo man ihn eindringen läßt. In diesem Lichte werden die Gedanken klar und lebendig, welche ein Mensch aus Gott empfangen und aufgenommen hat, also daß sie eines solchen Menschen Besitz und Schatz zum ewigen Leben werden. Durch diesen Geist vom Vater wissen wir, daß wir seine Kinder sind und ewig bleiben, und wissen das auch ohne die Bürgschaft Christi, welche uns ein anderes Unterpfand der Ewigkeit ist."

Godemar sagte dagegen: „Die Bibel lehrt aber, daß Jesus Christus diesen Geist den Seinen senden werde."

„Das kann unser Herr," entgegnete Esaias, „aber doch nur, weil er selbst diesen Geist vom Vater empfangen hatte. Alles ist Gottes, des Ewigen, unseres heiligen Vaters im Himmel. Auch der Geist in seinem Sohne Jesu Christo, der da sagen konnte: ‚Ich bin das Licht der Welt' — es war Gottes heiliger Geist. Soli Deo gloria! Dabei bleibt es in alle Ewigkeit."

Esaias schwieg und trank aus dem großen Glase, welches vor ihm stand.

Godemar ergriff seine Hand. „O wie du durch Gottes Geist hineingeführt bist in die Schrift!"

„Ja, rühme Gottes Gnade," meinte Esaias, „gleichwie ich es dem Vater im Himmel täglich danke."

„Wenn ich doch, wie du, die ganze heilige Schrift besäße," sagte danach Godemar, indem er in der vor ihm liegenden Bibel hin und her blätterte. „Du wolltest mir einige Stellen aus dem alten Testamente in unsrer Sprache vorlesen; so versprachst du mir."

„Meine Lieblingspsalmen will ich dir vorlesen und meine auserwählten Stellen aus den Propheten.“ Es machte Esaias keine Schwierigkeiten, die Bibelstellen in der Übersetzung vorzutragen; und so lauschte Godemar in Andacht den Gebeten der Männer Gottes und den Reden der Propheten, wovon er zum ersten Male in seinem Leben vernahm.

„Ich danke dir, lieber Bruder“, sagte er, Esaias die Hand reichend. „Und sieh, nun bitte ich, daß ich noch bei dir bleiben darf —“

„Noch lange bleibe“, bat Esaias, die festgehaltene Hand drückend.

„— Damit ich von den Psalmen mir einige aufschreibe; denn du thust mir's gewiß zuliebe, daß du sie mir nochmals vorliesest, nur langsamer.“ Esaias nickte ihm zu. „Hätte ich doch nur in einem der Klöster, wo ich einkehrte, mir Pergament oder Papier gekauft! Sieh, hier in meinem Buche sind nur noch wenige Seiten.“ Er reichte Esaias das Buch mit den Aufzeichnungen, welche er zu Tufaborn gemacht hatte, und erzählte ihm dabei, daß er das seinem Freunde Wolfgang und dem Abt Engelbert auf dem Truenstein zu danken hätte.

„Papier will ich dir geben“, beruhigte ihn nun Esaias, „mein Sohn hat Vorrat davon zurückgelassen. — Franziska, sieh einmal nach.“ Sie rührte sich nicht. „Sie ist eingeschlafen“, sagte er.

Ja, sie war nicht gewohnt, so lange am Abend aufzubleiben. Esaias stand auf und auch Godemar. Wie schön das Mädchen im Schlafe aussah: welch ein Frieden auf dem Angesichte, und wie reizend die langen schwarzen Wimpern, welche die blauen Augen zudeckten. Esaias legte seine Hand auf ihre Hände, welche gefaltet auf

ihrem Schooße ruhten; sie schlug die Augenlider auf und sah erschrocken auf die Männer.

„Du bist müde, liebes Kind; geh zur Ruhe. — Nimm den Abendsegen.“

Sie schloß die Augen und neigte das Köpfchen. Esaias legte seine rechte Hand darauf und sprach: „Unser Vater im Himmel behüte dich an Leib und Seele, sein heiliges Licht bleibe in dir zum ewigen Leben. Amen.“ Dann drückte er ihr einen Kuß auf die Stirn, während sie ihm die Hand gab. Sie reichte sie auch Godemar und ging.

Esaias war ihr gefolgt und kehrte gleich danach mit einem wohl verwahrten Bündel Papier zurück.

„Das ist Papier, welches dein Sohn — sagtest du — zurückgelassen hat?“ fragte Godemar. „Wo ist dein Sohn?“

„Er ist vor einigen Wochen nach der alten Heimat im Süden gereist, um zu ergründen, ob er dort noch Anrechte auf Besitz geltend machen kann. Uns gehörten dort große Besitzungen, ehe wir unsres Glaubens wegen fliehen mußten. Mein Vater war ein reicher Kaufmann in jenem Perosa und hat viel Gold mit hergebracht. Die Gemeinde war seine Gründung, und darum ist und bleibt sie mir teuer — jetzt meine Sorge bei Tag und Nacht, nun sie in diese Wirrsal der Gütergemeinschaft geraten ist. Mit welchem Fleiße schaffte vorher jeder an seinem Tagewerke, jetzt gewährt es gar keinen Reiz, vorwärts zu kommen; früher welche Ehrlichkeit und strenge Sittenzucht, jetzt ein freies Schalten mit dem gemeinsamen Besitze und ein Verbrauch der Güter ohne Maßen und Bedacht. Das ist nicht mehr meines Vaters Gemeinde! Eine Weile seh ich's noch an. Meinem Sohne —

die Jugend ist ja stürmischer als das Alter — meinem Sohne gefällt es nicht mehr hier in Perosa, wo jetzt jeder thut, als sei er seines gleichen. O, das ist nicht Hochmut, nein! Aber vergessen sollten sie alle im Dorfe denn doch nicht, daß mein Vater ihren Vätern, ihnen allen, derzeit das Geld vorgeliehen hat, mit dem sie Grund und Boden kauften und ihre Häuser erbaut haben. Und dieses Geld ist noch nicht zurückgezahlt; die Schuldbriefe sind in meinen Händen — uneingelöst."

„Da bist du ja ein reicher Mann, denn eigentlich gehört dir ganz Perosa", meinte Godemar.

„Wenigstens die ersten erbauten Häuser und die Kapelle bei den vier Linden und aller Grund und Boden, auf dem wir wohnen und von dem wir das tägliche Brot gewinnen. Dieser Besitz gehört mir und Franziska, meines Bruders einzigem Kinde."

„Ihre Eltern leben wohl nicht mehr?" fragte Godemar.

„Ihr Vater — mein Bruder also — und meine Frau starben an einem Tage an der Ruhr. Aus dem unteren Dorfe, wo die Krankheit viele hinwegraffte, wurde sie auch zu uns eingeschleppt. Franziska und ihre Mutter nahm ich in mein Haus; das sind nun wohl schon sechzehn Jahre her. Vor zwei Jahren verlor sie auch ihre Mutter, welche unsern Haushalt bis dahin geführt hatte. Franziska ist wie mein eigenes Kind in meinem Hause aufgezogen. Wie würde mein Sohn sich freuen, wenn er dich kennen gelernt hätte; er ist ein junger Mann, groß und ansehnlich wie du."

„Wie gern möchte ich seine Bekanntschaft gemacht haben", entgegnete Godemar. „Wird er bald zurückkehren?"

„Es ist eine weite Reise nach Perosa; er wird —".

„Höre meinen Vorschlag, Esaias“, unterbrach ihn Godemar. „Besuche mich mit deinem Sohne. In einigen Tagen ist die Glinze zu erreichen. Wie würden die Meinigen sich freuen, Esaias!“ Und nun begann er zu erzählen von seiner Mutter, seinem Bruder, von Irmentraut und Eyliger.

„Du bist nicht verheiratet?“ fragte Esaias.

„Nein“, antwortete Godemar. Esaias bemerkte den wehmütigen Ausdruck, der über Godemars Gesicht hinwegzog. „Aber glaube mir“, sagte dieser, „alle die Meinen werden dich mit Freuden aufnehmen und deine Gastfreundschaft, welche du mir erwiesen, reich vergelten. Dein Wein ist gut, Esaias. Laß uns trinken, lieber Bruder, auf ein Wiedersehen auf der Glinze.“ Er that einen langen Zug aus dem großen Glase und reichte es an Esaias.

„Ich besuche dich mit meinem Sohne, so es Gott gefällt“, versicherte dieser und leerte das Glas.

Dann erhoben sie sich beide. Esaias führte seinen jugendlichen Freund nach einem Zimmer im Erker und wünschte ihm gute Ruhe. Mit geschlossenen Augen überdachte Godemar die Erlebnisse dieses Tages. Er dankte Gott für die wunderbare Führung. Er dachte an die Seinen. Nochmals stellte sich vor seine Seele das Bild des alten ehrwürdigen Esaias Barsel und das Bild des schlafenden Mädchens und dann auch ihr Bild, Benignas, — bis der Schlaf dem Müden alle Gedanken einwiegte.

In den Morgenstunden der folgenden Tage pflegten Esaias und Godemar in einem kleinen Zimmer, welches nach dem Garten hinaus lag und von wo man nach den Wiesen und dem Walde blicken konnte, bei einander zu

sitzen. Esaias hatte dann seine Bibel vor sich und las Stellen daraus vor, welche Godemar niederschrieb.

An einem Nachmittage forderte Esaias Godemar auf, daß er ihn ins Feld hinaus begleiten möchte. „Franziska sagte mir, daß die Leute in der Gemeinde mehrere Felder noch nicht umgepflügt und besäet haben. Niemand mag die schwere Arbeit thun; da wird sich Einer wieder auf den Andern verlassen, und der Acker bleibt brach.“

„Dem Dinge mußt du ein Ende machen, Esaias“, meinte Godemar, als er mit Jenem das Haus verließ.

Sie gingen durch die Feldmark und fanden es, wie Franziska berichtet hatte. „Ich sage nochmals“, sprach Godemar, „du mußt dem Dinge ein Ende machen. So verarmt die Gemeinde und verkommt in zunehmender Unthätigkeit.“

„An Leib und Seele“, ergänzte Esaias, „denn es ist so, wie schon Jesus Sirach geschrieben hat: ‚Nimm dir etwas vor zu arbeiten, so widerfährt dir keine Krankheit.‘ Eine Zeitlang sehe ich's noch an, bis sie selbst zu der Einsicht kommen, daß es so nicht weiter gehen kann.“

„Ja, aber sage“, entgegnete Godemar, „hält auch ein Arzt mit der Hilfe zurück bei einem Kranken und läßt die Krankheit erst noch schlimmer werden?“

Esaias blieb stehen und sprach: „Die Gemeinde an sich ist nicht krank, sondern ist eine gute, gottesfürchtige Gemeinde, die ich lieb habe; aber die Einführung solch eines Gemeinschaftslebens ist wie ein Geschwür an ihrem Leibe, und das muß erst reif werden, ehe der Arzt mit dem Messer hinein schneiden kann. Ach, dies sind meine Gedanken jetzt Tag für Tag und zu jeder Stunde. —

Laß uns von etwas Anderem reden. Sage, Godemar, warum bist du eigentlich hinausgewandert in die weite Welt?" Er merkte, daß die Frage Godemar betroffen machte. „Verzeih, daß ich so fragte."

Godemar sah ihm in die Augen und sprach: „Es mag gut sein, daß du mich danach fragst. Denn ich bin in die Welt hinausgezogen, weil ich krank war, und ich habe vielleicht den Arzt gefunden, der mich heilen kann. — Du hast mich lieb, Esaias —." Der Angeredete reichte ihm die Hand. „Mein Herz war krank und ist noch nicht genesen. Ich liebte ein reines und edles Mädchen, und sie schenkte mir ihr Herz. Sie ist das Weib eines Andern geworden."

„Dann hat sie dich nicht wahrhaft geliebt."

„Das glaube ich nie. — Ihr Vater hat sie zur Ehe gezwungen, nachdem ich durch die Bosheit unsres Abtes als ein Ketzer ihm verdächtigt war."

„Du ein Ketzer, Godemar?" fragte Esaias verwundert.

„Ja. Ich will dir das zu einer andern Zeit genauer erzählen. Ohne meine Schuld — das glaube mir — habe ich sie verloren, und nun kann mein Herz nicht von ihr los, obwohl sie meines Nächsten Weib ist."

Als er schwieg, fragte Esaias: „Um dich zu zerstreuen, bist du nun ausgezogen in die unbekannte Welt?"

„Ja."

„Und die Krankheit ist nicht besser geworden?"

„Ich habe es auch bei Gott erbeten, daß er mir ein anderes Herz geben möchte."

„Ein heiliges und rechtes Mittel. Aber du — du mußt dem Dinge ein Ende machen. Ich rede grade wie du vorhin zu mir. Die du liebst, ist deines Nächsten

Weib, sein Eigentum; so hat es Gott gefügt, und den Rat mußt du ehren.“

„Ich thue es“, sagte Godemar leise.

„Dann muß dir dein Verstand auch sagen, daß dir nichts, gar nichts mehr von ihr gehört.“

„Wenn's aber doch so wäre? Und ich kann nicht glauben, daß sie mich vergessen hat.“

„Du mußt entsagen, Godemar, schmerzlich und aufrichtig, mit aller Kraft deiner Seele. Und wenn das eine tiefe Wunde hinterläßt, dann verschreibe ich dir — du hast mich ja einen Arzt genannt — zwei lindernde Mittel; die werden sie bald schließen.“

„Verschreibe sie mir, Esaias.“

„Du willst also entsagen?“

„Dazu gehört eine stille Stunde. Laß mich vorher die Heilmittel wissen.“

Esaias blieb stehen, gab ihm seine rechte Hand und legte die andere auf die Schulter seines jungen Freundes. Dann sprach er: „Gieb dein Herz in recht warmer Liebe an alle Menschen, und Gott, der die Liebe ist, wird dir für die verlorene Liebe aus vielen Herzen seiner Menschenkinder reiche, beglückende Liebe entgegen strömen lassen. Und vielleicht gefällt es ihm dann, dir auch das andere Heilmittel zu schenken.“ Er schwieg; dann blickte er Godemar mit Wohlgefallen an. „Du bist jung und schön und reich — eine Andere, Godemar.“

Eine sanfte Röte überzog das schöne Angesicht des Jünglings und dann ein leichtes Lächeln. „Eine Andere —.“

„Ich meine nicht“, setzte Esaias hinzu, „daß du danach ausschauen sollst. Im Übrigen,“ fügte er feierlich hinzu, „freue ich mich auf das andere Leben, von welchem der

Heiland gesagt hat, daß da die Verklärten in der Auferstehung werden weder freien noch sich freien lassen.“

Sie gingen eine Strecke nachdenkend und schweigend neben einander die Bergeshöhe hinab, welche sie vorhin erstiegen hatten. Da lag an einer Stelle die ganze Gegend vor ihren Blicken. Es war ein klarer Frühlingstag, so daß man weit bis in die Ferne hineinschauen konnte. „Wir wollen uns eine Weile hier niedersetzen“, sprach Esaias, indem er auf einen großen, mit Moos bewachsenen Fels wies. „An dieser Stelle“, fuhr er fort, „brach neulich, als ich hier allein war, das Wort des Propheten Jeremias aus meinen Gedanken hervor: ‚Mich jammert herzlich, daß mein Volk so verderbt ist‘. Sieh, wie weit ist die Welt! Da wohnen Tausende und Abertausende. In Essen und Trinken und Wollust leben sie dem Tode entgegen; doch die Kirche fragt nicht nach ihnen. Die Sonne geht jeden Tag über ihnen auf; doch die Kirche bietet ihnen kein Licht. Arm an Wahrheit, aber täglich reicher an Sündenschuld werden sie; doch die Kirche mahnt sie nicht zu schmerzlicher Buße und ernster Heiligung. Die Kirche versteht nicht, daß sie ihnen das Alles schuldig ist; nein, umgekehrt, sie wähnt, die Menschen seien ihre Schuldner: was Christus gemieden hat, weltlich Reich, Gewalt, Herrlichkeit, das suchet sie ganz wütend und rasend und fordert es als Dinge, die ihr gebühren. Wahrlich, man könnte heute sagen: Mich jammert herzlich, daß die Kirche so verderbt ist!“

„Du sagst leider die Wahrheit,“ bestätigte Godemar „Doch sage, was meinst du, wie es besser werden kann?“

Esaias antwortete: „Wenn das Größte, was Gott auf Erden gethan hat, klar erfaßt und innig empfunden

wird, zuerst vielleicht von der Kirche und dann durch ihre Verkündigung von den Menschen. Und das ist das Größte: daß Gott seinem heiligen Sohn Jesum Christum durch die Sünde geopfert hat. Größer kann Gott seine Liebe und sein Erbarmen nie wieder beweisen. Aber von Gottes Herzen, von dem Geiste unseres Vaters im Himmel ging dieser Gedankenrat aus, ich lasse mich darin nicht beirren durch die Meinung des Anselmus, eines Kirchenlehrers, welcher vor mehr als 250 Jahren in England lebte. Der schrieb dem heiligen Gott eine solche Feindschaft gegen die in Sünde verkommene Menschheit zu, daß sein Zorn durch nichts anderes als durch eine gerechte Bestrafung zu besänftigen wäre. Und diesen Zorn, so lehrte jener Erzbischof, ließ Gott nun nicht an der sündigen Menschheit aus, sondern an dem heiligen Sohne. Wie kleinlich ist das über Gott geurteilt! Jesus ist in seinem ganzen Leben Gottes lieber Sohn; am Kreuze aber macht ihn Gott zum Träger aller Sünden, auch derjenigen, die noch gar nicht begangen sind, entladet nun seinen ganzen Zorn gegen die Menschen auf Diesen; und bald danach, am Ostermorgen, erklärt er ihn wieder für seinen Sohn und den Heiland Aller. Und erscheint nicht Jesus, der wohl auch über die Sünde der Menschheit zürnte, aber als Opfer sich darbot, erhabener und erbarmender als sein Vater? Und wenn Jesus dann, wie Anselmus lehrt, in allem stellvertretend für uns leiden und büßen sollte, dann mußte er folgerichtig nicht nur den zeitlichen Tod leiden, sondern auch den ewigen Tod der Verdammnis, welchen die Menschheit für ihre Sünden verdiente; so aber sieht es aus, als wenn es Gott mit seinem Zorne denn doch so weit nicht treiben möchte, sondern mitten drin inne hielte. Die heilige Schrift stellt diesen Opfertod Jesu ganz anders

dar. Gott **wird** nicht versöhnt, sondern Gott **hat** versöhnt, nämlich die Welt mit sich selber. Und Gott, dessen Gedanken höher sind denn unsere Gedanken, wollte das damit erreichen, daß er die der Menschheit innewohnende Sünde an der Wurzel zum Absterben brächte. Gott richtet durch den Tod, den er seinen heiligen Sohn sterben läßt, die Sünde, welche diesen Tod als ihre böseste That vollführt hat; das Abscheuliche der Sünde offenbart Gott in diesem unverdienten Leiden des einzig Heiligen. Die Sünde ist das Hauptübel, nicht die Schuld. Wer nun aber, mit Christo in Glaubens- und Lebensgemeinschaft stehend, solche Macht des Todes Christi sich aneignet und mit der Sünde bricht um Gottes willen, der es so viel sich hat kosten lassen, und um seines Herrn und Heilandes willen, der willig dieses Leiden um unsretwillen erduldete, — dem schenkt Gott beim Schmerze über seine Sünde die Vergebung in Gnaden. Christi Blut ist nun auch Gottes heiliges Pfand dafür, die Bürgschaft unbegrenzter Vergebung; denn wo die Sünde wirklich durch Christi Opfertod schwindet, da will der gnädige Vater sie auch mitsamt ihrer Schuld schwinden lassen. Mit diesem Lösegelde, welches der Sohn gab und zuletzt doch eigentlich der Anfänger unsrer Erlösung, der Vater, will seine erbarmende Liebe uns das Herz abgewinnen, daß wir uns zu einem neuen Leben und heiligen Wandel vor ihm entscheiden. — Sieh, das weiß die Welt da draußen nicht, und doch ist Gottes Erlösung, durch Christum vollbracht, das einzige Mittel, durch das sie aus ihrem Elend genesen kann."

Godemar sann eine Weile nach, dann sprach er: „Ich war noch nicht so tief wie du in die Erkenntnis der Erlösung eingedrungen, aber es will mir richtig

scheinen, daß du auch hierin Gott die höchste Ehre giebst.“

Unter mancherlei Gesprächen kehrten sie heim.

Eines Morgens saßen wieder die beiden Männer in dem Gartenzimmer; Godemar schrieb, während Esaias ihm Psalme vorsagte. Da trat Franziska herein und meldete dem Oheim, daß eine Frau in der Gemeinde schwer krank läge und nach seinem Zuspruche verlangte. „Diesen Psalm“, sprach er beim Fortgehen, „kennst du auch, Franziska: der Herr ist mein Hirte.“ Franziska nickte ein wenig mit dem Kopfe. „Sage ihn langsam her, daß Godemar ihn aufschreiben kann.“ Dann ging er fort.

Godemar schickte sich an zu schreiben. „Setze dich zu mir“, bat er. Sie besann sich und setzte sich in den großen Lehnstuhl. „Fürchtest du dich vor mir?“

„Nein“, sagte sie, und doch lag in dem Tone eine gewisse Befangenheit.

„Nein, sagst du? Und magst dich doch nicht zu mir setzen?“

Mit niedergeschlagenen Augen blieb sie in dem Lehnstuhle sitzen. Godemar stand vom Tische auf und trat zu ihr. „Franziska“, sagte er mit sanftem Tone.

Das Mädchen wurde noch verwirrter. Dann sprang sie plötzlich auf und verließ das Zimmer.

„Was habe ich ihr gethan?“ fragte er sich. Erst wollte er ihr nacheilen; dann aber meinte er, seine Bitte wäre vielleicht zu vertraulich gewesen. Er sann noch eine Weile nach, dann begann er in seinem Buche das durchzulesen, was er in Perosa schon aufgeschrieben hatte.

Esaias blieb lange aus. Unerwartet trat Franziska in das Zimmer. „Vergieb mir meinen Eigensinn“, bat sie.

„Du hast geweint, Franziska?"

Sie that, als hörte sie seine Worte nicht. „Ich habe dir den Psalm aufgeschrieben." Sie reichte Godemar ein Stück Papier und wollte wieder gehen.

Godemar hielt sie zurück und sprach: „Ich danke dir herzlich. Doch sage mir, warum hast du geweint, Franziska?"

Sie antwortete nicht; sie schlug die langen schwarzen Wimpern nieder.

„Du kannst schreiben?" fragte er nun, „und wie zierlich."

„Mein Oheim hat mich's gelehrt. Ach, bitte, sage ihm nicht, daß ich so unartig war, er würde böse werden. — Ich muß an meine Arbeit da draußen." Und schnell eilte sie wieder hinaus.

„Ein wunderbares Mädchen", meinte Godemar. Er las dann den Psalm, welchen sie aufgeschrieben hatte. „Welche Schätze besitzt die Kirche!" rief er aus. „Und sie hält sie verborgen wie ein Geiziger seinen Mammon."

Am Nachmittage weilte Esaias bei der mit dem Tode ringenden Frau. Godemar verließ das Haus und richtete seine Schritte dem Walde zu. Er hatte die Umgegend von Perosa schon ziemlich gut kennen gelernt; und so war es doch vielleicht nicht ganz zufällig, daß er auf seinem Wege an die Wiese gelangte, wo Franziska trotz alles Unwillens die kleine Herde weidete.

Das Mädchen erschrak und freute sich zugleich, als sie Godemar erblickte. Er ging nicht vorüber, er kam zu ihr — was er nur wollte? Wenn sie ihn danach gefragt hätte, so würde er sich wohl erst auf eine Antwort haben besinnen müssen.

„Es ist doch wirklich keine Beschäftigung für dich, daß du die Schafe und Ziegen von Perosa weidest."

„Ich muß thun, was mein Oheim fordert. Dies Amt hat er mir zugewiesen, als sie im Dorfe allen Besitz zusammen legten."

„Der dümmste Streich der Gemeinde."

„Ja, es ist noch kein Segen dabei herausgekommen."

„Und du mußt das thun, du die reichste im Dorfe!" Sie sah ihn verwundert an, denn Esaias hatte ihr noch nie gesagt, daß sie reich wäre. Godemar faßte den erstaunten Blick anders auf. „Glaube nicht, daß ich dich gegen deinen Oheim aufbringen oder deine Thätigkeit dir noch mehr verleiden will, aber es verdrießt mich zu sehr, daß sie dich als Hirtin gebrauchen. — Neulich warest du allerdings ganz vergnügt, du sangest, als ich über die Berge herkam; heute habe ich dich nicht singen hören."

„Aber damals?" fragte sie.

„Du sangest ein Frühlingslied. Ich wollte, ich könnte es noch einmal hören, und ich hoffte es vorhin."

„Dann bist du schon länger hier in der Nähe gewesen?"

„Weil ich das Lied noch einmal hören wollte." Sie lächelte, und er sah ihr in die Augen. „Franziska, warum haben diese blauen Augen heute morgen geweint?"

Schüchtern und leise antwortete sie: „O, nur ganz wenig."

„Warum auch nur eine Thräne?" — Sie sah vor sich nieder, ohne zu antworten. — „Sage mir, Franziska, warum?"

Das Köpfchen zur Seite wendend, sagte sie: „Weil ich etwas gethan hatte, was dir mißfiel, — weil" —,

als wenn sie sich schnell verbessern wollte, „— weil ich mich über mich selbst geärgert hatte.“ Und eiligst lief sie hinter einem Schafe her, welches über einen Graben fort sich von den übrigen entfernt hatte. Godemar sah, wie schnell die zarten Füße den jugendlich geschmeidigen Leib dahin trugen. Langsam kehrte sie zurück. „Hat mein Oheim mit dir über den Psalm gesprochen?“ fragte sie dann.

„Ja, ich sagte ihm, daß du den Psalm mir mitgeteilt hättest.“

Die Freude über diese Antwort machte sie gesprächiger. „Mein Oheim sagt: Was die Rose unter den Blumen, ist dieser Psalm unter den andern allen.“

Godemar ergriff ihre Hand und sprach: „Um so herzlicher danke ich dir, daß deine Hand diese Rose mir eingepflanzt hat, und ich will deiner gedenken, so oft ich den Psalm lese, aber ich meine, ich werde ihn bald auswendig können.“

„Uns Kindern hier in Perosa“, erzählte sie heiter, „ließ mein Oheim diesen Psalm und noch andere und auch Sprüche aus den Propheten in der Schule lernen.“

„Und du kannst das alles noch?“

„Mein Oheim hat uns das so fest eingeübt, daß die meisten das wohl lebenslang behalten werden. Und ich mußte die Sprüche auch noch aufschreiben.“

„Besitzest du das noch?“

„Ja. Ich lese noch manchmal in dem kleinen Buche, welches daraus entstanden ist.“

Godemar sprach nach einigem Sinnen: „Du sagtest vorhin, du möchtest nicht gern etwas thun, was mir mißfallen könnte; so wirst du auch thun, was mir gefallen würde. Leihe mir das Buch, ich werde es dir wieder schicken.“

„Es ist nicht schön geschrieben“, wehrte sie ab.

„Ich werde es schon lesen können.“

„Wenn ich's dir gäbe, würdest du meinen Oheim bald verlassen.“

„Ich will noch einige Tage bleiben.“

„Wenn Tommasino hörte, daß ich dir das Buch gegeben, er würde es allen Leuten sagen.“

„Tommasino? Was geht ihn das an?“

„Er begehrt mich zur Braut“, entgegnete Franziska schüchtern, „er hat es meinem Oheim gesagt.“

„Und du willst seine Braut werden?“

„Niemals, auch wenn es mein Oheim forderte.“

„Warum nicht?“ fragte Godemar mit wachsender Teilnahme.

„Ich liebe ihn nicht.“

„Du liebst ihn nicht?“ fragte Godemar, ihr in die Augen blickend.

„Wir würden einander nicht glücklich machen.“

„So? Weißt du das?“

„Mein Oheim hat Recht, er kennt mich von Kindheit an. Er sagt, ich hätte einen harten Kopf; ja — das hat er mir oft gesagt. O, es ist aber nicht mehr so wie früher; durch seine feste Zucht ist es anders geworden. Doch es flackert noch manchmal wieder auf. Einen Mann wie Tomma aber, immer nachgiebig, ohne Festigkeit, mag ich nicht zum Ehemanne nehmen.“

„Wie du dich kennst, Mädchen!“ rief Godemar erstaunt.

„O, ich hätte davon nicht reden sollen“, meinte sie.

Godemar sah sie freundlich an und sprach: „Gönne mir diesen Einblick in deine Seele und gönne mir auch den Einblick in das Buch, welches du als Kind geschrieben hast.“

„Zeigen will ich's dir", versprach sie, „aber ohne meines Oheims Wissen leihe ich's nicht fort."

„Und gewiß bekommst du es wieder. Esaias hat mir versprochen, daß er mit seinem Sohne mich auf der Glinze besuchen will; ihm gebe ich's dann."

Indem ihre Blicke nach dem Thale zu in die Ferne schweiften, meinte sie: „Das ist gewiß ein weiter Weg. Und ihr wohnt dort wohl in einem schönen Schlosse, und euch gehören die Berge und Thäler ringsumher?"

Godemar erzählte nun von ihrer Burg auf der Glinze und von den Seinen. Sieh, dahin wird meine Heimat liegen", schloß er seine Darstellung.

Wie groß und vornehm erschien er ihr und sie selbst sich so gering und arm! Und je mehr sie aus seinen Worten die Freude des Wiedersehens mit den Seinen herausfühlte, um so tiefer schmerzte sie der Gedanke, daß er nun bald dahin ginge in die Ferne und sie niemals ihn wiedersähe. Sie blickte schweigend nach der Gegend, wohin er zeigte, und ein wehmutsvoller Ausdruck legte sich auf ihr Gesicht.

Als Godemar das bemerkte, kam ihm der Gedanke, daß das Mädchen ihn liebte, und in menschlicher Eitelkeit — es liegt ja ein wunderbarer Zauber darin, zu wissen, daß man geliebt wird — fragte er: „Franziska, wirst du noch einmal an mich denken, wenn ich fort bin?"

Sie nickte leise mit dem Köpfchen und wandte sich dann um, damit er die Thränen nicht sähe, die hervorquellen wollten. Dann ging sie langsam nach der Herde und trieb sie weiter die Wiese hinauf.

Godemar blieb stehen und sah ihr mit dem Gefühle thörichter Verschuldung nach. „Ich spiele mit ihrem Herzen", richtete er sich selbst. „Warum fragte ich sie,

ob sie an mich denken werde? Es ist nur Eitelkeit.“ — Er verließ die Wiese und trat wieder in den Wald und stieg auf einem Wege den bewaldeten Berg hinauf. Von Franziska kamen seine Gedanken auf Benigna; es war ihm, als habe er auch gegen sie ein Unrecht gethan. „Ihr soll ich entsagen —“ sprach er bei sich. „Ich will es wohl, weil ich einsehe, daß sie allein ihrem Manne gehört; Esaias hat Recht. Aber nun ich's mit aller Kraft will, nun hält noch einmal mein ganzes Herz so fest an ihr, ähnlich wie sonst meine Augen, ehe ich sie abends verließ, an ihren Zügen hingen zärtlicher und wonnetrunkener als an dem ganzen vergangenen Tage. Ich will ja auch nichts von dir, und es mag auch wohl sein, daß du nicht mehr wie Licht und Luft um mich bist. Du magst ja ganz dem Andern gehören, dein ganzes Leben lang; aber so lange ich lebe, muß ich dich lieben. Das darf ich. Denn ich lasse ihm doch alles, was mir gehörte; dem Besitz und jeder Gunst entsage ich. Mehr könnt ihr beide nicht fordern, aber verbieten könnt ihr nicht, daß ich dich liebe. Anders kann ich nicht entsagen. — Doch das durfte ich nicht“, sagte er nach einer Weile, „daß ich dieses Mädchen zur Liebe reizte, da ich sie nicht zu eigen begehre. Es ist besser, daß ich weiter wandere und wir einander aus den Augen und Gedanken kommen.“

Von der Höhe konnte er auf die Wiese hinabschauen, wo Franziska unbeweglich stand, an einen Baum gelehnt. „Du wärest manchmal eigensinnig, meint Esaias, hast aber auch ein liebes, weiches Herz. Ich will nicht wieder mit diesem Herzen spielen. Morgen ziehe ich fort von Perosa.“

Am Abend nach dem Mahle machte er Esaias und

Franziska seinen Entschluß kund, denselben damit begründend, daß die Witterung jetzt anscheinend trocken bleiben würde. Allen Bitten des Freundes widerstand er; Franziska war schweigend hinausgegangen.

Am andern Morgen nahm er Abschied. „Ich geleite dich noch eine Strecke“, sprach Esaias.

Franziska trat herzu und fragte mit bewegter Stimme: „Erlaubst du, Oheim, daß ich unserm Gaste dieses Buch mitgebe? Du kennst es ja. — Er bat mich darum.“

„Gewiß, mein Kind“, antwortete Esaias.

Godemar nahm das kleine Buch mit herzlichem Danke, ergriff ihre Hand und sagte ihr, in ihre blauen Augen blickend, freundliche Abschiedsworte. Dann trat er mit Esaias aus dem Hause.

Mit aller Kraft ihres Herzens hatte Franziska ihre Thränen zurückgehalten; nun aber brachen sie hervor.

Auch die Beiden, der Alte und der Jüngling, schieden bewegt von einander. „Laß uns den Abschied kurz machen“, sprach Esaias, als sie die Mitte des Weges zwischen Perosa und dem unteren Dorfe erreicht hatten. „Gott behüte dich, lieber Bruder.“

„Nimm meinen Dank für alle deine reiche Güte, die ich nicht lohnen kann.“ Und dann küßten sie sich mehrmals. —

Am vierten Tage seiner Wanderschaft gelangte Godemar zu einer großen Stadt, deren Türme er schon lange von fern gesehen hatte. Auf dem Wege hatte ein junger Armbrustschütze sich zu ihm gesellt, und der hatte ihm erzählt, daß vor der Stadt auf der Wiese an dem Flusse ein großes Schützenfest gefeiert würde. Junker Gebhard überredete Godemar, daß er das Schießen mit

der Armbrust nach dem Vogel auf der Stange mit ansehen möchte. Solch ein Fest mit so viel Prunk war Godemar unbekannt, und so begleitete er den Junker in die Stadt und ging auch mit auf das Rathaus, wo Gebhard ihn mit Ratsherrn und Edeln und vornehmen Bürgern der Stadt bekannt machte. Durch die Straßen zog am Nachmittage ein bunter Zug nach der Wiese hinaus vor dem Thore, voran die Stadtmusikanten, dann die Ratsherrn und Edeln, unter ihnen auch Godemar an Gebhards Seite, und dann viele Bürger mit Armbrüsten und eine laute, jubelnde Volksmenge.

Das Preisschießen begann nach den auf vier Stangen befestigten hölzernen Vögeln. Der sollte König sein, welcher von den vier Köpfen der Vögel die kleinen, vergoldeten Kronen nach einander wegschießen würde. „Wagst du's", hatte Gebhard gefragt, „darauf einen Einsatz zu machen? Meine Armbrust leihe ich dir. Es kostet zwar jedem, der um den Preis ringt, einen vollen Goldgulden."

„Auf den Bügel deiner Armbrust ist Verlaß, das habe ich vorhin schon erprobt", antwortete Godemar. „Es macht mir Vergnügen, mitzusetzen, wenn ich darf."

Die Edeln munterten ihn dazu auf, und Godemar legte seinen Goldgulden in den silbernen Pokal, welchen ein Ratsherr ihm entgegentrug.

Es kam die Reihe an ihn. Bisher hatte noch niemand bei den vier Schüssen mehr als höchstens zwei Kronen herabgeholt. Man senkte die Stangen und setzte neue Kronen auf. Godemar spannte die Armbrust, schob sein Barrett von den langen, blonden Haaren dichter über die Augen, um von der Sonne nicht geblendet zu werden, und schoß. Die erste Krone splitterte herab, danach die andere von der zweiten Stange, — die dritte

und zuletzt die vierte. Großer Jubel folgte diesem letzten Schusse. „Den wird niemand abschießen!“ hieß es in dem großen Volkshaufen. Und es kam so, Godemar von der Glinze blieb König und empfing die eingesetzten Goldgulden.

Unter Musik wurde er nach der Stadt zurück geleitet, sein Name war bald in Aller Munde, und die frischen Augen von vielen Schönen schauten mit Wohlgefallen auf den blonden Jüngling. Aber Neid und Eifersucht hatte es doch erregt, daß ein fremder, soeben zugewanderter Ritter den vielen andern Edeln den Preis vorweggenommen hatte. „Hättest auch was Vernünftigeres thun sollen“, hieß es gegen Gebhard, „als daß du den Menschen mit in die Stadt bringst und ihm deine Armbrust leihst.“

„Hätte ich das geahnt —. Wahrhaftig, euch hätte ich lieber den Preis gegönnt!“ tröstete er sie.

Ihr Neid ruhte nicht. „Trinken wir ihm scharf zu beim Mahle“, verabredeten sich einige Edle. „Und dann laßt ihn einen Spott werden durch die Dirnen, wenn er genug getrunken hat“, riet einer von ihnen. Zur Ausführung des mit Jubel aufgenommenen Vorschlages erbot sich ein Rothaariger: „Mein Knappe soll zu Abend die tollsten herbeiführen, nachdem sie selber den Hals mit Wein bis an die Kehlen gefüllt haben.“ Darin waren sie einig: „Der König aus der Fremde muß herunter von seinem Throne!“

Das Festmahl begann. In einer gleißenden Rede brachte ein Ratsherr das Wohl des fremden, aber herzlich willkommenen, hochgeehrten Siegers aus; er pries den festen Arm, das scharfe Auge, die ruhige Hand und forderte Rat und Adel und Bürgerschaft zu einem freudigen

Hoch auf. Der Festsaal ertönte von dem Jubel, in den sich die Flöten, Posaunen und Geigen der Musikanten mischten.

Die stärksten Weine stellten die adligen Junker vor Godemar, und einer nach dem andern kam und bat um die Ehre eines Gnadentrunkes mit dem Könige.

Godemar ward es schwer im Kopfe. Als sie merkten, daß der Wein ihn ziemlich mitgenommen hatte, forderten sie ihn mit verstellter Höflichkeit auf, daß er mit ihnen in den Garten hinabkäme. „Die frische Luft wird ihn zum Taumeln bringen“, meinte der eine. „Dort in der Lindenlaube warten halb trunkene Dirnen, mein Knappe hat die saubersten ausgesucht; wir wollen ihn dahin führen“, flüsterte der Rothaarige den Freunden zu.

Sie kamen an die Lindenlaube. Im Scheine des sinkenden Mondes erkannten die Dirnen dadrinnen die Personen draußen nur undeutlich. „Hier schlage deinen Thron auf, König Godemar“, rief einer der Junker. „Hier ruht sich's schön in der Frühlingsnacht“, spottete ein anderer. Und dann eilten sie davon.

Die Mädchen umringten Godemar. „Wer seid ihr?“ fragte er.

„Unsres Königs Dienerinnen, jeden Befehles gewärtig“, antwortete die eine. Dann umarmten sie ihn, zogen ihn nieder auf eine Ruhebank und gaben ihm Küsse.

„Küsse ihm die Unschuld von der Stirn“, ermunterte eine von ihnen.

„Hinweg mit euch, heillose Weiber!“ drohte Godemar. „Ist hier die Hölle?“

„Willst doch nicht in den Himmel?“ rief die eine mit tollem Hohnlachen. „Hier ruh' in unsern Armen,

schöner Jüngling", schmeichelte eine andere, die es nochmals wagte, ihn an sich zu drücken. „Was trägst du auf deiner Brust?" fragte sie, „ein Buch —?"

„Los, sage ich dir, laß los! Wehe, wer mir noch nahe kommt! Nicht wieder anrühren, sage ich euch!" rief Godemar, beide Arme erhebend. Dann eilte er aus der Laube. Eine der Dirnen folgte ihm und schrie ihm nach: „So gieb uns wenigstens einen von deinen Goldgulden."

Godemar ließ sich nicht aufhalten. Er lief, so schnell er vermochte. Zu seiner Überraschung gelangte er an den Strom, welcher an der Stadt vorüber floß. Er eilte eine Strecke an dem Ufer aufwärts. Da fand er einen Kahn, welcher mit einem Seile an einer Weide festgebunden war. Schnell durchschnitt er mit seinem Dolchmesser das Seil und sprang in den Kahn. „Gleichviel, wem er gehört", rief er. „Ans andere Ufer!" Er setzte die Ruder ein und trieb in schräger Richtung auf das jenseitige Ufer zu. Er hatte es erreicht und stieg aus. Mit einem festen Tritte stieß er den Kahn in die Strömung des Flusses, warf die gewonnenen Goldgulden in die Flut und sprach: „Eure großen Städte mit den vielen Menschen! Je mehr ihrer sind, je enger sie zusammen leben, desto mehr verpesten sie einander mit ihrem Atem und salben einander mit ihrer Krankheit, Jeder dem Andern Werkzeug zu mehrerem, feinerem Bösen!"

In der großen Stadt hieß es: „Wo ist unser König, der Fremdling von der Glinze?" Der aber wanderte in der lauen Frühlingsnacht, in welche die Nachtigall ihre Lieder hineinsang, auf der Landstraße weiter, vorüber an heimlich sprossenden Saatfeldern und Wiesen im Nachttau. Am nächsten Morgen sah er nichts mehr von den hohen Türmen der großen Stadt; eine Bergeshöhe ver-

deckte sie. Viele Tausende zechten dort bis in den hellen Morgen hinein.

Die Sonne war schon aufgegangen; da kam Godemar an einem Bache vorüber, welcher mit klarem Wasser aus dem Walde hervorbrach. Godemar trat in den Wald hinein und ging eine Strecke an dem Bache aufwärts. Dann legte er das Obergewand ab und schöpfte mit den Händen die klare, kühlende Flut, mit welcher er sein Angesicht und seinen Nacken wusch. Er gedachte an die Liebkosungen der leichtfertigen Mädchen in der Lindenlaube, und es erschien ihm dieses Bad wie eine Reinigung von ihrer Befleckung. Nachdem er das Obergewand wieder angelegt hatte, sprach er sein Morgengebet, während die Vögel in den frischgrünen Baumwipfeln ihre ersten Lieder anstimmten.

Er trat wieder hinaus aus dem Walde auf die Landstraße; sie wand sich in dem Bergthale allmählich abwärts. Da erblickte er ein kleines Haus am Wege, welches in einem Garten stand. Ein Mann mit weißen Haaren war in dem Garten schon zu so früher Morgenstunde mit dem Umgraben des Gartenlandes beschäftigt. Godemar bot ihm seinen Gruß; der Alte dankte mit Gegengruß.

Godemar hielt an auf der Landstraße. „Kennst du den Truenstein? Ist der noch weit von hier?“

„Den hättet ihr schon liegen sehen können, als ihr über den Berg kamet“, antwortete der Alte, während er die Kleidung des Ritters musterte.

„Das Morgengewölk verhinderte die Aussicht. — Wie weit ist es bis dahin?“

„In zwei Stunden könnt ihr dort sein.“

Godemar vernahm die Antwort freudig bewegt. Er erkundigte sich nun nach dem Wege dahin.

„Die Wege kenne ich nicht genau“, entgegnete der Alte; er wies nur mit der Hand: „In der Richtung liegt der Truenstein.“

„Du wohnst hier wohl noch nicht lange?“

„Schon manches Jahr.“

„Und kennst die Umgegend so wenig?“

„Ich komme ganz selten fort aus meinem Hause.“

„Warum denn?“

„Ich liebe hier allein. Aber außerdem“, setzte er mit verächtlichem Tone hinzu, „ich mache mir nichts aus den Menschen; ihr seid jung und kennt sie noch nicht. Vor allem aber, zur Arbeit sind wir da auf Erden.“

„Die Arbeit kommt nebenbei.“

„Nebenbei — so? Ihr könnt wohl so reden, da ihr um eure Nahrung nicht zu sorgen braucht. Was kommt denn voran nach eurer Meinung?“

Godemar sah ihm in die kalt blickenden Augen. „Unsere Tage sind einer Hand breit vor Gott, und die hat er uns zugemessen, daß wir trachten selig zu werden hier, um selig zu bleiben dort.“

„Ihr redet wie ein geistlicher Herr, aber mich gehen solche Dinge nichts an.“ Er begann, weiter zu graben.

„Wenn du wüßtest“, entgegnete Godemar in einem Tone des Bedauerns, „wie häßlich dir greisem Manne solche Rede steht! Arbeiten und sorgen und sammeln und noch nicht einmal wissen, wer es kriegen wird, das ist ein elendes Dasein.“ Der Alte grub weiter und that, als hörte er nichts. „Aber gar weiße Haare haben und ohne Gott leben, entgegen leben dem sicheren Tode — dem Tode“, wiederholte Godemar mit Nachdruck, — „das ist

Thorheit und Hölle zugleich.“ Der Alte bückte sich tiefer nach dem Erdboden nieder und grub schweigend weiter.

Godemar erkannte, hier mußte Gott erst umpflügen, dann konnte eine Aussaat göttlicher Wahrheit aufgenommen werden. Indem er fortging, sprach er noch: „Widerstehe nicht, wenn Gott dich bekehren will. Lebe wohl.“

Mit keinem Worte antwortete der Alte; er blickte nur auf, faßte an die Mütze und sah dem Ritter einen Augenblick nach.

Vor der höher steigenden Sonne senkten sich die leichten Nachtnebel, und bald lag der Berg mit dem Truenstein und mit dem Kloster im vollen Sonnenscheine vor Godemars Blicken. Es war ihm wundersam ums Herz. Indem er nachdachte über die beiden letzten Erlebnisse, über jenes vor wenigen Stunden in der Lindenlaube und über dies letzte am frühen Morgen vor dem Gartenzaune des ungläubigen Alten, nahm er sich vor, mit Vorsicht den Menschen zu nahen. Dann gedachte er wieder an die Ermahnung des Esaias, daß er den Menschen mit Liebe entgegenkommen sollte. Und dazwischen drängte sich die Frage seines Herzens, ob er wohl Benigna wiedersehen würde. Diese Frage und jener Vorsatz erzeugten dann den Gedanken, ob es nicht vielleicht besser gethan sei, daß er nicht auf dem Truenstein einkehrte. Er ging langsamer. Er blieb stehen an einer Stelle der Landstraße, wo ein Seitenweg abzweigte. Er überlegte. Endlich sprach er vor sich hin: „Ich will Engelbert wiedersehen, wenn er noch lebt. — Mag Gott es fügen, wie er will, ob ich Benigna wiedersehe. Wenn ich weiß, wie es ihr geht, komme ich vielleicht eher zur Ruhe als bei dieser Unkenntnis.“

Nun beschleunigte er seine Schritte. Er erkannte die Stelle, von wo er das Schloß gemalt hatte, während Benigna bei ihm saß; dort erhob sich das steinerne Schloßthor, wo er sie zuerst gesehen hatte. Als er den Vorhof zum Kloster betrat, erblickte ihn der treuherzige Justinus, eilte auf den Ritter zu und drückte ihm herzlich die Hand. „O, wie wird unser Abt sich freuen! Er hat oft von euch geredet, Herr“, sprach er.

„Gott sei gedankt, daß er ihn noch am Leben erhalten“, entgegnete Godemar. „Führe mich zu ihm.“

Justinus that, wie der Ritter begehrte. Er öffnete die Thür zu dem Zimmer des Abtes und rief mit freudigem Tone: „Hochwürdiger Herr Abt, Ritter Godemar ist zu uns eingekehrt, hier ist er.“

Godemar trat heran zu dem Lehnstuhle, worin der Abt saß, neigte sich vor ihm, ergriff seine rechte Hand und küßte sie. „Lieber, ehrwürdiger Vater, —“

Mit zitternden Händen zog ihn der Abt an sich und sprach bewegt: „Gelobt sei Gott für solche Freude.“ Dann küßte er seinen Mund. „O mein Sohn, mein lieber Sohn. — Das Alter schreitet rüstig, die Augen sind trüber geworden, aber ich erkenne dich doch wieder. Die vollen blonden Locken —.“ Er strich mit der Hand über das Haupt des Jünglings. „Wie ist's dir ergangen?“

„Ich bin umher gewandert in der Welt, und nun —“

„Justinus“, rief der Abt, „schiebe einen Stuhl hierher. So. Und nun hole zu essen und Wein aus dem Keller.“

Godemar setzte sich zu Engelbert; Justinus eilte hinaus. „Ihr habt mir eure Liebe in Treue bewahrt“, sprach Godemar, indem er die Hand des Abtes ergriff.

„Alt — und nicht treu?“ erwiderte dieser mit

gütigem Lächeln. „Treue steht jedem gut, dem Alter am schönsten.“

Godemar gedachte bei den Worten an Benigna. Wenn er doch über sie wüßte, was dem wohl bekannt war, an dessen Seite er saß! Aber nach ihr zu fragen — — es fehlte ihm geradezu an Mut.

„Wo warest du, Godemar?“ wandte sich Engelbert an ihn, indem er sich, wie ein wenig erschöpft, in den Stuhl zurück lehnte.

Godemar erzählte nun von seiner Wanderschaft, und auch während er sich erquickte an dem, was Justinus herbeigebracht hatte, schilderte er dem Abte seine Erlebnisse.

„Auf dem Truenstein ist Manches anders geworden“, sagte danach der Abt. Mit pochendem Herzen vernahm Godemar solche Worte, er brachte nur ein leises „Anders“ hervor, welches der Abt gar nicht vernahm. „Graf Otto“, fuhr der Abt fort, „ist zu uns in das Kloster gekommen — es war ja wohl schon gegen Weihnachten. Er ist alt und grau geworden; du wirst dich wundern, wenn du ihn wiedersiehst.“

„Das möchte ich nicht“, fiel ihm Godemar ins Wort, „und das kann auch ihm nicht erwünscht sein.“

„Manches — sagte ich dir schon — ist anders geworden, auch seine Meinung über dich.“

„Die Veränderung kann nur durch euch geschehen sein“, meinte Godemar.

„Wir haben über dich manchmal gesprochen“, antwortete der Abt bescheiden, „aber auch die Verhältnisse haben ihn umgestimmt. Wenn ein solch ahnenstolzer Graf das Schloß seiner Vorfahren verläßt, um — wie er sagte — in dem Frieden des Klosters seine letzten Tage zu ver-

leben, so wirst du leicht ermessen, daß Unfrieden ihn hierher getrieben hat."

„Nicht mit Benigna", rief Godemar zuversichtlich und doch auf eine Antwort lauschend.

„Nein, nicht mit ihr, sie ist die gütige geblieben und nun eine demütig duldende geworden."

„Nun denn also mit seinem Schwiegersohne, den er sich auserkoren und zum Erbe seines Namens und seiner Güter eingesetzt hat. — Benigna", sprach er ganz leise und wehmütig bewegt.

„Ja, Graf Severin von Truenstein hat kein dankbares Herz. Weiter will ich nicht richten", sprach Abt Engelbert in seiner milden Art.

„Und Benigna —?" fragte nun endlich Godemar.

Abt Engelbert sann einen Augenblick nach. „Du weißt, lieber Sohn, die Geheimnisse des Beichtstuhles ruhen in meinem Herzen sicherer, als ein Toter in gemauertem Gewölbe. — Vor etwa einem Monate habe ich ihren Sohn getauft. Auf dem Schlosse vollzog ich die Taufe; das war das erste Mal, daß ein Truensteiner nicht in dem von ihnen gestifteten Kloster zum Reiche Gottes geweiht ist. Trotz Benignas Bitten und trotz meines Zuredens blieb Graf Severin bei seinem Willen."

„Also Mutter eines Sohnes ist Benigna —?" sagte Godemar, als habe er das noch nicht so recht eingeordnet in seine Gedanken.

„Sie war mehrere Tage, nachdem ihnen der Sohn geschenkt war, so schwer krank, daß man um ihr Leben sehr besorgt war."

„Wie geht es ihr jetzt?" fragte Godemar in einem Tone, der seine teilnehmende Besorgnis offenbarte.

„Sie soll auf der Besserung sein, sich nur noch etwas

schwach fühlen. — Godemar", fuhr er fort, sich über die Lehne seines Stuhles ihm zuwendend, „du hast sie von Herzen lieb gehabt und —"

„Ich habe sie noch lieb — das darf ich doch?" fragte Godemar bescheiden.

„Wenn du sie liebst ohne alles Begehren", antwortete der Abt. „Und dann immer demütiger dich finden in Gottes Rat! Denn er hat es gefügt, daß Benigna nicht die Deine werden sollte. Dem Allmächtigen, welcher im Himmel und auf Erden waltet mit einer Liebe, die kein Menschenherz fassen kann, ihm traue bösen Rat nicht zu, sondern sein Weg ist heilig und recht und erbarmend selbst gegen seine Feinde; wie viel mehr gegen dich, der du bei ihm in Gnaden stehst. So sieh es an, mein lieber Sohn."

„Ihr meint es immer herzlich gut mit mir", beteuerte Godemar, „doch fühlt ihr mir nicht nach, wie es mich schmerzen muß, daß ihr gütiges Herz einem Manne gehört von rauher und strenger Sinnesart?"

Der Abt entgegnete ihm: „Des Herrn Wege sind unerforschlich. Doch vielleicht grade darum fügte er ein hartes und ein weiches Herz zusammen, daß jenes milde würde durch dieses. Dem Herrn soll niemand im Gerichte droben den kleinsten Vorhalt machen können."

„Und darum mir dies Glück versagen —?" entgegnete Godemar wehmütig.

„Mein lieber Sohn", sprach der Abt in herzlichem Tone, „du trägst dein Lebenlang ihr Bild im Herzen viel inniger, nun du Benigna nur dem Herzen nach kennen gelernt hast und nichts erfährst von den kleinen Schwächen, die wir bei näherem Umgange bei jedem Menschen entdecken. Du wirst wie sie zeitlebens gütig

sein, und wer mag sagen, ob du durch deine Güte ihr nicht noch dienen sollst in späteren Jahren? Ehre Gottes Willen, mein Sohn."

Godemar erschien es, als führten ihn solche Worte in eine ferne, dunkle Zukunft. —

Der Aufenthalt Godemars im Kloster war dem Grafen Otto kund geworden. Als er gegen den Abend dieses Tages von seinem Fenster aus Godemar allein an den Blumenbeeten im Klostergarten umherwandeln sah, begab er sich zu ihm; es war das noch immer seine Art, schnell zu handeln.

Als Godemar ihn erblickte, verwunderte er sich über seine veränderte Erscheinung: wie war Graf Otto gealtert, abgemagert nnd gebeugt in seiner Haltung. Godemar wollte eine Begegnung vermeiden und trat in einen Seitenweg. Doch Graf Otto folgte ihm und rief ihm nach: „Graf Godemar von der Glinze, gönnt mir ein kurzes Wort." Er kam näher, als Godemar stehen blieb. „Ich habe eine große Schuld an euch abzutragen, aber ich traue auf eures Herzens Güte, von der Abt Engelbert mir geredet hat."

Güte sprach er ihm zu, dieselbe Tugend, welche ihn an der Tochter dieses Mannes immer wieder so entzückt hatte; und wie bittend sah er ihn an mit seinen Augen, deren Glanz jetzt erloschen war. Godemar unterdrückte die Erinnerung an jene Stunde, in welcher dieser Mann ihm sein aufgeblühtes Glück zertrat, und gütig, wie Benigna war, wollte er gegen ihren Vater sein. Er reichte ihm die Hand: „Wenn's euch gefällt, Herr Graf, so wollen wir uns dort auf die Bank setzen."

Langsamen Schrittes gingen sie nach einem Gebüsche, innerhalb dessen eine Bank stand und ein hoher Birnbaum,

auf dessen Spitze eine Schwarzdrossel ihre Weisen pfiff. Einen Augenblick saßen die beiden Männer schweigend bei einander, dann sprach Graf Otto: „Ich habe euch und mein Kind um vieles Glück gebracht, denn ich weiß, daß ihr Beiden herzliche Liebe zu einander hattet. Ich glaubte den Verleumdungen des Abtes Oramolt und hielt euch für einen Ketzer und achtete euren Bruder geringe. Vergebt mir das, denn ich weiß nun durch unsern Abt, daß ihr ein frommer, edler Mann seid und daß euer Bruder, Graf Lotho, nicht so schuldig ist, wie Abt Oramolt ihn hingestellt hat. Es konnte alles anders kommen. Mit mir, Graf Godemar, ist's so gekommen: Alles gab ich, mein Kind, mein Gut, meinen Namen, — und suche nun hier eine Zuflucht." Er hielt inne; tiefer Schmerz erstickte seine Stimme.

Godemar empfand Mitleid mit dem schwer Heimgesuchten, und indem er jetzt voll ermaß, wie viel Glück durch Oramolt zerstört und gehindert, wie viel Elend durch ihn herbeigeführt sei, sprach er mit fester Stimme: „Den Mann, der diesen Unkrautsamen ausgesäet, hat Gott mit Finsternis der Seele gestraft."

„Hätt' ich den Mann in meinem Leben nicht gesehen!" setzte Graf Otto bitter und schmerzlich bewegt hinzu. „Von seiner Saat habe ich so reich geerntet — so reich, und bin nun so arm, daß ich nichts zurück erstatten kann an euch als die Anerkennung eurer Ehre und der Ehre eures Bruders. Wollt ihr mir vergeben?"

Godemar reichte ihm abermals die Hand: „Ich vergebe euch. Gottes Gnade sei mit uns Beiden — und eurer Tochter."

„Ich danke euch, Graf Godemar", entgegnete jener mit freudigem Aufblicken der Augen. „Wäret ihr mein

Schwiegersohn geworden", setzte er nachsinnend hinzu, „ich weiß, ihr hättet mich nicht von meinem Schlosse verwiesen."

Godemar konnte mit der Frage nicht zurückhalten: „Sagt doch, wie ist das zugegangen?"

Graf Otto antwortete nach einigem Besinnen: „Ich weiß nicht, wie Graf Severin es erfahren hat, daß Benigna euch geliebt habe. Bald nachdem er auf das Schloß gezogen war, erblickte er in jeder ernsten Stimmung Benignas ein Anzeichen, daß sie ihrer Liebe zu euch nachsinne. Er begann, meine Tochter mit Vorwürfen der Untreue zu peinigen. Als er sie gar roh behandelte, trat ich dazwischen und verbot dem einstigen Junker von Loen solche Art, welche eines Grafen von Truenstein unwürdig sei. Ich vergaß, daß ich ihm alle Rechte eines solchen hatte zuschreiben lassen. Glühend vor Zorn ging er hinaus und ließ durch meine eigene Tochter, welche er unter Drohungen dazu gezwungen hatte, mir aushändigen, was ich beanspruchen durfte, und ließ durch ihren Mund mir den Aufenthalt auf dem Schlosse verbieten. Unter Thränen sind wir Beiden von einander geschieden; seitdem habe ich meine Tochter nicht wieder gesehen."

„Was für Menschen giebt es unter Gottes Sonne!" rief Godemar in schmerzlicher Erregung. Den Grafen suchte er mit dem Troste aufzurichten, daß der Herr Gerechtigkeit schaffe und Gericht Allen, die Unrecht leiden. Seinen Schmerz über Benignas Geschick verschwieg er.

Erst nach zwei Tagen, als er weiter wandern wollte und vom Grafen Otto Abschied nahm, sprach er zu ihm: „Wenn ihr eure Tochter wiederseht, sagt ihr,

daß ich Fürbitte für sie thue. Euch schenke Gott viel Geduld und Frieden."

„Noch eine Bitte habe ich vor dem Scheiden." Mit den Worten hielt Graf Otto den Forteilenden zurück. „Ich weiß von Justinus, daß ihr zu Fuße wandern wollt. Graf Godemar, nehmt mein Pferd zu eurem Dienste. Es steht unbenutzt hier im Stalle, ich werde es nie wieder besteigen, mein altes treues Tier. Nehmt es mitsamt dem silbernen Geschirre zum Geschenke; ich wäre dann gewiß, daß ihr öfter meiner gedenkt."

„Eure Güte verkenne ich nicht", entgegnete Godemar.

„Ihr waret viel gütiger. — Ich bitte euch, Graf Godemar."

„Ich kann es nicht. Es würde auf dem Schlosse bekannt werden, und dann —."

„Es ist mein Eigentum, worüber ich verfügen kann, wie ich will."

„Ja", stimmte Godemar zu. „Doch in der Freude, mir's schenken zu wollen, habt ihr nicht erwogen, wie euer Schwiegersohn das auffassen würde. Ich kann nicht annehmen, was ihr von Herzen geben wollt — um eurer Tochter willen kann ich's nicht."

„Ihr waret ihrer wert", beteuerte Graf Otto und ergriff die Hände Godemars, welcher wehmütig zu Boden sah.

Nachdem Godemar auch von Justinus und dem Abte Engelbert Abschied genommen hatte, machte er sich auf den Weg nach der Heimat. In der Hoffnung und mit dem Wunsche, Benigna wieder zu sehen, war er vor drei Tagen gekommen; nun ging er, nachdem er über sie nur gehört hatte. Und was er gehört hatte durch den Abt und ihren Vater, wie schmerzte ihn das! Dagegen beglückte

es ihn im Grunde seines Herzens, daß er sich von ihr noch geliebt wußte und daß er mit ihrem Vater sich wieder zusammen gefunden hatte; und er wußte, daß Benigna, wenn sie das erführe, in ihrem gütigen Herzen darüber erfreut sein würde.

Die Seinen auf der Glinze begrüßten den Zurückgekehrten herzlich. Es verging mancher Abend, ehe er zu Ende kam, von Allem zu erzählen, was er gesehen und erlebt hatte. Über Benigna sagte er kein Wort; und doch wollte Bertradis in mütterlicher Liebe über diesen Punkt zur Ruhe kommen. Sie trat eines Morgens zu ihm in sein Zimmer, wo er mit dem Abschreiben des Buches von Franziska beschäftigt war. „Ich freue mich, mein Godemar", sagte sie im Laufe des Gespräches, „daß die Reise so wohlthuend auf dich gewirkt hat. Du bist gütiger geworden und ruhiger, und doch blickst du noch manchmal so ernst und sinnend aus deinen Augen."

„Sieh doch, Mutter, die reichen Schätze, die ich mitgebracht habe", erklärte er, auf die vor ihm liegenden Bücher weisend, „und da schweifen doch mal die Gedanken an jenen fernen Ort, wo Gott sie mich finden ließ."

„Hast du Benigna wiedergesehen?" fragte sie nun mit teilnehmender Wärme.

„Nein, Mutter", antwortete Godemar. Dann schwiegen beide, und erst nach einer Weile sprach er: „Ich habe nur gehört, daß sie Mutter eines Sohnes ist." Und dann lenkte er das Gespräch auf das Kloster und den Abt Oramolt. Man hatte Godemar mitgeteilt, daß in dem Befinden des Abtes eine auffallende Besserung eingetreten wäre.

„Ja, es ist zu verwundern", sagte Bertradis, „daß seine Nerven sich wieder so gestärkt haben. Vitus nahm

sich seiner ganz besonders an, er überführte den Abt zu einem Verwandten, welcher ein Arzt ist. So wurde er nicht nur allen Einflüssen des Klosters entzogen, sondern auch von jenem Arzte dort — so ist uns gesagt — einer Heilkur durch tägliches Baden in kaltem Wasser unterworfen; und er soll bereits so weit auf der Besserung sein, daß der Prälat, der ihn neulich dort besuchte, noch nicht für notwendig erachtet hat, einen Andern zum Abte zu weihen."

„Ein neues Herz wäre für ihn besser als ein neuer Kopf!" meinte Godemar ohne Bitterkeit. „Und Vitus, — wenn ich recht verstanden habe — ist zum Prior eingesetzt?"

„Ja", antwortete Bertradis. „Zacharias verstand nicht, die Angelegenheiten des Klosters zu leiten; der Prälat hat ihn in ein anderes Kloster versetzt."

„Daß sie doch die scharfsinnigen Köpfe herauszufinden wissen, die zu regieren verstehen; aber aufs Herz kommt's ihnen nicht an! — Es ist so, Mutter. Die Kirche kommt leider schlecht dabei weg."

„Ich muß allerdings sagen", bekannte Bertradis, „der neue Prior hat auf mich keinen unangenehmen Eindruck gemacht, als er neulich uns besucht hat; er war höflich und bescheiden und bat herzlich, daß wir wie unsere Vorfahren von altersher mit dem Kloster und der Kirche wieder in Zusammenhalt und Freundschaft treten möchten. Die Kirche werde uns nichts nachtragen, aber auch wir müßten das Alte vergessen und vertrauend zurückkehren zu unserm Heile und zum Segen auch aller, die auf dem Schlosse in Diensten ständen. — Du sagst nichts dazu, lieber Sohn —?"

„Ich muß ihn selbst erst kennen lernen", war die Antwort.

Es war dem Prior wirklich Ernst damit, daß er die Bewohner der Glinze wieder für die Kirche und das Kloster gewänne. Zwar trieb ihn zu solchem Bemühen weniger die Sorge um das Heil ihrer Seelen, als vielmehr der Ehrgeiz, diejenigen zurück zu bringen, welche durch Oramolts schroffes Benehmen zurück gestoßen waren. Als ihm nun von Godemars Heimkehr berichtet war, begab er sich abermals auf das Schloß. In ausgesucht freundlicher und herablassender Weise, vermeidend jede Erinnerung an unliebsame Vorgänge, redete er mit den beiden Brüdern und mit Bertradis und Irmentraut.

Nach seinem Fortgange bemerkte Lotho: „Wie ich euch neulich sagte, mir ist, als hätte ich ihn früher schon gesehen, ehe er Mönch war; er erinnert mich an den Gärtner, der einmal eine kurze Zeit hier auf dem Schloße diente —."

„Ich habe da draußen in der Welt Vorsicht gelernt", fügte Godemar den Worten seines Bruders hinzu.

Die Frauen teilten solche Bedenken nicht; nicht nur, daß sie am nächsten Sonntage dem Gottesdienste in Tufaborn beiwohnten, sondern Bertradis sprach auch eines Abends, als ihre Söhne und Irmentraut bei ihr waren, den Wunsch aus, das heilige Abendmahl im Kloster feiern zu wollen, und bat die Ihrigen, daß sie daran Teil nehmen möchten. Irmentraut, gegen welche sie sich schon vorher über dieses Verlangen ausgesprochen hatte, gewann mit herzlichen Worten ihren Gemahl Lotho zur Zusage an der Feier; und so wurde auch Godemar geneigt gemacht zum Genusse des heiligen Mahles, welches der neue Prior austeilen sollte. Und dieser empfing am nächsten Tage durch einen Boten vom Schlosse einen Brief Godemars, welcher den Prior bat, daß er

ihnen nach einer kurzen Beichte das Sakrament reichen möchte.

Vitus hatte durch weitere Vermittelung des Boten Tag und Stunde zu der Feier festgesetzt. Bertradis mit ihren Söhnen und ihrer Schwiegertochter fanden sich in der Klosterkirche ein, in welcher nur noch der Prior zugegen war. Nach der Weihe der Hostien wandte sich Vitus zu den vor dem Altare Stehenden um, nahm eine Oblate von der goldenen Patene und wollte sie Lotho darreichen.

Ehe er noch das Brot in den Mund empfing, trat Godemar mit schnellem Schritte herzu. „Auf allen Hostien sind Flecke. Halt, Lotho! — Esset ihr zuerst, Herr Prior.“

Vitus sah ihn verwundert an. Lotho und die beiden Frauen traten zurück.

„Esset ihr“, wiederholte Godemar.

„Was meint ihr —? Habt ihr einen Verdacht? — An heiliger Stätte —?“ Und sofort führte er die Hostie zum Munde. Kaum fing sie an, in seinem Munde zu erweichen, so überzog Todesblässe sein Angesicht. Die Hand, in welcher er die goldene Patene hielt, zitterte, und seine Augen verdrehten sich hin und her. Dann wandte er sich um nach dem Altare, setzte den Hostienteller darauf und suchte mit den Händen sich auf den Altar zu stützen.

Nun trat Godemar zu ihm: „Speit aus!“ rief er.

Vitus antwortete nicht. Er begann, auf den Füßen zu schwanken. Auch Lotho eilte jetzt hinzu, und beide Brüder hielten den Prior, der jeden Augenblick umzusinken drohte, mit ihren Armen fest.

„Die Hostie wird vergiftet gewesen sein“, flüsterte Godemar dem Bruder zu.

„So nah stand uns der Tod", entgegnete Lotho eben so leise.

Der Prior that noch einige schwere Atemzüge, dann brach er zusammen: — auf dem Altare des Klosters zu Tufaborn lag die Leiche ihres vergifteten Priors.

Godemar warf noch einen flüchtigen Blick auf die Mutter und auf Irmentraut, welche Lotho zu den seitwärts befindlichen Chorstühlen geleitet hatte, und eilte aus der Thür der Klosterkirche. Nach wenigen Augenblicken kehrte er mit einigen Klosterbrüdern zurück. Sie erschraken beim Anblicke des toten Priors. In kurzen Worten erzählte er ihnen und den noch herzukommenden Mönchen den Vorgang und forderte einige auf, daß sie die Leiche fortschafften.

„Satanswerk!" rief Lotho ihnen nach. „Kommt hinweg aus dem entweihten Gotteshause", sprach er dann zu den Frauen.

„Bewahret dies auf und überweiset es dem Vertreter des Abtes", sprach Godemar zu den zurückgebliebenen Mönchen, indem er auf die Hostien mit der Hand hinzeigte.

„Abt Oramolt ist schon vor mehreren Tagen ins Kloster zurückgekehrt", entgegnete einer von ihnen.

„Ist im Kloster —?" fragte Godemar verwundert und nachdenklich. Dann folgte er den Seinen nach.

Die Mönche gingen in die Zelle Oramolts, in das Refectorium, in den Garten — nirgends war der Abt zu finden. Auch in den nächsten Wochen konnte niemand eine Spur von ihm entdecken, und man gab der Vermutung Raum, daß er bei einem wiedergekehrten Anfall von Schwermut irgendwo verunglückt sei oder sich das Leben genommen habe. Der Bischof ließ durch einen

Geistlichen und einen Laien die von dem Prior benutzte Abendmahlspeise untersuchen und stellte fest, daß das Brot ein starkes Gift enthielte; doch von wem dasselbe hineingemischt sei, war nicht zu ergründen. Auf Vitus selbst fiel kein Verdacht; daß ein solcher auf den verschwundenen Dramolt falle, wagte niemand unumwunden auszusprechen. Der ihn pflegende Mönchsbruder sagte nur aus, daß der Abt an jenem Tage früher als sonst aufgestanden wäre und nachher die Zelle verlassen hätte. Gesehen hatte ihn sonst niemand an dem Morgen; da aber der Schlüssel zu einer Pforte in der Klostermauer fehlte, so vermutete man, daß der Abt dort den Klostergarten verlassen hätte. —

Es war Sommer geworden. Esaias Barsel führte sein gegebenes Versprechen aus, er kam eines Nachmittags, als Lotho und Godemar die Kohlenmeiler und Wolfgang besuchten, auf der Glinze an. Auf einem Wagen, welcher mit zwei Maultieren bespannt war, und in Begleitung eines Knechtes aus Perosa hatte er die Reise gemacht. Bertradis nahm ihn sehr freundlich auf; noch herzlicher begrüßte ihn Godemar, als er am Abend mit dem Bruder heimkehrte.

„Meinen Sohn“, sagte Esaias, „konnte ich nicht mitbringen, wie du wünschtest; ich mußte ihn in Perosa zurücklassen, denn ohne eine leitende Hand geht es jetzt dort nicht, nachdem ich die Gütergemeinschaft wieder aufgehoben und einem Jeden nach Recht und Gewissen seinen eigenen Besitz zugeteilt habe.“

„Ich bedaure, daß ich deinen Sohn nicht kennen lerne“, entgegnete Godemar, „hoffentlich später aber noch —.“

„Er will in die Heimat unsrer Väter nach dem

Süden zurück, wo er noch Verwandte aufgefunden hat und wo zwei mir gehörende Güter ihm zugesprochen sind. Ich hätte ihn lieber bei mir behalten, denn ich bleibe in Perosa und mag auf meine alten Tage kein neues Heim begründen. Er hat auf allen Besitz zu Gunsten Franziskas verzichtet und wird im Herbste fortziehen. Ich sehe schon, im Alter werde ich ein einsamer Mann sein."

„Wir — wir sind nicht einsam, die wir in zwei Welten leben", tröstete Godemar, „und stille Stunden, Esaias, sind uns ein Segen. — Doch sage, ist's denn im Frieden zu stande gekommen, daß ihr nun in Perosa die Güter wieder auseinander geteilt habt?"

„Die Meisten sahen ein, daß durch den gemeinsamen Besitz und Genuß der Güter die Unzuträglichkeiten in unsrer kleinen Gemeinde zunahmen. Von den Fünfen, die es dennoch dabei bestehen lassen wollten, forderte ich die sofortige Einzahlung der Zinsen von den Kapitalen, welche mein Vater ihren Vorfahren vorgestreckt hatte. Sie erklärten, daß ihnen nichts davon bekannt wäre. Ich legte ihnen die Schuldbriefe vor und drohte, vor dem Gerichte mit ihnen zu verhandeln. Innerhalb einer Woche kamen sie Einer nach dem Andern und einigten sich mit mir über den Besitz, welchen ich ihnen frei überließ. Nun hat Jeder in Perosa wieder sein Eigentum für sich, und der Friede wird in die Gemeinde zurückkehren."

„Durch deine Opferfreudigkeit", beteuerte Godemar.

Esaias nickte nur zustimmend. „Friede ist mehr wert als Geld und Gut, und sie alle haben mich nun lieber als vorher."

„Und Franziska braucht nicht mehr die Herde zu weiden", meinte Godemar in fröhlichem Tone.

„Ja. Die Gemeinde hält jetzt einen Knaben dazu, dem jeder, welcher Vieh austreiben läßt, dafür bezahlen muß.“

„Darüber wird Franziska sehr erfreut sein; nun singt sie gewiß wieder ihre frohesten Lieder.“

„Sie ist ernster und schweigsamer geworden“, entgegnete Esaias und blickte forschend in Godemars Gesicht; denn es war ihm in Perosa aufgefallen, daß Franziska, wenn er über Godemar mit ihr zu reden begann, errötete und das Gespräch bald auf etwas Anderes leitete.

„Schweigsamer —“, wiederholte Godemar; aber nach dem Grunde fragte er nicht. Und darum noch mehr verwundert, sah Esaias ihn an; Godemar schien die Schweigsamkeit Franziskas zu verstehen, ja der wehmütige Ausdruck seines Gesichtes ließ vermuten, als habe er die Veränderung in der Stimmung des Mädchens mit verursacht.

An der Abendtafel wies Lotho dem Gaste den Platz oben vor dem Tische an; zu seiner rechten Seite setzte sich Bertradis, zur linken Lotho; neben diesem saß seine Gemahlin Irmentraut, neben der Mutter ihr Sohn Godemar, während Eyliger unten vor dem Tische Esaias gegenüber Platz nahm. Ehe das Mahl zu Ende ging, sprach Esaias: „Gott hat mir eine reiche Gnade beschieden, ich bin unter Menschen groß geworden, die mich liebten und die ich lieb hatte. In das stille Leben, das wir Waldenser führten, drang nicht der Ton der höfischen Sitte, nach welcher man Hochstehende mit Ihr anredet. So habe ich denn diese Weise nicht gelernt und kann nur die eine Sprache, daß ich zu Allen rede wie zu Brüdern und Schwestern; und das sind sie mir auch um des Vaters willen im Himmel. Deutet es darum nicht als

Mangel an Ehrerbietung, wenn ich euch mit Du angeredet habe; und nachdem ihr mich herzlich aufgenommen habt, sprechet mit mir, wie ich's in meiner Heimat höre."

Lotho reichte ihm die Hand und sprach: „Du bist uns Allen auf der Glinze ein werter Gast, und ferne sei der Tag, an dem du heimkehrst."

Die Brüder unternahmen in den nächsten Tagen manchen Ausflug mit Esaias in die Umgebungen des Schlosses; Godemar führte den noch rüstigen Alten nach seinen Lieblingsplätzen auf den Bergeshöhen. Sie besuchten eines Nachmittags auch Wolfgang. Es war Godemar schon bei dem Besuche aufgefallen, daß Esaias sich wenig zu Wolfgang hingezogen fühlte. Er fragte Esaias auf dem Heimwege, was er von Wolfgang halte.

Esaias antwortete: „Dein Freund Wolfgang kennt manche Wahrheit der heiligen Schrift und mag sie vielleicht auch Andere lehren können, aber die Salbung der Gotteskindschaft hat er noch nicht empfangen."

„Es kann sein, daß du Recht hast", entgegnete Godemar, „denn mein Bruder Lotho hat mir mehrmals bekannt, daß Wolfgang ihm nicht auf den Weg des Friedens hülfe. Ich allerdings verdanke der Gnade Gottes und seiner Freundschaft, daß ich durch ihn in die Schrift gewiesen bin. Ich hielt ihn früher für reicher an Erkenntnis göttlicher Wahrheit."

„Nicht was wir erlernen, besitzen wir", sprach Esaias, „sondern was in uns lebendig geworden."

„Er scheint mir stille zu stehen", meinte Godemar, „bei dem, was er vor Jahren aus dem Evangelio gelernt hat, wenn er auch sagt, daß er hin und wieder in geistlichen Schriften lese."

„Du bist weit über ihn hinaus geschritten auf dem

heiligen Wege, der nach oben führt. — Doch du sagtest vorhin, deinen Bruder verlange, auf diesen Weg zu kommen."

„Dir darf ich's sagen —: eine schwere Schuld, eine Blutschuld zieht sein Herz noch hin und wieder in das Dunkel des Zweifels an der vollen Gnade Gottes. Esaias, hilf du meinem Bruder, daß sein Herz bei Gott den Frieden findet und geneset. In solchen Dingen folgt ein Mensch oft leichter einem Fernstehenden, als seinem Bruder." Er erzählte nun von Lothos Vergehen und daß er ihm geraten, sich zur Buße zu kehren, daß Lotho einen großen Wald als Opfergabe an das Kloster geschenkt und daß er ihn mit Worten der heiligen Schrift oftmals der Vergebung Gottes versichert hätte.

Als die Beiden am Abend auf die Glinze zurückkehrten, empfing Lotho den Bruder mit der Nachricht, daß derselbe von dem Bischofe aufgefordert sei, am nächsten Morgen im Kloster zu erscheinen; es handle sich um eine Klarstellung des Seelenzustandes des Abtes Oramolt.

Nachdem Godemar am andern Morgen nach dem Kloster hinabgegangen war, sprach Lotho: „Willst du mich begleiten, Esaias? Oder gefällt es dir, bei den Frauen im Schlosse zu bleiben?"

„Wohin gehst du, Lotho?" fragte Bertradis.

„Ich will, wie ich verabredet habe, im Schallbachthale mit Benedict zusammentreffen, um mit ihm eine Stelle auszuwählen, wo sich am besten die Wassermühle aufbauen läßt. In seiner Jugend" — so fuhr er erläuternd gegen Esaias gewendet fort — „hat er in der Mühle seines Vaters das Müllerhandwerk gelernt. Als aber sein älterer Bruder diese Mühle übernahm, wurde

er bei mir Jäger und Waldhüter und hat uns mit aller Treue gedient, wie auch seine Braut, welche Irmentraut schon bei ihrer Verheiratung aus ihrer Heimat mit auf die Glinze brachte. Im Schallbachthale will ich nun eine Mühle anlegen, und Benedict wird sie mit Mühlsteinen und Mahlgängen einrichten; er und seine Anna haben manchen Gold- und Silbergulden gespart. Und wenn sich dann die Steine drehen, wird auch eine Müllerin in der Mühle wohnen. — Der Weg ist nicht weit dahin —."

„Und der Nebel sinkt schon, es wird ein herrlicher Morgen werden", setzte Esaias hinzu, indem er durch das nahe Fenster die Blicke auf die Berge richtete. „Darf ich mit dir gehen, Lotho?"

„Du machst mir eine Freude, Esaias."

Bald wanderten Beide von dem Schloßberge hinab und trafen am Eingange in das Thal mit Benedict zusammen, welcher die Beiden höflich grüßte; Lotho reichte ihm die Hand und danach auch Esaias. Zusammen nahmen sie nun ihren Weg in dem Schallbachthale aufwärts. Es war ein zwischen zwei Bergesrücken allmählich aufsteigendes Thal, in welchem ein Bach mit klarem Bergwasser floß. Wollte man dasselbe zum Treiben eines Mühlrades nutzbar machen, so mußte man offenbar das Wasser stauen und so einengen, daß die volle aufgefangene Wassermenge auf die Schaufeln des Rades niederfiele.

Sie waren an einer Stelle angelangt, wo die Thalwände etwas weiter von einander traten. „Sieh hier, Benedict", sprach Graf Lotho, „hier wäre nach meiner Meinung genügend Raum für eine Mühle und ein Wohnhaus. Diese Stelle oder eine andere noch ein wenig weiter aufwärts gelegene halte ich zum Aufbau geeignet."

„Die andere, Herr", entgegnete Benedict, indem er mit der Hand thalaufwärts wies, „— ich meine wahrscheinlich dieselbe wie ihr —, hat vor dieser den Vorzug, daß das Wasser sich dort leichter stauen läßt und doch ein Weg neben einem angelegten Teiche übrig bleibt."

„Wenn dir diese Stelle noch passender erscheint", meinte der Graf, als sie nach wenigen Minuten dort hingekommen waren, „so mag die Mühle hier errichtet werden. — Ich werde gleich auf dem Rückwege nach dem Steinbruche gehen, um zu sehen, ob Steine genug vorhanden sind. Sage du dem Holzwärter, daß er ausreichend Balken vorrätig hält."

Sie gingen wieder im Thale abwärts, und an einem Seitenwege verabschiedete sich Benedict mit den Worten: „Ich danke euch, ihr seid ein gütiger Herr."

Esaias wandte sich noch einmal nach ihm um und sprach dann zu Lotho: „Einen gütigen Herrn nannte er dich, und du bist es auch; es freut mich, Lotho."

„Er hat uns treue Dienste geleistet", entgegnete dieser, „da helfe ich ihm gerne zu seinem Fortkommen und einem Hausstande."

„Sage, meinst du nicht", fragte nun Esaias, „daß der gütige Gott und Herr im Himmel seinen Menschenkindern weniger gern zu ihrem Fortkommen in der Seligkeit und zum Friedensstande der Gotteskindschaft hilft?"

„Unter seinen Menschenkindern", antwortete Lotho in demütigem Tone, „hat er einige, die ihm nicht in Treue gedient haben —."

„Wenn sie es nun aber anders machen wollten —? Wenn sie schon damit angefangen haben, ehrliche Buße thaten und auf sich nahmen das Joch des Sohnes Gottes: sage, sollte es diesen seinen Menschenkindern

denn so schwer werden, an die Gnade Gottes zu glauben?"

„Du meinst mich, Esaias. — Du siehst mir ins Herz."

„Wenn Benedict an deiner Güte zweifelte, was würdest du sagen? Und du zweifelst an der Zusage des heiligen Gottes, der verheißen hat: ‚Ich vertilge deine Missethat wie eine Wolke und deine Sünde wie den Nebel.' Siehe, der Nebel ist vergangen, und Gottes Sonne leuchtet nieder vom blauen Himmel."

„Gepriesen sei Gottes Mund!" rief Lotho und zog sein Barett vom Haupte und hielt es vor seine Brust und faltete die Hände darauf. „Ich vertilge deine Sünde wie den Nebel." Mit Freudenthränen in den Augen schaute er auf, dann sank er auf die Kniee in das noch feuchte Gras. „Die Stunde ist gekommen, daß du mir meine große Schuld vergiebst. O ich danke dir, erbarmender, gnädiger Vater im Himmel. Meine Seele lebt im Frieden."

Esaias neigte sich zu ihm nieder und küßte ihn auf die Stirn. „Lieber Bruder", sprach er leise und herzlich.

„Esaias", antwortete Lotho, sich erhebend, „es war Blutschuld."

„Nun aber ist Friede, seliger Friede, wie Gott ihn seinen Engeln schenkt", tröstete Esaias.

„Ja, solcher Friede. — Gesegnet seist du, den Gott mir sandte als seinen Friedensboten." Sie gingen dann schweigend weiter, Beide innerlich beglückt. Dann sprach Esaias: „Was dir an Gnade widerfahren, das trage eine Weile als ein seliges Geheimnis in deinem Herzen, gleichwie eine rechte Jungfrau still und einsam sinnet über ihr reiches Glück, wenn ein edler Mann ihr das Herz geschenkt hat und sie seine Braut geworden ist."

Godemar kehrte erst am Nachmittage von dem Kloster auf die Glinze zurück und begab sich in die Laube auf der Schloßterrasse, von wo die Seinen und Esaias ihn hatten hinaufsteigen sehen und Eyliger ihm erfreut zugerufen hatte.

„Wir haben dich schon lange erwartet, mein lieber Sohn“, sagte Bertradis, indem sie ihrem Godemar entgegen ging. „Verlief auch Alles in Frieden?“

„Ja, Mutter.“ — Dann begrüßte er die Übrigen. „Es geht das Gerücht, daß ein Bettler in der Umgegend umherziehe, in welchem man den Abt Oramolt vermutet. Mit Genehmigung des Bischofes wollen drei Mönchsbrüder sich morgen aufmachen, um seine Spur zu finden und ihn in das Kloster zurückzuführen.“

„Abt Oramolt — bettelnd“, äußerte Bertradis mit einer gewissen Teilnahme.

Godemar gedachte bei ihren Worten an die darbende Mutter des Abtes, über die er bisher gegen die Seinen kein Wort gesagt hatte, um Lothos Feindschaft gegen den Abt nicht zu vermehren. Er verschwieg auch jetzt sein einstiges Zusammentreffen mit Frau Jütte und erwähnte nur, daß es eine eigentümliche Bewandtnis haben müsse mit dem Vater Oramolts. Niemand im Kloster wisse, wer sein Vater gewesen; aber der Mönchsbruder, welcher mit in der Zelle des Abtes geschlafen habe, hätte heute vor den vom Bischofe gesandten Geistlichen ausgesagt, daß der Abt in seinen Träumen und Fiebern ausgerufen habe: „Vater — nenn' ich dich nicht, Scheusal ist dein Name!“ Und ein anderes Mal: „Schändliches Amt, zu handhaben Strick und Richtschwert!“ Und in einer andern Nacht hätte er die Hände geballt und gerufen: „Unbarmherziger, meiner Mutter Bild gönntest

du mir nicht, deine Gestalt mußt' ich erben! Wer wollte mich beschuldigen, wenn auch ich Andern zum Tode verhülfe? Es kommt die Zeit, da ich dich in der Hölle aufsuche und mit dir abrechne!"

Das weiche Herz der Bertradis zitterte bei solchen Worten, die Godemar mitteilte. „Der Mann", sprach sie wehmütig, „hat auch in gesunden Tagen ein krankes Herz gehabt."

„Verzeih's ihm Gott", setzte Lotho bewegt hinzu, „wenn er die Sünde gethan und die Abendmahlspeise vergiftet hat."

Godemar erzählte nun dem Esaias den Vorgang im Kloster bei der beabsichtigten Abendmahlsfeier. Und Esaias sprach dann mit Ernst und heiliger Würde: „Ach, den Mann bedauert wohl von Herzensgrunde, der in der heiligsten von allen Handlungen versucht hat, euch zu vergiften, und der durch das Gift, welches er der geweihten Speise beimischte, einen Menschen in den Tod gebracht hat. Den Mann bedauert wie Christus den Judas Ischarioth. Denn der Mann hat nie ein Verständnis gehabt von dem Mahle, welches der Heiland vor seinem Leiden einsetzte."

Man sprach noch Manches über den Beruf, den Dramolts Vater gehabt haben möchte. Dann wandte sich Irmentraut an Esaias: „Du meintest vorhin, Abt Dramolt hätte die Bedeutung des heiligen Abendmahles nicht verstanden. Ich will mich dessen auch nicht rühmen; aber ich glaube, daß du den Sinn dieses Sakramentes erkannt hast."

Esaias sprach: „Mag's Jeder ansehen, wie er will, mit dem Lichte, das in ihm ist: daß er nur Segen habe von diesem heiligen Mahle! Doch das wird Jeder zu-

gestehen, daß der Herr an jenem Abende, als er dasselbe mit seinen Aposteln feierte, ihnen weder seinen irdischen Leib zum Essen, noch sein wirkliches Blut zum Trinken dargeboten hat. Beides aber, Leib und Blut, wollte er bald danach im Tode opfern, und für ihn war's schon wie geschehen. Diese Selbstaufopferung Jesu Christi für uns feiern wir in dem heiligen Abendmahle, es ist die Gedächtnisfeier seines Heilandstodes, wie er denn geboten hat, daß wir solches zu seinem Gedächtnis thun sollen. Nun kann ich aber den Leib, welcher am Kreuze gebrochen ist, nicht essen, auch nicht den Leib, in welchen der Vater seinen Sohn bei der Auferstehung verklärt hat; aber diese verklärte, ewig lebendige, wie Gott selbst gegenwärtige Person des Heilandes kann ich mit Glauben und heiligem Verlangen geistig aufnehmen, daß er meiner Seele das werde, was das Brot dem Leibe ist: Lebensspeise. Denn wenn ich das geheiligte Brot des Abendmahles genieße", fuhr Esaias in begeisterter Rede fort, „so bekenne ich: Dich, Herr, du Brot des Lebens, dich esse ich, dich nehme ich auf, daß du mich ernähren sollst; denn du bist der Prophet, in welchem Gott wohnte mit der Fülle, du bist die Offenbarung Gottes des Vaters, dessen Liebe du mit Worten und in deinem Bilde verklärt hast, voll und ganz in deinem Opfertode am Kreuze. Dich, Herr, begehre ich im heiligen Mahle, daß du mich gottselig machst; du bist heiliges Manna auf der Wanderschaft von der Erde nach dem Himmel, du erhältst mein Leben, und ich werde reich in Gott. — Und wenn ich den gesegneten Kelch des Abendmahles genieße, so bekenne ich: Dein Blut, Herr, trinke ich, die Kraft deines Blutes nehme ich in mich auf, daß du mich erlösen mögest von der Sünde, denn du bist der Hohepriester,

welcher sein heiliges Blut durch die Sünde der Welt vergießen ließ, daß du deine Gläubigen nun dringen und zwingen kannst, sich von der Sünde zu heiligen zu gehorsamen Kindern Gottes, und ihnen versiegelst du mit deinem Blute die Gnade des Vaters. Darum dein Bundesblut begehre ich im heiligen Mahle, daß ich mich unserm Vater heilige und Alle herzlich liebe, welche auch an deinem Blute Teil haben; und so werde ich arm an Sünde. Ja, reich an Gott durch dich, mein Brot, und arm an Sünde durch dein Blut im heiligen Mahle!"

Als Esaias einen Augenblick inne hielt, rief Lotho: „O daß mir ein Diener Gottes so die heiligen Gaben reichen möchte!"

„Ja, und diese beiden Gaben des heiligsten Sakramentes", fuhr Esaias fort, „stehen in Wechselwirkung. Je gottseliger ich werde durch das Brot, desto mächtiger wirkt in mir die Kraft seines Blutes; und auch umgekehrt: diese heiligende Macht des Blutes meines Herrn wirkt in meinem Herzen ein innigeres Sehnen nach dem Göttlichen, das mir bleibt in Ewigkeit. Und solcher Abendmahlssegen", setzte Esaias feierlicher und leiser hinzu, „verklärt mir den täglichen Genuß von Speise und Trank. Ich gedenke, wenn ich Brot esse, daß Jesus Christus das Brot meiner Seele ist, und wenn ich Wein trinke, gedenke ich an sein Blut und lasse mich zur Heiligung mahnen. Ich habe mich gewöhnt, so zu denken, und das ist mir ein reicher Quell des Friedens geworden."

Bertradis stand auf und reichte Esaias die Hand. „Bei deinen Worten schmecken auch wir den Frieden Gottes. Du hast viele Gnade empfangen."

„Wenn man so im Kloster redete von göttlichen

Dingen", fügte Lotho hinzu, „wahrlich an jedem Tage des Herrn stiege ich beim Klange der Klosterglocken zum Thale."

„Gebet Gott die Ehre", mahnte Esaias. „Denn Johannes der Täufer hatte wohl Recht, da er sagte: ‚Ein Mensch kann nichts nehmen, es werde ihm denn gegeben vom Himmel.'" Und nach einer Weile fuhr er fort: „Wunderbar, wie Gott das geleitet, daß ich zu euch gekommen bin und euch kennen lernte. Liegt der Anfang dazu nicht in der Stunde, als du, Godemar, an der Waldwiese mit Franziska zusammentrafest? — ja, vielleicht noch weiter rückwärts in der Anordnung, die ich traf, daß sie das Vieh von Perosa weiden sollte?"

„Und hätte sie an jenem Abend nicht ihr Lied gesungen", meinte Godemar, „so würde ich sie vielleicht nicht bemerkt haben, und ich wäre wohl nicht in dein Haus, noch du wärest zu uns gekommen."

„Ich begreife nicht", setzte Esaias hinzu, „das Geheimnis der Allgegenwart Gottes, aber das weiß ich, daß es einen Zufall nicht giebt. Denn des Herrn sind alle Dinge und Kräfte der Welt; so sind sie alle ihm bewußt zu jeder Zeit, und es fällt, wie Gottes Sohn bezeugt hat, ohne seines Vaters Wissen und Zulassung nicht ein Haar von unserm Haupte." — Und nach einer Weile sprach er weiter: „Sein Geist ist es auch, der mir den Gedanken ins Herz gegeben, daß ich nun wieder heimwärts nach Perosa fahre."

„Wir hätten dich so gerne noch länger bei uns gehabt", entgegnete Bertradis.

„Laßt mich morgen in der Frühe aufbrechen; ihr habt mir viel Güte und Gastfreundschaft erwiesen. — Komme mit mir, Godemar, ich will meinem Knechte Bescheid geben, daß wir morgen abreisen."

Die Beiden gingen hinab in den Schloßhof, und Esaias ordnete Alles zur Reise an.

„Werden wir uns noch einmal wiedersehen, Godemar?“ sprach er, indem er sich auf eine steinerne Bank im Schloßhofe niedersetzte.

„Ich habe noch das Spruchbuch Franziskas“, antwortete Godemar, während er neben ihm Platz nahm. „Ich habe es noch nicht ganz abgeschrieben.“

„Sie trug mir auf, daß ich es ihr mit zurückbrächte. Willst du es ihr selber bringen? — Ich glaube, das würde ihr lieber sein“, sprach Esaias, indem er Godemar aufmerksam ansah.

„Das würde ihr lieber sein — glaubst du?“

„Godemar, — hast du dem Mädchen ein liebes Wort gesagt?“

„Warum meinst du?“ fragte Godemar zögernd.

„Godemar, was — was hast du Franziska gesagt?“

„— Ich habe sie gefragt, ob sie an mich denken würde.“

„Dann will ich dir antworten: Ich glaube, sie denkt an dich zu jeder Stunde.“

Godemar errötete. „Das glaubst du?“

„Bringe ihr bald das Buch zurück, so wirst du es auch glauben.“

Godemar antwortete nicht auf diesen Vorschlag des Esaias. Erst am folgenden Morgen, als er und Lotho den scheidenden Gast in den Schloßhof hinab nach dem dort schon haltenden Wagen geleiteten, sprach er zu Esaias: „Ich bringe selbst das Buch. Grüße Franziska.“ Dann nahmen sie herzlichen Abschied von Esaias. Lotho blickte ihm in die Augen und sprach: „Du halfest uns zu Licht und Frieden.“

Und Esaias antwortete: „Durch den Geist Gottes, und der möge bewahren, was ihr empfangen habt.“

Godemar machte sich nun eifrig daran, die Sprüche aus Franziskas Buche abzuschreiben, und jede Seite da vor ihm schien es ihm nun zuzuflüstern, daß ihre blauen Augen mit den langen schwarzen Wimpern darauf geruht hätten — zu einer Zeit, als sie einander noch nicht kannten. Jetzt aber kannten sie sich, und jetzt denke sie an ihn zu jeder Stunde — sagte Esaias. Der Gedanke stimmte ihn glücklich, täglich glücklicher. Er ging nun wieder seine einsamen Wege, stieg allein auf die Bergeshöhen und sann allem nach, was zwischen Franziska und ihm geredet und vorgefallen war. Es erwachte eine Sehnsucht nach ihrem Blicke, ein Verlangen, mit ihr zu sprechen. Aber wieder mit ihr scherzen und spielen in Eitelkeit —? Nein, wenn sie ihn liebte, — und er wünschte es —, dann sollte sie die Seine werden. Stammte sie auch nicht aus ritterlichem Geschlechte, so war sie doch vornehm und reich. Er sehnte sich nach dem Tage, an dem er nach Perosa aufbrechen würde.

Und ehe noch der Sommer zu Ende ging, machte er sich auf den Weg in Begleitung seines Knappen Benno, sie beide zu Roß. Er wählte den kürzeren Weg, nicht den nach Süden über den Truenstein, sondern den mehr nach Südwesten führenden. Am Nachmittage des dritten Tages hatten sie die Anhöhe erreicht, von welcher man Perosa unterhalb am Waldessaume erblicken konnte; es war dieselbe Anhöhe, von welcher Godemar früher nach Perosa hinabgegangen war. Während sie im Schritt bergab ritten, sahen sie, wie vom Dorfe vier Reiter heraufkamen. Man traf mit einander zusammen an der Stelle des Weges, wo zur Seite die Waldwiese lag, auf welcher

Godemar Franziska zum ersten Male gesehen hatte. Einer der Reiter, der am reichsten unter ihnen gekleidete, ein Mann von kleiner, beleibter Gestalt, ritt auf Godemar zu und hielt sein Pferd an. „Ihr seid Graf Godemar von der Glinze, sagen meine Leute. Wie kommt ihr dieses Weges?“

Verwundert über den unfreundlichen Ton und die dreiste Frage eines unbekannten Mannes, entgegnete Godemar, mit Vorsicht seinen Unwillen zurückhaltend: „Ich bin Graf Godemar von der Glinze, ja — und ihr, Herr?“

„Graf Severin von Truenstein!“ Forschend sah er Godemar an, und beim Anblicke seiner Schönheit entbrannte seine Eifersucht noch mehr. „Habt ihr Frau Benigna angetroffen?“ fragte er spöttisch.

Noch immer an sich haltend, antwortete Godemar: „Ihr wagt sehr dreiste Fragen, Herr Graf. — Ich war nicht auf dem Truenstein.“

„Aber auf dem Loenhofe. Das hat euch wohl euer Freund, mein Schwiegervater, wissen lassen, daß seine Tochter diesen Sommer dort wohne?“

„In der Blindheit eurer Eifersucht seht ihr nicht, Herr Graf Severin, daß ihr selbst sie beide heruntersetzt, und das vor den Ohren dieser Leute. Aber ihr könnt ganz unbesorgt sein: ich habe mit der Frau Gräfin nichts zu reden, und den Loenhof kenne ich nicht.“

„Ihr kommt doch von dort her, vom Berge herab.“

„Nochmals — ich kenne den Loenhof nicht! Mein Wort genügt.“ Dann zog er die Zügel an und versuchte, an dem Grafen vorbei zu reiten.

„Und wohin wollt ihr jetzt?“

„Macht frei den Weg, so werdet ihr's sehen.“ Graf Severin gab seinen drei Reitknechten ein Zeichen, daß sie

den Weg versperrt hielten. „Ich merke, ihr suchet Händel!" rief Godemar. Einen Augenblick dachte er daran, ob er dem Pferde nicht die Sporen einsetzen, über den Graben auf die Wiese springen und so um sie herum kommen sollte; doch schien ihm das unritterlich feige. „Frei den Weg!" rief er. Die Reitknechte wichen nicht. „Nun dann hilft nur das Schwert!" Und sogleich hieb er auf zwei Knechte los, zwischen denen er hindurchbrechen wollte.

Bald hatten Alle die Schwerter gezogen, so daß vier gegen zwei kämpften. Die Pferde bäumten sich gegen einander. Graf Severin schalt und tobte gegen seine Reitknechte, als er sah, daß zwei derselben, aus tiefen Gesichtswunden blutend, sich zur Seite wandten. Als Godemar dies bemerkte, richtete er sein Pferd auf die freie Stelle des Weges. Sofort sprengte der noch unverwundete Reitknecht des Grafen Severin hinter ihm drein, versetzte Godemar einen Schwerthieb über den rechten Arm und wandte sogleich wieder um, seinem Herrn beizustehen. Der lag im Graben, abgeworfen von seinem Pferde. Das Tier hatte von Benno, Godemars Knappen, einem langen, kräftigen Kerle, dem die Reitknechte auswichen, einen Hieb, mit dem er den Grafen Severin treffen wollte, in den Hals erhalten, war scheu geworden und hatte den Grafen in den Graben am Wege geschleudert. Als Godemars Knappe bemerkte, daß sein Herr den Arm sinken und das Schwert fallen ließ, eilte er hinzu, sprang schnell vom Pferde, hob das Schwert auf, schwang sich wieder in den Sattel und sprach: „Herr, ein Arm gegen drei! Wollen wir den Pferden die Sporen geben?"

„Vorwärts!" rief Graf Godemar. Im Galopp ging's bergab gen Perosa.

Benno wandte sich nach einer Weile nochmals um. „Herr, sie haben den Grafen auf ein Pferd gehoben und führen es am Zügel bergauf. Ich denke, er wird länger was dran haben als ihr.“

Godemar antwortete nicht. Er überdachte, wie wenig glücklich doch Benigna sein könnte an der Seite eines so eifersüchtigen und unritterlichen Mannes und wie nun binnen kurzem Schmerz und Sorge ihr Herz erfüllen würde. Und Franziska — er wird sie gleich wiedersehen, sie bogen ja schon ein auf den Weg, welcher ins Dorf führte — wie wird Franziska ihn begrüßen?

Sie wollte grade zur Hausthür hinaustreten, als Godemar und der Knappe vor derselben die Pferde halten ließen. „Godemar —!“ und dann noch ein leiser Schrei; war es Schmerz oder Wonne? Sogleich wandte sie auf der Thürschwelle um, und bald darauf trat Esaias aus dem Hause. Statt Godemar mit freundlichen Worten zu begrüßen, fragte er, als er sah, wie der Knappe seinem Herrn behilflich war beim Absteigen vom Pferde: „Was ist dir widerfahren, Godemar?“

„Ja, ich schwinge mich nicht wie sonst vom Pferde. — Ich hoffe, es wird so schlimm nicht sein mit meinem Arme“, fügte er hinzu beim Anblicke Franziskas, welche mit ängstlicher Miene zu ihm hinsah.

Während Esaias Godemar ins Haus führte, begann dieser von dem Zusammentreffen mit dem Grafen Severin und von seiner Verwundung zu erzählen. Ehe er noch damit zu Ende war, wandte sich Esaias an Franziska: „Liebes Kind, schicke herum zu Tomma, er möchte sogleich herkommen. — Er versteht sich ganz gut darauf, Wunden zu verbinden“, fügte er gegen Godemar hinzu.

Tommasino erschien bald. Er schnitt die Naht des

Rockärmels auf, legte den Arm bloß und wusch das hart gewordene Blut ab. Die Wunde war fast eine Spanne lang. Tommasino reinigte sie mit klarem Wasser, und da nach seiner Meinung der Knochen nicht verletzt war, so nähte er die Wundränder zu und ordnete an, daß es nun durchaus notwendig sei, mit recht kaltem und reinem Wasser die Wunde unausgesetzt zu kühlen.

Als er nach herzlichen Dankesworten Godemars fortging, erhielt er an der Hausthür einen dankerfüllten Blick aus Franziskas Augen. Er hatte seit vielen Wochen das Haus des Esaias nicht mehr betreten, denn sie hatte ihm gradeaus gesagt, daß sie niemals seine Frau werden würde. Der Blick des Mädchens machte ihn aber so glücklich, daß er noch einen Augenblick verweilte. „Aber ja sorgfältig kühlen! — Die ganze Nacht — immer frisches Wasser.“

Franziska nickte. „Gewiß, Tomma.“

Er ging noch nicht. „Sage, ist's um des Ritters willen, daß du mich nicht mehr magst?“

„Ich habe noch nie gesagt, daß ich dich nicht leiden möchte, aber —“

„Aber ihn hast du lieber?“

Sie wandte sich um. „Morgen kommst du doch wieder?“ rief sie ihm nach.

Sie sann in ihrem Verstande und Herzen, wie Tommas Weisung am besten vollführt werden könnte, und äußerte gegen Esaias, daß für Godemar das unten nach dem Hofe hinaus gelegene Zimmer wohl das passendste sei, denn da er den Knappen bei sich behalten wolle, so könne dieser aus der Hinterthür des Hauses am bequemsten nach dem Brunnen auf dem Hofe gelangen und frisches Wasser holen. Und da Esaias ihr beistimmte, so ließ sie

durch die im Hause dienenden Mädchen zwei Betten in das Zimmer schaffen.

Franziskas Schlafgemach lag ein Stockwerk höher. Ihr Schlaf in der Nacht war unruhig. Als es gegen den Morgen kam, erwachte sie. Sie horchte, ob sich unten im Zimmer etwas regte, ob die Hausthür aufgethan würde. Sie hatte zwar, als sie den Knappen am Abend allein traf, ihn gefragt: „Benno, du wirst doch wach bleiben?“ und er hatte versichert, daß er für seinen Herrn treulich sorgen werde. Aber wie, wenn der Schlaf ihn doch übermannt hätte und nun die Wunde nicht gekühlt würde? Kein Laut, keine Bewegung. Ihre Sorge wuchs von Minute zu Minute —: wenn die Wunde sich entzündete! Sie entschloß sich, hinunter zu gehen. Sie horchte an der Thür. Dann zog sie ihre Schuhe aus und öffnete leise die Thür. Benno lag in seiner Kleidung auf dem Bette und schlief. Sie trat an das Lager Godemars; auch er schlief. Das auf der Wunde liegende Leinenzeug war warm. Sie nahm es ab und eilte damit hinaus an den Brunnen. Bald kehrte sie mit einem Gefäße voll kühlen Wassers und dem Leinenzeuge zurück. Als sie dasselbe Godemar auf die Wunde legte, schlug er die Augen auf. „Du, Franziska?“ sagte er leise und herzlich.

Sie senkte die Augenlider.

„Ach, bitte, reich mir zu trinken.“

Sie holte in einem Glase einen frischen Trunk Wasser, und Godemar that einen tiefen Zug. „Ich danke dir“, sagte er, indem er sich wieder in die Kissen neigte und die Augen schloß. „Ich bin so müde —.“

Tomma kam schon am frühen Tage, um die Wunde zu besichtigen. Er fand Esaias und zu seiner Verwunderung auch Franziska in dem Zimmer; Benno war fort=

gegangen, frisches Wasser zu holen. Da die Wundränder noch stark gerötet und geschwollen waren, so war Tomma der Meinung, daß mit dem Abkühlen fortgefahren werden müßte. Er hatte auch eine Abkochung von Kräutern mitgebracht, wovon man dem kalten Wasser beimischen sollte. Der Knappe kehrte zurück und berichtete, daß sein Herr während der Nacht sehr unruhig gewesen wäre und mancherlei geredet hätte; gegen Morgen wäre er stiller geworden, und da sei er selber eingeschlafen, doch das sollte gewiß nicht wieder geschehen.

„Ist mir's doch, als wärest du bei mir gewesen", sprach Godemar zu Franziska.

„Ich erwachte beim ersten Morgenlichte", antwortete sie, „und es war mir, als wenn ein Engel Gottes mir befehle, daß ich zu dir hinabginge."

Und Esaias gab Gott die Ehre und fügte hinzu: „Denn der Hüter Israels schläft noch schlummert nicht; seine Gläubigen behütet der Herr und Alle, die ihn lieben, und er sendet seine Hilfe oft durch seine Menschenkinder."

Unter Tommas Behandlung und Franziskas sorgfältiger Pflege heilte die Wunde Godemars bald, nur eine Schwäche blieb noch in dem Arme zurück. Als er eines Tages mit Franziska allein war, sagte er zu ihr: „Gestern hörte ich dich zum ersten Male wieder singen, du warest hinten im Garten bei den Himbeerbüschen." Sie lächelte und blickte auf ihr Nähzeug. „Deine Stimme ist voller geworden und süßer — und inniger. Wenn ich doch wüßte, woher das kommt." Eine sanfte Röte überzog ihr Angesicht. „Franziska, — deine Hände haben so sorgsam mich gepflegt, daran muß dein Herz seinen Anteil haben. Sage, liebes Mädchen, war das mehr als bloß helfende Nächstenliebe?"

Ohne ihn anzusehen, fragte sie: „Mußt du das wissen?“

„Wenn ich recht glücklich sein will — ja.“ Sie antwortete nicht. „Soll ich recht glücklich sein, Franziska?“

„Es war mehr“, entgegnete sie leise.

„Mehr als Nächstenliebe? Liebe aus Herzensgrund?“

Thränen traten ihr in die Augen, und mit zitternder Stimme sprach sie: „Aus tiefstem Herzensgrunde — Godemar.“

Er zog sie an sich und küßte sie. „Den Mund darf ich küssen, der das sagte. Aus tiefstem Herzensgrunde —“, wiederholte er und küßte sie abermals.

„Und das macht dich glücklich?“ fragte sie, mit frohen Blicken in seine Augen sehend.

„O wie glücklich, daß du mich lieb hast! Willst du mich immer lieb haben und die Meine werden, Franziska?“

„Ich liebe dich immer, aber“, setzte sie wehmütig hinzu, „du bist ein Ritter und hast ein Schloß und — ja, mein Oheim hat mir das Alles erzählt.“

„Alles erzählt —“, sprach er ihr nach in leichtscherzendem Tone, daß sie lächeln mußte.

„Hat er dir auch erzählt, daß das Schloß für uns beide groß genug ist? O ihr himmelblauen Augen, von da oben sollt ihr mit Wonne in Gottes schöne Welt hinabschauen.“ Und indem er sie auf die Augen küßte, sprach er: „Mir aber die süßesten Blicke!“

„Dir — allezeit“, antwortete sie und sah ihn an mit Innigkeit. Dann senkte sie die Lider mit den langen, schwarzen Wimpern. „Aber kann ich auch meinen Oheim allein lassen? Das wäre ganz undankbar.“

Darüber redeten sie noch, als Esaias zu ihnen zurückkehrte. „Solche Rosen auf den Wangen?“ sagte er heiter

zu Franziska und blickte dann auf Godemar. Franziska wollte hinauseilen, aber Godemar hielt sie an ihrer Hand fest. „Esaias, wir beiden wollen uns lieben für das ganze Leben, gieb uns deinen Segen dazu."

Franziska neigte sich vor ihm in der Weise, wie sie allabend seinen Segen zur Nacht empfing; so that auch Godemar. Und Esaias, seine Hände ihnen auflegend, sprach: „Gott sei euch gnädig und segne euch, daß ihr einander immer werter und lieber werdet; er lasse euch sein Antlitz leuchten, daß ihr euch in der Liebe Gottes behaltet und Frieden habt in Christo Jesu. Amen."

Als die Drei an dem Abend des nächsten Tages im Garten bei einander saßen, sagte Godemar: „Da unser Schloß geräumig genug ist, so wird mein Bruder Lotho uns gewiß einen Teil überlassen. Das macht mir keine Sorge, wohl aber, wie es mit dir wird, Esaias. Sage, möchtest du mit uns nach der Glinze ziehen?"

Esaias sann einen Augenblick nach. „Alte Bäume, sagt das Sprüchwort sehr richtig, können das Umpflanzen nicht vertragen. Wenn ich auch mit allen Menschen fertig werde, so gewöhnt man sich doch im Alter schwer in neue Verhältnisse und an fremde Menschen. Hier ist meine Heimat, hier hab' ich tiefe Wurzeln geschlagen; und ob auch jeder Mensch auf Erden entbehrlich ist, ich glaube, sie freuten sich doch wohl nicht, wenn ihr mich ausroden wolltet. Wenn du aber", sagte er gegen Godemar gewandt, „dein junges Bäumchen in deinen Garten verpflanzen willst, dann weiß Gott auch Rat, wer dann meine Pflegerin werden soll. Zwar eine bessere als dich, lieb Kind, wird er nicht finden; um so treuer werde ich dann deiner gedenken müssen."

„Das wirst du thun, mein lieber Oheim", bestätigte

sie. „Doch ihr redet, als sollte ich so schnell davon wie Rebekka aus ihres Vaters Hause."

Godemar lächelte. „Nicht ganz so schnell. Doch eh' noch die Winterstürme um die Dächer des Schlosses brausen, möcht' ich dich bei mir auf der Glinze haben. Läßt du sie dann ziehen, die kleine Rebekka?" fragte er Esaias.

Und dieser entgegnete: „Nun möcht' ich reden wie Laban: ‚Lasset uns das Mädchen fragen, was sie dazu saget.'"

„Sie saget dazu", antwortete sie, indem sie den Oheim mit gütigen, fast wehmütigen Blicken ansah, „nicht eher ziehe ich fort von hier, als bis ich dich versorgt weiß." Und scherzend fuhr sie gegen Godemar fort: „So lange muß mein blonder Isaak sich gedulden."

Die beiden Männer lachten, und Esaias sprach: „Mit Herz und Verstand ist sie nicht zu kurz gekommen."

Nach einigen Tagen verließ Godemar Perosa, um in Begleitung von Benno und zwei von Esaias mitgegebenen Knechten nach der Glinze zu reiten. Sie nahmen nicht den Weg über den Loenhof, welcher den Knechten aus Perosa bekannt war, und sie vermieden auch, an dem Truensteine vorbei zu kommen. So geschah es denn, daß sie in das Dorf gelangten, wo Godemar die Mutter Oramolts kennen gelernt hatte. Zwar war an der Stelle des von ihr bewohnten Häuschens ein größeres aufgeführt. Vor demselben hielt Godemar an und trat hinein. Eine junge Frau, welche ein Kind auf dem Arme trug, erwiderte seinen Gruß mit Verwunderung.

„Hier stand früher ein Haus, in welchem Frau Jütte wohnte", sagte Godemar. „Lebt die noch?"

„Sie ist vor etwa drei Jahren gestorben", antwortete die junge Frau.

„Hast du sie gekannt?"

„Ja, ich habe sie jahrelang gepflegt."

„Heißest du vielleicht Dorothee?" Sie nickte mit dem Kopfe. „Du hast ihr viel Gutes erwiesen; ja, das sagte sie damals."

„Ihr seid ein ritterlicher Herr", meinte sie mit wachsendem Staunen, „woher kanntet ihr die arme Frau Jütte?"

„Bei einem Gewitter fand ich Zuflucht in ihrem Hause. — Kanntest du ihren Sohn?"

„Nein, bei uns im Dorfe wird nur noch heute erzählt, daß sie einen Sohn gehabt habe, der weit weg in einem Kloster lebte. Gekannt hat ihn niemand, denn er kam niemals hierher. Nur ein Anverwandter von Frau Jütte suchte sie mal auf und das grade zu der Stunde, als sie im Sterben lag; aber wir haben nicht erfahren, wer das gewesen ist." Als sie die Teilnahme des Ritters für ihre Erzählung bemerkte, wurde sie noch zutraulicher und erzählte dann noch von der Beerdigung der Frau Jütte.

„Weiß man eigentlich nicht, wer ihr Mann gewesen ist?" fragte Godemar, begierig, ob dieses Geheimnis ihm aufgedeckt werden würde.

„Doch ja! Der hieß Dietrich Hein. Meine Mutter sagte, daß sie das von ihrer Mutter erfahren hätte, und meine Großmutter —"

„Und was war der Mann?" unterbrach sie Godemar.

„Henker und Nachrichter. Ihr erschreckt, Herr? Ja, es ist aber so gewesen, meine Großmutter wußte das ganz genau. — Ja, und was nun heute Morgen geschehen ist, davon redet das ganze Dorf. Jochen Plate, welcher von den Gräbern auf dem Gottesacker Gras hat abmähen wollen, hat neben dem Grabe von Frau Jütte einen abgezehrten Menschen gefunden, der während der Nacht

dort gelegen hat. Als meine Mutter ihn sah, meinte sie, er erinnere sie an den Verwandten, welcher damals das Geld zum Begräbnis hergegeben hätte."

„Ist er noch im Dorfe?" fragte Godemar.

„Nein", antwortete sie. „Die Leute gaben ihm zu essen und zu trinken, denn er konnte sich ja kaum weiter schleppen. Ich habe ihm noch Speise mit auf den Weg gegeben, denn er dauerte mich zu sehr — der alte Mann. Er ist gegen Mittag den Berg hinaufgegangen in den Wald."

Godemar forschte noch weiter über die Gestalt, die Augen und die Nase des Mannes, und nach ihrer Beschreibung zu schließen, schien es ihm nicht unmöglich, daß der Mann der Abt Oramolt sei.

Bald saß Godemar wieder auf seinem Pferde und ritt mit seinen Begleitern den Weg nach dem Walde hinauf. Nachsinnend über das Gehörte und spähend nach beiden Seiten des Weges, so war er schon eine Strecke im Walde dahin geritten. Nun bog sich der Waldweg, und er erblickte in einiger Entfernung einen langsam vorwärts gehenden Mann. Sie holten ihn bald ein. Er wandte sich um, als er die Pferde hinter sich vernahm: — es war Abt Oramolt. Wie sah er aus! Abgemagert, blaß, in unansehnlicher Kleidung. Er erkannte Godemar; mit gesenktem Kopfe trat er vom Wege hinter einen Busch. Godemar ritt mit den drei Begleitern eine Strecke weit vorüber, dann ließ er halten, stieg ab, gab Benno die Zügel seines Pferdes und ging zurück nach dem Busche. Der Abt hatte sich dort niedergesetzt; seinen Hut hatte er tief ins Gesicht gezogen und stützte seine Hände auf einen eichenen Stock.

„Herr Abt Oramolt!" — Er antwortete nicht. „Ich

kenne euch an dem blutroten Nagel da auf dem Mittelfinger."

Nun blickte er auf. „Graf Godemar —". Weiter sagte er nichts und neigte wieder den Kopf herab.

„Im Kloster Tufaborn sorgt man um euch, wo ihr geblieben seid, und sendet in die Umgegend Mönche aus, die euch ins Kloster zurückbringen sollen. Und ihr zieht wie ein Armer im Lande umher."

„Ich bin ein Armer", antwortete der Abt mit schwacher Stimme.

„Soll ich euch Geld geben — leihen?"

„Es wird hinreichen."

„Wollt ihr nach Tufaborn zurück?" Er machte eine kaum merkliche, nickende Bewegung mit dem Kopfe. „Wir reiten auch dahin; aber nehmt das Pferd eines der Knechte, und im nächsten Dorfe verschaffen wir euch einen Wagen."

Ablehnend bewegte er ein wenig den Kopf und wehrte mit der Hand, als Godemar sich ihm näherte. „Reitet weiter."

„Ihr werdet kaum hinkommen", hielt Godemar ihm entgegen.

„Ich komme hin. Die Qual des Lebens muß ich noch eine Zeitlang kosten."

„Wie kleinmütig ihr seid!"

Plötzlich richtete der Abt mit aller Kraft sich auf, hob die Arme empor und preßte krampfhaft die Finger zusammen. „Ich bin verflucht von Kindesbeinen an!" rief er mit heiserer, dumpfer Stimme.

„Versündigt euch nicht, Herr Abt", mahnte Godemar.

„Es ist dennoch Wahrheit; du weißt, wer mein Vater war", sagte der Abt, indem er die tiefe Falte zwischen den Augenbrauen fest zusammenzog.

„Ich habe es heute erfahren.“

„Früher schon.“

„Heute“, wiederholte Godemar, „und es ist mir schmerzlich gewesen.“

„Schmerzlich gewesen — ist das wahr, Graf Godemar?“ Er antwortete mit einem einfachen und aufrichtigen Ja. „Ich danke dir“, sprach der Abt leise, und beruhigter und zugleich ermattet setzte er sich wieder neben dem Busche ins Gras. „Nun wage ich auch noch eine große Bitte. Wenn ich in das Kloster zurückgekehrt bin, besuche mich noch ein einziges Mal, daß ich zu der Stunde meine Beichte thue.“

Godemar sah ihn verwundert an, und ahnend zog der Gedanke durch seine Seele, daß der Abt die Abendmahlsspeise vergiftet habe. „Mir wollt ihr beichten?“ fragte er.

„Wie mir noch niemand gebeichtet hat, denn ich bin eines Henkers Sohn.“

Beide schwiegen. Der Abt sah vor sich hin, dann fragte er leise: „Besuchst du mich?“

„Ja“, antwortete Godemar und wollte ihm die Hand reichen.

Der Abt aber weigerte sich, seine Hand zu ergreifen. „— Wenn du mir vergeben hast, Godemar. Jetzt reitet voraus. — Meine Kräfte werden ausreichen.“

Am nächsten Tage gelangte Godemar mit seiner Begleitung auf die Glinze. Sobald er mit seiner Mutter allein war, teilte er ihr seine Verlobung mit und erbat ihren Segen. Sie küßte ihn und sagte ihrem Godemar herzliche Wünsche. „Mir aber doch nicht weniger Liebe als bisher? Nicht wahr, mein Godemar? Denn ich habe dich zuerst geliebt“, bat sie mit mütterlicher Zärtlichkeit.

„Dich lieb' ich immer mit gleicher Liebe", versicherte Godemar und bat dann die Mutter, daß sie mit ihm zu Lotho ginge.

Lotho freute sich aufrichtig über die Verlobung seines Bruders mit der Nichte des Esaias, und als Godemar ihn um die Überlassung eines Flügels des Schlosses zu seiner Wohnung bat, erfüllte er dem Bruder sofort die Bitte.

„Ich wußte es, daß du mir das gewähren würdest", bekannte Godemar. „Dein Herz ist jetzt so sanftmütig und friedevoll."

„Ach, mein Bruder", antwortete Lotho freudig bewegt, „ich bin so froh wie ein Kind, denn ich weiß, daß Gott mir vergeben hat. Der alte fromme Esaias hat mir den Weg zu Gottes Herzen gewiesen, und unser Vater im Himmel hat mir alle meine große Schuld erlassen und mich zu seinem Kinde angenommen."

Während Bertradis ihren Sohn Lotho umarmte und Freudenthränen an seiner Brust weinte, sprach Godemar: „Dank sei dem barmherzigen und gnädigen Vater im Himmel." — Und sage, das hast du ganz still bewahrt bis zu dieser Stunde?"

„Esaias gab mir den Rat, und es ist ein weiser Rat gewesen; denn in heiliger Stille habe ich die Wonne der Versöhnung mit Gott genossen; nun darf ich's auch bezeugen zu Gottes Ehre, wie Großes er mir beschieden hat. — Und nun, lieber Bruder, laß uns in Eintracht bei einander wohnen." Und mit der ihm eigenen Thatkraft begann Lotho gleich in den nächsten Tagen, die für den Bruder bestimmte Wohnung einrichten zu lassen; denn gern wollte er den Wunsch Godemars erfüllen, welcher noch vor dem eintretenden Winter Franziska nach der Glinze heimzuholen gedachte.

Vorher sollte Godemar noch einem Andern einen Wunsch erfüllen. Nach einigen Tagen kam ein Mönchsbruder auf das Schloß, fragte nach dem Grafen Godemar und teilte ihm mit, daß ihn der Abt Oramolt um einen Besuch im Kloster bitten ließe. Der Graf gedachte an sein Versprechen und sagte zu, daß er am folgenden Morgen kommen werde. Er redete vorher mit Lotho über diese Angelegenheit, und da ihnen beiden doch Vorsicht nötig schien, so begleitete Lotho am Morgen seinen Bruder und nahm noch drei Männer mit, welche wie sie selbst Waffen verborgen bei sich trugen.

„Graf Godemar kommt nicht allein — Maria Joseph!“ wimmerte der Pförtner, als er die fünf Männer auf die Klosterpforte zukommen sah.

Godemar bemerkte die Besorgnis auf dem Gesichte und sprach mit entschiedenem Tone: „Meinen Bruder nehme ich mit hinein, die Leute bleiben draußen.“ In die Zelle des Abtes trat er allein, Lotho blieb vor der Thür. Bei Godemars Eintritte entließ der Abt den ihm beigegebenen Mönchsbruder.

„Ich bin sehr erschöpft von der Reise“, sprach der Abt, der in einem Sessel saß und dem man Decken über die Beine gelegt hatte. „Die Füße sind geschwollen. — Nehmt Platz, Graf Godemar, ich bitte euch und danke, daß ihr zu mir gekommen seid.“

„Redet mit mir wie früher, Herr Abt“, bat der Graf.

„Ich sagte euch schon, daß ihr mein Beichtvater sein sollt; zu dem sagt man nicht du.“ — Er faltete die Hände. „Ich will es ganz kurz machen, damit ich endlich von euch meine Absolution empfange.“ Er schlug die welken Hände vor sein Gesicht. „Ich habe euch vergiften wollen — mit dem Abendmahlsbrote.“ Indem er sein Gesicht

bedeckt hielt, stützte er, sich niederbeugend, die Arme auf die Kniee. „Von meiner Mutter“, begann er nach einer Pause, indem er den Kopf langsam erhob, „habe ich Vergebung empfangen auf ihrem Grabe. Vergebt auch ihr mir alles Unrecht und bittet euren Bruder, eure Mutter und Schwägerin, bittet Wolfgang, daß auch sie mir verzeihen. Mich verlangt, mit Allen versöhnt zu sein, ehe ich vor Gottes Gericht trete.“

Das Geständnis überraschte den Grafen nicht. „Ich bedaure“, antwortete er, „daß euer Haß gegen uns euch zu so sündigem Willen verleitet hat.“

Der Abt unterbrach ihn: „Der Wille ist hier so böse wie die That. Sagt nichts dagegen. Ich habe meinen klaren Verstand noch einmal wieder erhalten — vielleicht daß ich all mein Elend begreifen soll. Graf Godemar, vergebt mir, daß ich euch haßte und solchen Plan ersann; ich werde nie wieder böse handeln gegen euch und das gräfliche Haus.“

Godemar reichte ihm die Hand und sprach mit mildem Tone: „Ich vergebe euch, Herr Abt, und werde auch die Meinen und Wolfgang bewegen, daß sie euch verzeihen; vor allem wünsche ich, daß ihr auch vor Gott Gnade finden mögt.“

„So noch nicht“, entgegnete der Abt und sah zur Erde. „Zwischen Gott und mir steht der Prior Vitus; an dem komme ich nicht so leicht vorüber.“

„Es war nicht eure Absicht, ihn in den Tod zu bringen“, begütigte Godemar. „Thut von Herzen Buße und gedenkt an Christi Erbarmen gegen den einen Übelthäter, der mit ihm gekreuzigt wurde.“

„Ihr wollt die Wunde meines Herzens kühlen“, entgegnete der Abt mit dankbarem Aufblick gegen den

Grafen; aber gleich danach schüttelte er wehmütig den Kopf und blickte abermals vor sich nieder. „In mir ist Nacht, vor mir der Tod, über mir das Gericht“, murmelte er leise.

Godemar sah ihn mitleidig an. Ohne ein Wort zu sagen, ging er zur Thür hinaus und führte gleich darauf seinen Bruder Lotho in die Zelle. Der Abt erschrak. Als Godemar das bemerkte, sprach er zu Lotho: „Abt Oramolt hat uns um Verzeihung alles Unrechtes gebeten, auch du wirst ihm gern vergeben.“

Lotho trat zu dem Abte, reichte ihm die Hand und versicherte ihn der Gewährung seiner Bitte. „Denn Gott hat mir meine große Schuld erlassen aus lauter Gnade und Barmherzigkeit“, setzte er hinzu.

„Eure Schuld —? Eure!“ sprach der Abt leise, wie nur für sich.

„Hat Gott mir vergeben“, beteuerte der Graf, „um Christi willen, nicht um des Opfers willen, welches ich vor Jahren der Kirche überwiesen.“

Der Abt sah Lotho mit Verwunderung an, besonders die milde Art seiner Rede verwunderte ihn. Godemar bemerkte das und sprach: „Verzeiht, Herr Abt, wenn ich euch sage, daß ihr die Lehre der heiligen Schrift von der Gnade und Vergebung noch nicht verstanden habt. Gottes Gnade können wir durch keine That abringen, sie ist ein freies Geschenk, welches er denen darreicht, die durch seinen Geist sich in die Gemeinschaft Jesu Christi haben ziehen lassen. Wer darin Gott folgt, den nimmt er zu Ehren an, denn er sieht voraus, daß der Mensch eine neue Kreatur wird in Christo zu seinem Gefallen. Ein solcher Mensch stirbt der Sünde immer mehr ab, er kreuzigt, wie der Apostel Paulus sagt, sein Fleisch samt den Lüsten und Begierden. Fällt er auf dem heiligen

Wege, auf dem er aufwärts geht, so hilft ihm auf seine Bitten Gott auf und reinigt ihn und weiset ihn im Geiste, daß er unter dem Hirtenstabe seines Sohnes bleibe auf dem Wege des Lebens. Dies ist die Lehre der Bibel: ebenso einfach wie wahr. Und die Kirche setze nichts hinzu aus den Schriften der Kirchenväter und stelle zwischen Gott und die Menschen nicht Maria und die Heiligen als Vermittler der Gnade, welche Gott nach der Schrift nur denen zugesagt hat, die durch den einzig Sündlosen in ihrer Heiligung wachsen."

Der Abt neigte den Kopf und sprach, indem er die Finger zusammen krümmte: „Ihr seid glücklich, Graf Godemar: gesegnet im Irdischen, gewiß und froh eures Glaubens. Ich — noch niemals glücklich, und die Gnade habe ich nie genossen, die eurem Herzen den Frieden gebracht hat."

„Wenn ihr meint, daß sie daß vermag", entgegnete Godemar, „so glaubet auch an diese Gnade, beweinet eure Sünde und bittet zu Gott, — nicht im Namen Marias oder der Heiligen, sondern zum ersten Male in dem heiligen Namen Jesu Christi —, daß Gott eure Schuld euch erlassen und durch seinen heiligen Geist ein neues Herz in euch schaffen möge."

„Buße und Gebet —", sagte der Abt, als habe er den Rat verstanden, verzage aber, daß er beides vermöchte.

Godemar verstand ihn und sprach: „Nun dann Gebet und Buße. Bittet, daß Gott mit seinem Geiste euch in den Schmerz der Buße treibe; denn des Menschen Herz demütigt sich nicht durch eigene Kraft."

„Mir wird er das nicht geben", antwortete der Abt kleinmütig. „Ihr wißt, was ich gethan habe und wessen Sohn ich bin."

„Ihr wißt aber doch auch“, entgegnete Godemar, „daß geschrieben steht: ‚Es ist kein Ansehen der Person vor Gott.‘“

Der Abt blickte den Grafen an: „Das steht in der Schrift?“

„In dem alten und neuen Testamente“, beteuerte Godemar.

Und Graf Lotho setzte hinzu: „Mein Bruder kennt die heilige Schrift, und was ich daraus gelernt habe, das hat meinem Herzen Leben und Frieden gebracht.“

Die beiden Brüder verließen den Abt mit dem herzlichen Wunsche, daß er die Gnade Gottes finden möge.

Benno, welcher vor kurzem seinen Herrn auf der Reise nach Perosa begleitet hatte, trat nach einigen Tagen zu den beiden Grafen, als sie die Einrichtungen in dem Seitenflügel des Schlosses besichtigten, wo Godemar wohnen sollte. „Es sei mir gestattet, allein mit euch zu reden“, sprach der Knappe. Sie traten heraus auf einen langen, gewölbten Gang. „Ich komme soeben vom Kloster herauf“, fuhr Benno fort. „Mönche, welche in der letzten Woche nach dem Abte suchten, haben gehört, daß Graf Severin auf Truenstein Genossen und Mannschaften werbe, um unser Schloß einzuschließen. Sobald es Frühjahr wird, will er heranziehen und hat sich verschworen, euch, Graf Godemar, ausgeliefert zu erhalten oder gegen ein großes Lösegeld abzuziehen.“

Als Godemar bezweifelte, daß Graf Severin so thöricht handeln könnte, nannte der lange Knappe einige Personen, die von dem Truensteiner aufgefordert wären, und setzte mit verschmitzter Miene hinzu: „Sein Kopf wird bei dem Sturze in den Graben stark erschüttert sein.“

Godemar, welcher mit seinem Bruder schon mehrmals über den Vorfall von Perosa gesprochen hatte, that einige

Schritte in dem Gange auf und nieder. Lotho dagegen trat dicht zu Benno und sprach mit entschiedenem Tone: „Erforsche genau, ob der Truensteiner wirklich Mannschaften sammelt, und ist's so, dann kommen wir ihm zuvor, ehe er seine Leute beisammen und sein Schloß mit Vorrat versorgt hat."

Benno nickte zustimmend. „Ja, wahrhaftig; er kann sich nicht wundern, wenn wir uns vor sein Schloßthor legen." — Er ging, doch plötzlich wandte er sich noch einmal um. „Noch eine andere Neuigkeit: der Abt ist abermals verschwunden; im Kloster ist er nirgends zu finden, und doch ist er weder durch die Klosterpforte noch durch die Thür in der Gartenmauer entkommen."

„Lotho", sprach Godemar, als der Knappe fortgegangen war, „was wir beiden nur wissen, daß er die Abendmahlshostien vergiftet hat, das laß uns als ein Geheimnis bewahren. Wir haben ihm vergeben und wünschen ihm ein gnädiges Gericht Gottes, aber darum brauchen ihn die Menschen nicht zu richten."

Abt Oramolt hatte an sich selbst ein Gericht vollzogen, durch welches er den Tod des Priors Vitus büßen wollte: in der Büßerzelle, wohin er einst Godemar und dann Wolfgang hatte festsetzen lassen, hatte er sich erhängt. Man fand ihn dort, als man der Spur von Leichengeruch nachforschte, welcher in den Gängen des Klosters täglich zunahm und schließlich nach jener dunkeln Zelle führte. Neben der umgestoßenen Bank lag auf der Erde ein Zettel, auf welchen er die Worte geschrieben hatte: „Meine Seele hofft auf die Vergebung eines Menschen und die Gnade Gottes."

Zur Verwunderung der Mönche erschienen am nächsten Morgen die beiden Grafen von der Glinze bei der Be-

erdigung des Abtes, dessen Leiche man in einem schmucklosen Sarge an der Kirchhofsmauer beisetzte; ein stilles Gebet — und die Gruft wurde zugeworfen. —

Die Einrichtung der Wohnung für Godemar ging schneller von statten, als er erwartet hatte, und so schickte er Botschaft nach Perosa voraus, daß er bald kommen würde und Hochzeit zu feiern gedächte.

Lotho begleitete seinen Bruder. Sie machten die Reise in einem Wagen; mit ihnen ritten vier bewaffnete Männer, unter denen auch Benno war.

Nachdem Godemar den Esaias und seine Braut herzlich begrüßt hatte, war eine seiner ersten Fragen, als er mit Franziska allein war, wer hernach dem Oheim den Haushalt führen würde. Sie erzählte ihm dann, daß eine ältere Schwester von Tommasino an ihre Stelle treten werde. „In alle meine Freude", fuhr sie fort, „die Deine zu werden und dir zu folgen, mischt sich das schmerzliche Gefühl, daß ich meinem Oheim fehlen werde. Denn ich habe es selbst gehört, wie lieb ich ihm bin. Er und Tomma standen neulich vor der Hausthür, ich hörte sie oben von dem offenen Fenster mit einander reden. Es sei ihm zu schmerzlich, meine Hochzeit mitzufeiern, meinte Tomma; er könne nicht kommen. Da hörte ich, wie mein Oheim entgegnete, um ihn zu trösten: ‚Tomma, — ich verliere ein Kind.'"

Dem Mädchen kamen die Thränen. „Wo er kann, erweist er mir Liebes. Täglich sucht er meine Augen, ich merke es wohl, das that er sonst nicht, sein stummer Mund scheint zu sagen: Bald sehe ich nicht mehr hinein."

„Hast du ihm nicht nochmals gesagt, daß er mit uns ziehen möchte?" fragte Godemar.

„Seine Heimat verläßt er nicht", entgegnete Franziska.

Der Tag der Hochzeit kam; Esaias hatte die Männer und Frauen aus den Höfen Perosas und die Freundinnen Franziskas dazu eingeladen. Ein Diener Gottes aus dem unteren Dorfe schloß die Ehe in der von Linden umgebenen kleinen Kapelle. Tommasino erschien weder bei der kirchlichen Feier noch im Hochzeitshause; er wanderte bis zum Abend auf den Bergen umher.

In der Frühe des nächsten Tages traten die von der Glinze die Heimreise an. Als Franziska den Wagen besteigen wollte, reichte Esaias ihr einen zugesiegelten Brief. „Wenn du innig an mich gedenkst", sprach er bewegt, „oder wenn es an Rat dir fehlt, so lies das. Lebe wohl, mein herzensliebes Kind. Ich danke dir für Alles, was Gottes Güte durch dich mir beschieden hat. Mein Segen geht mit euch. Euch behüte der Herr, welcher Himmel und Erde gemacht hat, der Vater unseres Herrn Jesu Christi."

Franziska umarmte ihn unter Thränen, reichte ihre Hand den Freundinnen und den Dienerinnen des Hauses, welche bei dem Wagen standen, und bestieg dann denselben. Die beiden Brüder dankten Esaias herzlich und baten, daß er sie bald auf der Glinze besuchen möchte. Dann nahmen die vier Knappen ehrfurchtsvoll Abschied von Esaias und sprengten dem vorangeeilten Wagen nach.

Es war ein milder Herbsttag, als man nach einigen Tagen nachmittags die Glinze erreichte. Herzlich und freudig bewegt, begrüßten Bertradis und Irmentraut das junge Paar. Als Godemar seine schöne Gemahlin in die Zimmer des Schlosses führte, welche sie bewohnen sollten, und Franziska aus den Fenstern auf die Berge und Thäler blickte, welche die Herbstsonne übergoldete, meinte sie, es wäre Alles viel herrlicher, als Esaias ihr erzählt habe.

Das Siegel des Briefes, welchen der Oheim ihr beim

Abschiede mitgegeben hatte, war noch nicht erbrochen; aber die Stunde kam, in der sie den wohl verwahrten Brief hervornahm. Ihr Mann war mit Lotho nach der im Schallbachthale erbauten Mühle gegangen; sie saß allein an dem Fenster, von welchem sie, wie Godemar gesagt hatte, grade aus in die Richtung sähe, wo Perosa lag. Nach der Heimat zu dem Oheim eilten ihre Gedanken; hätte sie doch nur einmal hinsehen können, ob die an ihre Stelle Getretene auch alle Pflege ihm treulich zu teil werden ließe; er war ihr ja in der Ferne noch herzlich lieber geworden trotz aller Liebe und Zärtlichkeit, welche ihr Mann ihr täglich erwies. Sie öffnete den Brief. Mit fester, klarer Schrift hatte Esaias geschrieben:

„Du weißt, ich habe dich immer lieb gehabt wie mein eigenes Kind, und das bleibst du allezeit. So weißt du auch, daß ich vor Gott deiner gedenke. In Gottesfurcht habe ich dich groß gezogen und dich gewöhnt, daß du mit dem heiligen Gott täglich im Gebete verkehrst. Darum wenn wir uns auch nicht sehen von Angesicht zu Angesicht, so treffen wir doch an jedem Tage im Geiste zusammen an dem heiligsten Orte in der ganzen Welt und werden einst in der Gemeinde der Heiligen ewig bei einander sein. Denn das Leben ist eine kurze Wanderschaft. Du aber wirst den Weg zum Himmel nimmer verlassen; das erbitte ich für dich bei Gott und unserm Heilande, so lange ich auf Erden bin und noch in dem seligen Himmel droben. Als ein Kind unseres himmlischen Vaters wirst du seiner Güte gerne danken und in Not ihm leicht vertrauen. Scheidet dich die Sünde, so versöhne dich bald in Jesu Christo. In der Gemeinschaft des Heilandes werde immer seliger und heiliger. Habe alle Menschen lieb, sonderlich die Frommen und die Armen.

Deinen Mann, den Gott dir erwählte, liebe so innig, daß du dich selbst verleugnen kannst. Sei gütig und friedfertig gegen deine Verwandten. Alten, die gottesfürchtig sind, erweise die größte Ehrerbietung, denn schon lange stehen sie bei Gott in Gnaden. Meide zum Umgange die Menschen, welche im Wohlleben aufgehen, welche nicht einmal ihre Eltern ehren und Religion gering achten. Einen Christen erkennst du an der Demut, Bescheidenheit und Hoffnung auf ewiges Leben. Wer wahrhaft in Gott und von Gott lebt, der weiß, daß er auch bei Gott leben wird. In Christo Jesu haben wir ihn gesehen; so werden wir auch durch ihn zum Vater kommen: du und ich und Alle, die an den Sohn glauben. In ihm haben wir Frieden mit Gott. Mehr kann ich dir nicht wünschen, mein liebes Kind.

Dein treuer Oheim Esaias Barsel."

Den offenen Brief in der Hand haltend, blickte sie noch lange in die Ferne. „Mehr kann ich nicht wünschen: Frieden mit Gott", wiederholte sie leise. Wie Großes er wünschte! Sie war ja so glücklich gewesen und hatte Frieden mit allen Menschen und auch im eigenen Herzen gehabt. Aber seit ihr Mann mit ihr gestern Abend über die Fehde geredet hatte, zu der es wohl unvermeidlich zwischen ihnen und den Truensteinern kommen würde, seit der Stunde war ihr Herz voll banger Unruhe. Ernstlich warben die Brüder ja Waffengefährten, und als sie Godemar gebeten hatte, daß er noch eine Aussöhnung versuchen möchte, da hatte er ihr nicht verschwiegen, daß Graf Severin sich verschworen habe, ihres Mannes Kopf als Siegestrophäe gewinnen zu wollen. Ihre Hände ließen Esaias' Brief auf ihren Schoß fallen und falteten sich über dem Briefe zum Gebete. „Lieber Gott, du bist

ein Gott des Friedens. O es sei dein Wille, zu wenden diese Feindschaft. Erhalte mir, den meine Seele liebt — mehr als Alles auf Erden. Ich will es dir danken." Dann verschloß sie den Brief.

Und nach Wochen geschah, was sie gewünscht und erbeten hatte: es blieb Frieden. Denn Graf Otto von Truenstein sandte einen Boten zu ihrem Manne mit der Nachricht, Graf Severin wäre auf der Jagd an einem klaren Bache, aus dem er einen kalten Trunk geschöpft, tot niedergestürzt; die Leiche hätten die Jagdgenossen bei Fackellicht in der Nacht auf den Truenstein gebracht. Von Benigna stand nichts in dem Briefe des Grafen Otto.

Godemar ging an dem Nachmittage des Tages, an welchem die Nachricht eintraf, allein auf die Berge; Winterfröste und Stürme hatten bereits die Wälder entlaubt. Es war ihm recht, daß infolge des plötzlichen Todes des Grafen die Fehde unterblieb, doch um Benignas willen wäre es ihm lieber gewesen, wenn das auf eine andere Weise so gefügt wäre; nun aber hatte Gottes Rat es zugelassen, daß dieser Mann durch seine ungestüme Art sein Ende fand. Godemars Gedanken kehrten immer wieder zu Benigna. Er blieb stehen und sprach leise für sich: „Lieb habe ich dich doch noch, ob auch ein anderes Glück mir aufgeblüht ist." Als er heimkehrte, eilte ihm Franziska entgegen, und ihn umarmend sprach sie: „Godemar — mein Godemar." Wie glücklich er war, und wie schwer war ihr das Herz, ihr, die an einer Bahre trauerte!

Gottes Güte bescheerte ihnen noch größeres Glück. Als die Bäume nach einem Jahre abermals ihr Laub abwarfen, wurde ihnen ein Sohn geboren. Godemar eilte in den andern Flügel des Schlosses, wo Lotho und seine Mutter wohnten. Er traf seinen Bruder allein.

„Ein Sohn ist uns geschenkt in dieser Stunde!“ rief er jubelnd. „Wo ist die Mutter?“

„Ein Graf von der Glinze!“ entgegnete Lotho hocherfreut und umarmte und küßte seinen Bruder.

„Lotho soll er heißen“, fügte Godemar hinzu.

Aber sein Bruder wehrte: „Nein, nein! Mein Name ist nicht rein geblieben. Gieb ihm deinen Namen oder nennt ihn nach deiner Frau —: Franz von der Glinze, horch, wie das klingt!“

„Franz von der Glinze“, — sprach Godemar und nickte zustimmend und mit heiterem Lächeln. Dann brachte er der Mutter die frohe Nachricht. —

Als es Frühling wurde, machte Godemar, begleitet von Benno, sich auf nach dem Truenstein; Graf Otto hatte durch einen Brief ihn dringend um seinen Besuch bitten lassen und angedeutet, daß er und seine Tochter Benigna einen recht großen Freundschaftsdienst von Godemar begehrten. Bilder aus früheren Jahren wurden wieder vor seinem Geiste lebendig, als er durch das Schloßthor des Truensteines einritt; er empfand für Augenblicke die Wonne der alten ersten Liebe. Und nun sollte er sie wiedersehen, die einst seine Braut gewesen war! Über vier Jahre waren seitdem vergangen.

Auf dem Schloßhofe erblickte er einen Knaben im Alter von etwa drei Jahren, er war zart und blaß; seine Augen ließen nicht im Zweifel, daß er Benignas Sohn sei. Der Verwalter des Schloßhofes führte Godemar zu dem Grafen Otto, welcher nun wieder auf dem Truensteiner Schlosse wohnte. Da der Knabe ihnen folgte, so nahm ihn Godemar an die Hand und stieg langsam die Treppe mit ihm hinauf. So traten sie in das Zimmer des Grafen Otto, zu dem der Knabe hinlief.

„O ich danke euch herzlich“, sprach der Graf mit bewegter Stimme, „daß ihr auf unsere Bitte zu uns gekommen seid. Wie ich euch geschrieben habe, — ich kann bei meiner Gicht in den Beinen jetzt eine Reise zu euch nicht ausführen; aber ich wußte auch, daß ihr kommen würdet, ich kenne euer Herz, lieber Herr Graf.“

„Wenn ich euch und eurer Tochter dienen kann, will ich's mit Freuden thun; ich komme ja in das Haus einer Witwe und Waise.“

Graf Otto wies nun den Knaben an, daß er zu seiner Mutter gehen und sie herrufen möchte. Durch einen Diener ließ er Speise und Trank bringen. Und so saßen die Beiden noch eine Weile allein und sprachen über die Ereignisse, welche sich zugetragen, seit sie sich nicht gesehen hatten.

Benigna trat ein durch eine Thür, durch welche Godemar ihr Kommen nicht erwartet hatte. Ihr Gesicht war blaß und der Ausdruck ernster geworden; sie trug schwarze Trauerkleidung. Mit einem flüchtigen Blicke sah sie ihn an, dann schlug sie die Augen nieder und blieb stehen, die Hände in einander legend.

Godemar hatte sich erhoben und trat langsam zu ihr. Dann reichte er ihr die Hand. „Benigna.“

„Godemar“, sagte sie noch leiser und bewegter.

Er führte sie zu einem Lehnsessel, in welchen sie sich niedersetzte. „Was haben wir durchlebt, seit wir uns nicht gesehen —!“ sagte er mit Empfindung. Benigna bewegte leise den Kopf und blickte vor sich nieder. — „War das euer Sohn, Frau Gräfin?“ fragte er nach einigen Augenblicken. „Der Knabe, den euer Vater zu euch sandte?“

„Unser Ulrich“, antwortete sie. „Und um seinetwillen“, fuhr sie fort, ihm in die Augen blickend, „habe ich an euch, Graf Godemar, eine große Bitte —“

„Sprecht sie aus. — Nie vergesse ich, was wir einander waren“, sagte er leise und herzlich. „Darum was ihr bittet, werde ich gern thun, wenn ich's irgend vermag.“

„Nur ein hochherziger Mann wie ihr kann meine Bitte erfüllen; denn für unser Kind will ich bitten, für das Kind des Mannes, durch den euch manches Weh widerfahren ist.“

„Ein Herz wie eures hat das mitempfunden. So könnt ihr auch glauben, daß ich oft gewünscht habe, er möchte sein Herz sanftmütiger stimmen lassen durch euch und um euretwillen. Nun er aber hinübergegangen ist in eine höhere Welt, wo die Seele von ihren Mängeln ganz geheilt wird, wie würde ich in meinem Herzen ihm noch etwas nachtragen oder seinem Sohne einen Dienst verweigern? Sagt mir, was ich für euer Kind thun kann.“

Die Gräfin hatte seine Worte mit innerer Bewegung vernommen, und so gestimmt, entgegnete sie nun: „Seht da im Schloßhofe die alte Linde, welche Graf Ulrich von Truenstein vor mehr als 200 Jahren gepflanzt hat. An unserm Hochzeitstage schlug der Blitz in ihre Krone und riß den Stamm auseinander; seitdem stirbt sie langsam ab —: ein Abbild von mir, vielleicht von unserm ganzen Hause.“

„Das wolle Gott nicht fügen! Kind, was sinnet dein Herz? So hast du nie gegen mich geredet“, rief Graf Otto, dessen ahnenstolzes Herz dem Gedanken an ein Aussterben seines Hauses stets gewehrt hatte. Denn obgleich seine Tochter kränklich und der Knabe recht zart aussah, so hoffte er doch, daß sie in der Ruhe ihres Witwenstandes und Ulrich unter Benignas Pflege sich kräftigen würden. „Aber ich“, fuhr er gegen Godemar gewendet fort, „ich werde vielleicht bald hinabgetragen vom Schlosse in den Klosterfriedhof, und dann steht meine Tochter

einsam da im Leben, ohne Stütze und Rat eines Mannes. Das ist unsere herzliche Bitte an euch, Graf Godemar: Seid meiner Tochter ein treuer Berater, und weil sie euch traut wie niemand auf Erden, seid der Vormund ihres Sohnes, meines Enkelkindes."

„Ja, darum bitte ich euch", sprach Benigna herzlich, „denn auch ich vergesse nicht, was wir einander waren, und ich weiß, ihr werdet für mein Kind väterlich sorgen."

Godemar reichte ihr die Hand. „Benigna, ich will euer Kind wie mein eigenes lieb und wert halten."

Sie hielt seine Hand fest und erhob sich. „Ich danke euch von Herzen. — Ich habe mich nie in euch getäuscht", setzte sie hinzu und sah mit tiefen Blicken in seine Augen.

Graf Otto — wie es so seine Art war, eine Sache, die schon sicher dahin fährt, erst noch einmal aus dem Gleise zu lenken — bemerkte noch: „Es wird vielleicht der eine oder andere von Graf Severins Freunden über unsern Wunsch, daß ihr der Vormund unsres Ulrich werden möchtet, seine Bemerkungen machen; es mag auch sein, daß andere Menschen etwas Absonderliches darin finden werden. Aber ich weiß selbst unter allen seinen Freunden keinen Mann, auf den wir so trauen und bauen."

Eine Magd öffnete leise die Thür und ließ den Knaben eintreten; er erschien nun in einem Samtkleide. Benigna führte ihn zu Godemar und forderte ihn auf, demselben die Hand zu geben.

„O wir kennen uns schon", sagte Godemar, „wir haben vorhin schon einen Weg zusammen gemacht, vom Schloßhofe die Treppe hinauf; nicht wahr, Ulrich?" Dann hob er den Knaben auf seinen Schoß und gab ihm einen flüchtigen Kuß auf die Stirn. Eine Zeitlang blieb das Kind da sitzen und beschaute die silbernen Knöpfe an dem

Ritterkleide Godemars, welcher auf Benignas Wunsch ihr von seiner Familie erzählte. Unterdessen kletterte der Knabe an Godemars Schoße herab und ging zu seiner Mutter. Mittenhinein in das Gespräch rief er: „Papa ist das nicht."

Auf Bitten des Grafen Otto ritt Godemar noch nicht an demselben Tage wieder fort. Als er am Abend sich niedergelegt hatte, blieb der Schlaf ihm ferne. Bald gingen die Gedanken zu den Seinen auf der Glinze, bald aber trat wieder das blasse Antlitz Benignas vor seine Seele, und er gedachte an ihren Vergleich mit der absterbenden Ulrichslinde; es überkam ihm eine Traurigkeit bei dem Gedanken an ihren Tod; dann mischte sich in diese schmerzliche Empfindung die Freude, daß sie ihn noch liebte, und er sann nun nach, ob sie ihn lieben dürfte, er erwog, was er so oft erwogen, ob es kein Unrecht wäre, daß in seinem Herzen noch Liebe für sie wohnte; er fing an, Franziska und sie zu vergleichen; und dann meinte er, es sei überhaupt besser gewesen, wenn er sie gar nicht wieder gesehen hätte, — und sehnte doch den andern Morgen herbei, an dem ihr Blick ihn wieder begrüßen würde —: Er nannte das Menschenherz ein wunderlich Ding, unberechenbar, unregierbar! Endlich sammelte er seine Gedanken zum Gebete und sprach leise: „Mein Gott, du mußt viel Geduld haben mit deinen Kindern, habe sie auch mit mir. Mache mich so demütig, daß ich dir mein ganzes Herz gebe und es von dir regieren lasse. O schenke mir Gnade und Frieden, du Vater in Christo Jesu. Amen."

Am nächsten Morgen wollte Godemar sich nach dem Kloster begeben, um seinen heimgegangenen väterlichen Freund, den Abt Engelbert, an seinem Grabe zu ehren. Benigna hatte er noch nicht gesehen; ihr Vater vermutete,

daß sie schon zu Armen unten im Dorfe hinabgegangen sein möchte. Es war so, sie kam wieder den Berg hinauf und traf am Schloßthore mit Godemar zusammen. Sie war einfach gekleidet; der frische Frühlingsmorgen hatte ihre Wangen gerötet, die Augen blickten so klar, wenn sie die langen Wimpern aufhob.

Ihr Blick durchbebte ihn mit ganzer Wonne. „O hier grade —“, sprach er.

„Wo wir uns zuerst gesehen“, ergänzte sie, während sie die Augen zu Boden richtete.

„Ich will das Grab des Abtes Engelbert aufsuchen“, sagte Godemar nach einigen Augenblicken.

„Gestattet mir, daß ich euch begleite. Ich möchte euch nach etwas fragen, was meinen Vater, wenn er es hörte, aufregen würde, während ich darüber ruhiger geworden bin.“

„O bitte, gehet mit mir, — ich bitte.“

Während sie den Weg nach dem Kloster betraten, sprach Benigna sanft und ruhig: „Ich täusche mich nicht, Graf Godemar, ich lebe nicht lange mehr. Es schmerzt euch —, aber bleibet gelassen. Auch mein Sohn wird vielleicht nicht alt werden und ohne Nachkommen aus der Welt gehen. Wer für diesen Fall sein Erbe empfangen soll, das werde ich nun bald in meinem Testamente festsetzen. Ihr habt mir versprochen, daß ihr der Vormund meines Sohnes sein und väterlich für ihn sorgen wollt. Damit aber habt ihr mir etwas zugesagt zugleich in dem Namen eurer Gemahlin.“

„Und sie wird nicht anders handeln wie ich“, versicherte Godemar.

„Vergesset nicht, für sie bin ich eine Fremde und die, welcher euer Herz zuerst gehörte. Ob sie deren Sohn wird lieben und für ihn sorgen können?“

„Gott hat ihr ein reiches Herz geschenkt.“

„Ich zweifle nicht, denn ihr sagtet zu meiner Freude, daß ihr glücklich wäret. Und doch werdet ihr leicht ermessen, wie groß der Wunsch meines Herzens ist, daß ich eure Gemahlin Franziska möchte kennen lernen. Ich dürfte sie und euch gewiß besuchen —“

„O wie herzlich würden wir uns freuen“, unterbrach sie Godemar.

„Ich möchte gern euer Schloß kennen lernen und die Berge, auf die eure Augen täglich blicken; aber ich kann solche Reise nicht ausführen, ich kann es jetzt nicht und werde es auch später nicht vertragen können.“

„Franziska wird euch besuchen, noch diesen Sommer, wenn ihr gestattet.“

„Meint ihr, daß sie mir die Freude macht? O könnte ich aus ihrem Munde hören und aus ihren Augen ablesen, daß mein Sohn, wenn er verwaiset, doch keine Waise ist, sondern ein sorgendes Mutterherz findet!“

Sie erreichten unter andern Gesprächen den Gottesacker des Klosters; Benigna führte Godemar zu einem Grabe, aus dem ein schwarz angestrichenes Kreuz hervorragte und welches mit Epheu bepflanzt war. „Das Grab des Abtes, unsres treuen Freundes“, sagte sie.

„Den wir, wie uns selber, nicht vergessen werden“, setzte Godemar hinzu, und nach einer Weile sprach er noch: „Er lebt im Frieden.“

„Auch dem, der hier ruht, schenke Gott den Frieden“, sprach Benigna sanft und wehmütig. „Meines Mannes Grab.“ Sie wies auf einen Grabhügel daneben, auf welchem die Schneeglöckchen schon verblüht waren, auf dem aber ein Rosenstock junge Schößlinge mit frischgrünen Blättern trieb. Godemar neigte schweigend den Kopf.

Dann trat er an Benignas Seite. „Könnt' ich nicht ähnlich reden wie ihr gestern? Seht, dieser Rosenstock, noch ein junger Stamm, treibt eine Krone aus mehreren Zweigen. Ist das nicht vielleicht das wahre Abbild von dem Hause der Truensteiner?"

„Ich hoffe es, und Gott woll's fügen", antwortete Benigna. „Es steht bei ihm, ob unser Haus durch unsern Sohn wird neue Zweige treiben, — oder soll nochmals in den alten Stamm ein neues Reis eingesetzt werden."

Auf dem Rückwege nach dem Schlosse wie auch im Laufe des Tages führte Benigna das Gespräch noch mehrmals auf Franziska zurück. —

Graf Godemar war nach der Glinze zurückgekehrt; es war am Nachmittage. Franziska, welche ihn und Benno hatte heraufreiten sehen, war in den Schloßhof hinabgeeilt und empfing ihren Gemahl mit Zärtlichkeit. Sobald Benno das Pferd seines Herrn mit dem seinen fortführte, konnte Franziska die Frage nicht mehr zurückhalten: „Sage, Godemar, um was wollte die Gräfin vom Truenstein dich bitten?"

„Um einen Dienst, den ich ihr leicht erweisen kann, daß ich der Vormund ihres Sohnes sein möchte."

„Mir scheint, das ist viel verlangt und in ziemlich dreister Weise." — Sie redete heftiger: „Eben ist's nahe daran, daß eine Fehde zwischen unsern Häusern ausbricht, Graf Severin bedroht dein Leben, und nun wagt seine Witwe, dich um einen Dienst anzugehen, wie man ihn von Verwandten und Freunden erwarten kann."

„Laß uns in Ruhe darüber reden in unserm Zimmer", sagte Godemar begütigend. Sie traten ein. Franziska setzte sich an das Fenster und ließ die Blicke über die Berge in die Ferne schweifen. Godemar näherte sich ihr

und fragte nach dem Sohne und nach den Seinen; sie antwortete nur kurz und brach dann mit der Frage hervor: „Hast du der Gräfin die Bitte erfüllt?"

„Ja. Ihr Vater und sie brachten mir das größte Vertrauen entgegen."

„Sie müssen für ihre Wahl besondere Gründe haben, welche du nicht durchschaust."

„Ich erblicke nicht die geringste Spur von Selbstsucht darin, daß sie mich mit dem Amte eines Vormundes betrauen. Aber darum kann ich auch nicht das Unrecht des Grafen Severin seiner Witwe und seinem Sohne nachtragen und ihnen aufladen. Du urteilst nicht christlich, — nicht einmal menschlich gerecht, denn du richtest, ehe du alle Umstände kennst, besonders ehe du sie selbst kennst, die Gräfin Benigna, die mir noch niemals andres als Güte erwiesen hat."

„Es verlangt mich nicht, sie kennen zu lernen", entgegnete Franziska kühl.

„Und doch habe ich's ihr versprochen, daß du sie besuchen würdest."

„Wenn sie mich besuchte, es wäre mir nicht angenehm; aber ich sie —? Verlaß dich drauf, niemals! Die hast du lieber als mich. — Es war ja auch die erste Liebe", setzte sie unter Thränen hinzu und eilte in das nebenliegende Schlafgemach, dessen Thür sie hinter sich zuriegelte.

„Franziska!" rief Godemar ihr nach; sie antwortete nicht. Er überlegte nur einen Augenblick —: er kannte sie. „Ausbrennen lassen", sagte er für sich und ging hinaus. Er suchte Lotho auf, den er dann nach der Mühle im Schallbachthale begleitete, und erzählte auch ihm von Benignas Wunsche und daß er die Vormundschaft angenommen hätte.

„Das freut mich", sagte Lotho. „So ist der letzte Rest der Feindschaft zwischen unsern Familien weggeräumt. Nur Frieden und nichts nachtragen! Und das traute die Gräfin Benigna dir zu, daß du ihr den Dienst erweisen würdest? Du hast kein unwürdiges Herz geliebt."

Godemar hörte solche Worte seines Bruders mit wahrer Freude und that nun die Frage: „Sage, Lotho, ist's Sünde, wenn ich sie noch lieb habe?

„Was soll ich sagen —?" antwortete er nachsinnend. „— Wenn du sie lieben kannst wie ein Bruder seine Schwester, ohne alle sinnliche Liebe, so ist es gewiß keine Sünde."

Godemar schlug die Augen groß auf. „Das war die Antwort, auf die ich lange gesonnen habe. So darf ich sie lieben: wie eine Schwester."

Die Brüder sprachen dann über Wolfgang. „Er weiß nur von seinen Blumen zu reden", meinte Lotho. „Obwohl das Alter ihn früh und schnell zernagt, verlangt ihn doch nicht nach Ewigem. Kommt man auf geistige Dinge zu sprechen, so merkt man gleich, wie unbehaglich ihm das ist. Er verkommt wie tausende von Menschen, deren Seelen sind wie jener Sumpf, der kein frisches Wasser zugeführt erhält."

„Wie der sterbende Fisch da, den das Wasser mit hinabtreibt", fuhr Godemar fort. „Die Fische, welche der Quelle zugewandt sind, die leben. Unser Vater in Christo ist die Quelle alles geistigen Lebens."

Sie erreichten die Mühle. Die Wasser des Schallbaches drehten das große Mühlrad. Benedict wohnte hier seit Monaten mit seiner Ehefrau Anna. Er hatte die beiden Grafen im Thale heraufkommen sehen, nun begrüßte er sie an der Thür der Mühle und führte sie

in die Stube. Lotho erkundigte sich nach dem Gange des Geschäftes.

„Es geht gut", antwortete Benedict, „und doch könnte es besser gehen. Wenn ich euch, Herr Graf, den Zins bezahlt habe, bleibt mir nicht viel übrig."

„Kannst du so viel nicht geben?" fragte Lotho mit Leutseligkeit.

„Ihr nehmt mir nicht zuviel ab, Herr Graf, — es hat einen andern Grund, daß ich nicht vorwärts komme."

Da er schwieg, fragte Lotho: „Woran liegt's denn?"

Die Antwort schien dem Müller schwer zu fallen; endlich sagte er, indem sein Angesicht einen unfreundlichen Ausdruck annahm: „An meiner Frau. Eine Frau kann Einen recht glücklich und recht unglücklich machen."

„Und Anna war so fleißig und zuverlässig, als sie auf dem Schlosse diente", sprach Lotho mit Verwunderung.

Als wenn es dem Müller vom Herzen herunter müßte, erwiderte er nun: „Sie giebt zuviel aus. Braucht sie hier in der staubigen Mühle so fein gekleidet einher zu gehen wie früher im Schlosse? Zur Gartenarbeit hat sie keine Lust. Zweimal und noch mehr in mancher Woche läuft sie nach dem Kloster; ich weiß nicht, was sie da so oft zu beichten hat, oder ist's nur, um mal herauszukommen aus der klappernden Mühle? Denn auf die schilt sie täglich, daß es ihr darin zu einsam und zu laut sei. Ja, in den Zimmern der Frau Gräfin war's stiller. — Ach, Herr Graf, sprecht ihr meiner Frau mal zu, daß sie sich ändern müßte."

„Nein, Benedict, schicke sie zu meiner Frau; die soll ihr das einmal vorhalten", meinte Graf Lotho und verließ dann bald mit Godemar die Mühle. — „Sie paßt nicht in die Mühle", bemerkte Lotho unterwegs zu seinem

Bruder, „und hat den Mann nicht lieb genug, um mit Freudigkeit die Genossin bei der Arbeit seines Berufes zu sein.“

„Es scheint ihr leid zu sein, daß sie den Mann geheiratet hat“, meinte Godemar, und seine Gedanken gingen zu Franziska.

Bei der Heimkehr traf er sie in seinem Zimmer. Sie stand auf, eilte auf ihn zu und indem sie ihre Arme um seinen Hals schlang, sprach sie: „Sei nicht böse, mein lieber Godemar.“ Sie legte den Kopf auf seine Brust. „Es war ein wenig Eifersucht, und doch nur, weil ich dich so lieb habe, so ganz lieb“, sagte sie, während ihre Augen sich mit Thränen füllten.

Godemar küßte ihre Stirn. „Dich liebe ich als mein Weib heilig und treu. Aber — sieh mich an mit deinen lieben Augen — sage, kannst du wollen, daß ich die hasse, die einst meine Braut war? Ich würde doch mich selbst verunehren. Ich liebe sie wie eine Schwester, und darum erleidet meine Liebe zu dir nicht den geringsten Abbruch.“

„Und diese Liebe vergiebt mir auch“, bat sie mit zuversichtlichem Tone und küßte ihn auf den Mund. „Wie würde mich heute mein Oheim schelten! Und du sagst mir nur liebreiche Worte. Glaube mir Godemar, ich lerne es noch, dir in allem zu vertrauen und gehorsam zu sein.“

„Ich aber will's immer aufs beste mit dir meinen. — Nun laß mich unsern Sohn sehen.“ Sie traten beide in das Schlafgemach, wo Franz bereits im Schlummer lag.

Der Frühling war eingezogen mit all seiner Blütenpracht. Godemar und Franziska saßen eines Abends an dem offenen Fenster ihres Zimmers, in welches der Mond seinen silbernen Schein ergoß. „Wann fahren wir nach dem Truenstein zu Benigna?“ fragte Franziska.

Godemar wurde durch die Frage freudig überrascht. „Du willst sie besuchen? Eine große Freude wirst du ihr bereiten und vielleicht dir selber, denn Benigna wird dir viele Dankbarkeit und Güte erzeigen.“

„Du rühmest immer ihre Güte“, warf Franziska ein.

Nun begann Godemar mancherlei von ihr zu erzählen, von ihrer kindlichen Treue gegen ihren Vater, von ihrer Geduld gegen ihren Mann, von ihrem Wohlthun an die Armen, von ihrer zärtlichen Fürsorge für ihren Sohn.

„Mich verlangt, sie kennen zu lernen“, sprach dann Franziska. „Laß uns mit der Fahrt nicht warten, bis die heißen Sommertage kommen.“

Zu Anfang Juni war es, als Graf Godemar und seine Gemahlin in einem Reisewagen von der Glinze hinabfuhren, um die Gräfin von Truenstein zu besuchen. Die Fahrt ging schneller als sonst, da Godemar den langen Benno mit mehreren Pferden schon mehrere Tage vor der Abfahrt vorausgeschickt hatte, so daß man in bestimmten Ortschaften am Wege die Pferde wechseln konnte. Benno selbst meldete dann auf dem Truenstein den kommenden Besuch an.

Höflich und herzlich empfing Benigna ihre Gäste; auch Graf Otto, dessen Gichtleiden seit dem Frühjahre sich gebessert hatte, sprach seine Freude aus.

Die beiden Gräfinnen fühlten sich bald zu einander hingezogen. Am zweiten Tage war es, da saßen die beiden allein in einer Laube des Schloßgartens; Godemar machte auf einem Pferde des Grafen Otto einen Spazierritt in die Umgegend. Am Abend sagte Franziska zu ihrem Gemahle, als sie sich zur Ruhe begeben wollten: „Du hast nicht zuviel gesagt; Benigna hat ein wunderbar reiches und weiches Herz. Ich fühle es nach, wie viel

du einmal verloren hast. Ich weiß es nicht, was eigentlich mich zu ihr zieht. Es überkommt mich eine schmerzliche und doch süße Wehmut, wenn ich in diese sanften Augen blicke und denke, wie viele Thränen die geweint haben. Oder zwingt mich ihre Herzensgüte, die sie gar nicht ahnt, zu ihr hin? Ist es die Freude, die mein Herz bewegt, wenn ich aus ihren Worten heraus merke, mit welcher Achtung und reinen Zärtlichkeit sie von dir redet? Ist es die kindliche Unschuld, welche mich aufs innigste rührt, wenn sie mein reiches Glück, die Deine zu sein, so hoch preist und — mir gönnt? Und dazu die selige, fromme Gelassenheit, mit der sie von ihrem baldigen Wegscheiden aus dieser Welt redet, und einmal fügte sie solcher Rede die vertrauensvolle Bitte hinzu, ob ich ihr nicht zeitlebens eine Freundin und ihrem Kinde einst eine Mutter sein möchte. Sie küßte meine Hände und bat: ‚Sei es mir — ich nenne dich du —, du glücklichste aller Frauen auf Erden‘, sagte sie unter Thränen, ‚sei mir eine Freundin, — wenn du kannst, noch mehr.‘“

„Und was sagtest du ihr?“ fragte Godemar.

„Ich weiß es nicht mehr alles. Wir schlossen uns fest in die Arme und weinten“, antwortete Franziska bewegt. „Ich sagte ihr nur noch, daß du ihr wie ein treuer Bruder zur Seite stehen würdest. Da ergriff sie meine Hände und bat: ‚Habe ihn lieb wie keinen Menschen auf Erden, thue ihm alles mit freudigem Herzen. Und weil du die Seine bist, liebe ich dich wie meine leibliche Schwester. Von nun an vergesse ich euch in keinem meiner Gebete.‘“

Godemar hörte das schweigend an, aber seine Augen schauten glückstrahlend wie in eine selige Ferne.

Als Franziska ihn ansah, bekannte sie: „Ich könnte

es fast ertragen, daß du Benigna mehr liebtest als mich, bis ich auch so gütig geworden bin."

„Vergiß nicht, daß ein Mensch sich sein Herz nicht selber veredeln kann, sondern nur durch heilige Kraft Gottes, und das ist Gnadengabe, die erbeten sein will. Unser Vater im Himmel schenke sie uns beiden; er wird thun, was wir aus Herzensgrund begehren."

Nach drei Tagen traten Godemar und Franziska die Heimfahrt an; es war ein herzlich bewegter Abschied von Benigna. —

Sie blieben mit ihr im Verkehr durch Briefe, welche von Boten überbracht wurden; alljährlich ein oder zweimal auch begab sich der Graf nach dem Truensteine, aber mit immer trüber werdenden Nachrichten über Benignas Befinden kehrte er heim auf die Glinze. Eines Jahres zur Sommerzeit begleitete ihn Franziska, und auf Benignas Wunsch nahm sie auch ihren Sohn Franz mit auf die Reise zu ihr. Mühsam mußte sie beim Wiedersehen Benignas ihre schmerzliche Empfindung über deren Aussehen und den Verfall ihrer Kräfte zurückhalten; aber der Ton ihrer Stimme, der zwar leiser und verschleiert klang, erschien ihr noch weicher geworden zu sein.

Es war im Herbste desselben Jahres, da sandte die treue Dienerin Benignas, Margarete, einen Boten zu Godemar mit der Nachricht, daß die Frau Gräfin sich sehr schwach fühle und den großen Wunsch habe, mit dem Herrn Grafen von der Glinze noch einmal zu sprechen. „Reise mit mir", bat Godemar seine Gemahlin, „Benigna wird heimgehen". Sie trafen Benigna noch lebend an, als sie an dem Nachmittage eines milden Herbsttages auf dem Truenstein anlangten. Mit wenigen herzlichen Worten, welche Benigna mit Anstrengung und heiserer Stimme

hervorbrachte, und mit warmen Blicken aus den tiefliegenden Augen bezeugte sie ihnen ihre Freude und ihren Dank, daß sie gekommen wären. Nach einer Weile ergriff sie Godemars Hand und sprach in Absätzen: „Es ist Herbst geworden. — Der eine Teil — der Ulrichslinde — trägt — kein — kein Blatt mehr. — Es wird wahr, — was ich sagte. — Lasset den Abt — Wedekin — kommen.“

Godemar wandte sich an den Grafen Otto, welcher einen Diener nach dem Kloster sandte und den Abt bitten ließ, daß er auf das Schloß käme. Abt Wedekin, ein bejahrter Mann von hoher Gestalt, erschien nach etwa einer Stunde. Er sprach einen Segenswunsch über die Gräfin, als er an das Bett trat, auf dem sie ruhte. Sie richtete sich mit Hilfe der Dienerin auf und entnahm aus einem Kasten von Rosenholz ein Schriftstück. — „Drei Zeugen: — ihr, hochwürdiger — Herr Abt, — mein Vater — und Gräfin — Franziska. — Dies ist — mein Testament. — Ich übergebe es — dem Grafen — Godemar. — Er ist — mein Erbe, — wenn — auch — mein Sohn — stirbt — ohne Nachkommen. — Hierin“, sie reichte das Testament an Godemar, „steht — dieser mein Wille — und die Bedingungen — an den Grafen Godemar. — Laßt — mich nun — mit ihm — allein — allein — ja.“ Alle verließen leise das Gemach.

„Benigna“, sagte Godemar mit bewegter Stimme, „wahrlich, du hast mich lieb, o du meine liebe, gütige Benigna.“ Ihre feuchte, abgemagerte Hand ergriff die seine und drückte sie. „Sei gewiß, daß ich für deinen Sohn mit väterlicher Treue sorgen werde.“

„Ich weiß es“, sagte sie mit herzlicher Zuversicht. „Ich danke dir — für alle — deine — deine reiche Liebe. — Meinen Vater —“

„Sorge nicht, Benigna“, beruhigte er sie, als sie vor Ermattung schwieg. „Deinen Vater will ich ehren und pflegen, wie alt er auch wird, um deinetwillen und um Gotteswillen.“

Sie neigte zweimal leise den Kopf und sah ihn mit dankbarem Blicke an. Dann reichte sie ihm ihre zusammengefalteten Hände und sprach: „Nimm — meine Hände — in die deinen — und bete — für meine Seele.“

Godemar ergriff ihre Hände. — „Für dich habe ich oft gebetet, Benigna; nun beten wir zusammen.“ Und nach einer Sammlung seiner Gedanken sprach er: „Unser Vater im Himmel. Wir danken dir für deine reiche Gnade, die uns Glauben und Liebe, Geduld und Demut geschenkt hat. Rufst du heim, so gieb Frieden und den Eingang in dein ewiges Vaterhaus. Denn wir sind dein in Christo Jesu und sehnen uns, die Erbschaft zu empfangen, welche du deinen Kindern verheißen hast. Amen.“

„Amen — Amen“, sagte Benigna leise. Dann lag sie mit geschlossenen Augen ganz still mehrere Minuten lang, während Godemar sie anblickte und auf ihren Atem horchte. Sie schlug die Augen wieder auf und sprach leise: „Godemar“.

„Benigna“, antwortete er, indem er sich zu ihr neigte.

„Rufe alle — wieder her. — Es währt — nicht lange — mehr.“

Godemar öffnete die Thür zu dem nebenan gelegenen Zimmer. Abt Wedekin, Graf Otto, Franziska und Margarete, welche den Knaben Ulrich an der Hand führte, traten leise ein. Benigna vernahm die Stimme des Knaben und gab ein Zeichen, daß man ihn an ihr Bette führte. Sie legte ihm eine Hand auf den Kopf, und Thränen traten ihr in die Augen, während ihre Lippen sich be-

wegten. Nach einer Weile bemerkte sie den Grafen Otto: „Mein — Vater", sagte sie leise und bewegt und reichte ihm die Hand. Schweigend und mit herzlichen Blicken reichte sie ihre Hand auch Franziska. Ihre Augen erblickten den Abt: „Euren — Segen." Der Abt sprach das Gebet des Herrn und danach den uralten Segensspruch der Schrift, den Aaronitischen Segen. Sein Amen wiederholte Benigna mit einem kaum vernehmbaren „Amen".

Ihr letztes Wort. Sie schlummerte, indem hin und wieder die Augenlider sich bewegten und der Atem immer kürzer wurde, noch etwa eine Stunde lang; dann neigte sie den Kopf ein wenig hintenüber, öffnete den Mund und war entschlafen. Die Leiche wurde an der Seite ihres Mannes beigesetzt. Mehrere Arme unten aus dem Dorfe, meist alte Leute, hatten den für sie mühevollen Weg nach dem Kloster hinauf gemacht und blickten mit weinenden Augen in die Gruft auf den Sarg ihrer Wohlthäterin.

Nach einigen Tagen ließ Godemar den Abt Wedekin um sein Erscheinen auf dem Schlosse bitten, und in Gegenwart des Abtes wie auch des Grafen Otto erbrach er das Siegel von Benignas Testamente. Sie hatte, wie sie schon an dem Nachmittage ihres Hinscheidens gesagt hatte, Godemar zu ihrem Erben eingesetzt für den Fall, daß ihr Sohn Ulrich unvermählt und ohne Nachkommen sterben würde. Jedenfalls aber sollte der den Truensteinern zugebrachte Loenhof mit allen seinen Einkünften und Gerechtsamen dem Grafen Godemar sogleich zufallen und ihm erblich verbleiben. Über die Einkünfte des Truensteiner Besitzes hatte sie im Testamente angeordnet: „Ich bitte den Grafen von der Glinze, daß er seinen Wohnsitz auf mein Schloß verlegt. Erfüllt er diese Bitte, so sollen

alle Einnahmen ihm zufließen, und ich weiß, daß er davon meinen Sohn Ulrich und meinen Vater in voll gebührlicher Weise erhalten, das Unverbrauchte sorgsam zurücklegen und, wenn mein Sohn das einundzwanzigste Lebensjahr erreicht hat, demselben übergeben wird. Rechenschaft hat Graf Godemar niemandem abzulegen. Ist es Gottes Wille, daß mit meinem Sohne das Geschlecht der Truensteiner ausstirbt, so soll das ganze Erbe dem Grafen Godemar von der Glinze zu eigen werden unter der Bedingung, daß er unsern Grafentitel dem seinigen hinzufügt. Ich halte mich versichert", — so hatte sie in einem Zusatze des Testaments geschrieben —, „daß Graf Godemar und seine werte Gemahlin Franziska die Armen nicht versäumen werden."

Auf Grund dieses Testamentes nahmen Graf Godemar und Franziska ihren Wohnsitz auf dem Truensteiner Schlosse. Seiner Mutter Bertradis erschien es ein seltsamer Abzug, freudig und wehmütig zugleich, als ihr Godemar mit seinem Besitze, welcher auf mehrere Wagen geladen war, von der Glinze herabfuhr. Lotho versicherte beim Abschiede: „Wenn's Gott gefällt, seht ihr mich im Frühjahre auf dem Truensteine." Im Thale wandte Godemar noch mehrmals die Blicke hinauf nach dem Schlosse, denn er hatte seine Mutter erkannt, wie sie auf dem Altane stand und ihm nachschaute. Er empfand es bei diesem Abschiede mit inniger Bewegung, daß kein Mensch auf Erden ihn so lange liebte und so unverändert treu wie die Mutter!

Sein Bruder kam im nächsten Jahre und war während mehrerer Wochen ein herzlich willkommener Gast. Wie entzückte ihn die Lage des Schlosses; wie freute er sich an dem innigen Familienglücke: sein Bruder und Franziska hatten hier eine neue Heimat gefunden und

lebten glücklich im Besitze der beiden Söhne, welche schon auf der Glinze geboren waren, Franz und Guntram; den alten Grafen hielten sie wie ihren Vater und Benignas Sohn Ulrich wie ihr eigenes Kind, das zu ihnen beiden schon Vater und Mutter zu sagen sich gewöhnt hatte; gegen die Dienenden war sein Bruder ein freundlicher, gütiger Herr, dem sie mit Ergebenheit anhingen; Franziska versorgte die Armen in Mangel und Krankheit.

In den nächsten Jahren wurde ihnen noch ein Sohn und eine Tochter geschenkt, denen sie die Namen Joachim und Benigna beilegten. Während ihre Kinder heranwuchsen, alle blühend und frisch, nahm Ulrich immer mehr an Kräften ab trotz aller Pflege Franziskas. „Sieh", sagte Godemar eines Tages zu ihr, „es ist schon Mai geworden, aber der letzte Stumpf der Ulrichslinde hat noch kein Blatt getrieben. Sollte doch wahr werden, was Franziska geahnt hat?"

„Wir müssen es fast fürchten", antwortete Franziska mit Besorgnis. „Ach, wenn wir unsern Ulrich dahin geben müßten!"

„Ein guter, sanfter Knabe", setzte Godemar hinzu, „— aber so kraftlos und schweigsam, als wenn er den Tod herannahen fühlte."

Die Linde blieb unbelaubt. Im Herbste wurde die Leiche des jungen Grafen Ulrich von seinem Schlosse nach dem Gottesacker im Klostergarten hinabgetragen; eine auszehrende Krankheit hatte die letzte schwache Lebenskraft des etwa zehnjährigen Knaben vernichtet. Graf Otto, fast gelähmt durch die Gicht, überlebte seine Kinder und seinen Enkel.

Mit seiner Zustimmung, welche Godemar zu erbitten für passend hielt, und gemäß dem Testamente seiner Tochter

Benigna trat Godemar das Erbe der Truensteiner an und nannte sich Graf von der Glinze-Truenstein. Durch ein Schreiben, welches er in Form einer Urkunde aufsetzte, gab er seinem Bruder Lotho Nachricht von der Empfangnahme des Truensteiner Erbes und erklärte zugleich, daß er für sich und seine Nachkommen zu Gunsten Eyligers, des Sohnes seiner Schwester Richenza, auf sein väterliches Erbteil Verzicht leiste.

Nach einigen Wochen ritt Eyliger in Begleitung eines Knappen in den Truensteiner Schloßhof. Er war ein Jüngling im Alter von zwanzig Jahren, schlank und schön gewachsen. Er kam, um seinem Oheim Godemar den Dank für das überlassene Erbe auszusprechen.

Es war Godemar eine herzliche Freude, durch Eyliger mancherlei, was in der alten Heimat auf der Glinze sich zugetragen hatte, zu erfahren. Unter anderem erzählte der Jüngling, daß im vergangenen Sommer Wolfgang nach einem kurzen Krankenlager gestorben wäre und daß man in dem Nachlasse ein Gemälde gefunden hätte, welches Richenza darstellte. „Lotho“, fuhr er fort, „hat das Bild meiner Mutter an sich genommen und in dem großen Saale des Schlosses aufgehängt.“

„Das Bild meiner Schwester —“, sprach Godemar wie zu sich allein und in Gedanken einkehrend in Wolfgangs Klosterzelle, „er wird es selbst gemalt haben. Gott schenke seiner Seele Frieden.“ Und dann zu Eyliger sich wendend, fuhr er fort: „Er unterwies einst deine Mutter im Zeichnen und Malen. Längst vergangene Zeiten —! Er ist auch mein Lehrer gewesen.“ Und dabei gedachte er an ein Bildnis, auf welches noch keine andere Augen geschaut hatten als die seinigen und die Augen derjenigen, welche es darstellte; — aber diese Augen füllten sich nicht mehr mit Sonnenlicht.

Ein anderer Gast erschien im nächsten Frühjahre auf dem Truensteine; da fuhr ein Reisewagen durch das Thor auf den Schloßhof.

„Esaias — o Esaias!" rief Franziska vom Fenster her dem aus dem Wagen Steigenden zu und eilte hinab in den Hof. Freudenthränen standen in ihren Augen, als sie den Oheim umarmte und küßte.

„Mein Kind", sprach er bewegt, „ich mußte dich noch einmal sehen, dich und alle die Deinen. Was sind Briefe für ein armseliger Notbehelf! Dem Auge fehlt das Auge, der Sprache fehlt der Laut. Mein Herz will noch einmal ganz glücklich sein, ehe ich von Erden scheide. O mein liebes, liebes Kind. — Und das sind deine Kinder?" fragte er, als Franz und Guntram herzutraten.

„Die beiden ältesten", antwortete Franziska.

Esaias wurden die Augen feucht. „Gott segne euch — Gott segne euch!" sprach er ergriffen und zog die Kinder an sich und küßte sie. „Und dein Mann? Godemar?"

„Er wird bald zurückkehren, er ist in den Wald gegangen, wo gefälltes Holz verkauft wird. — Die andern beiden Kinder sind im Hause. Komm, lieber Oheim. O welche Freude! — und so unerwartet. Was wird Godemar sagen?" Unter solchen Worten geleitete Gräfin Franziska den Oheim in das Schloß.

Nicht minder herzlich freute sich Godemar bei seiner Heimkehr über Esaias' Besuch. „Du bringst den Frühling mit und tausend Freuden."

„Ich empfange mehr, als ich bringe, da ich all den Segen schaue, den Gott euch bescheert hat, und ich weiß auch, daß ihr dafür dankbar seid."

Godemar erzählte nun, was teilweise Esaias aus Franziskas Briefen schon erfahren hatte, wie es von Gott

so gefügt sei, daß sie den Truenstein besäßen. Und dann bat er Esaias, daß er ihn zu dem alten Grafen von Truenstein hinführen dürfe. Godemar schickte einen Diener vorauf und ließ dem Grafen sagen, daß er mit einem Gaste des Schlosses ihn besuchen würde.

Esaias und Godemar traten nach einer Weile in das Zimmer des Grafen Otto. Derselbe saß in einem großen Lehnstuhle, aus dem er sich mit Hilfe seines Dieners zu erheben versuchte.

„Bleibt sitzen, Graf Otto“, bat Godemar. „Unser Gast Esaias Barsel wird sich zu euch setzen. Franziskas Pflegevater aus Perosa“, stellte er ihn vor, während der Diener sich entfernte. „Ich habe von ihm euch oft schon erzählt.“

Graf Otto nickte zustimmend und reichte Esaias, der zu ihm an den Lehnstuhl getreten war, seine Hand. „Seht, wie die Hand so haben auch die Beine harte Gichtknoten. Im Frühling und Herbst ist die Plage am schlimmsten.“

Esaias erhob die rechte Hand und sprach: „Eine Heimsuchung Gottes. Seine Gnade schenke dir Demut und Geduld.“

Der Graf sah ihn verwundert an: der Alte mit den ergrauten Haaren redete zu ihm wie ein Priester mit dem vertrauten Du. Er fühlte sich in seiner Ehre verletzt und wandte sich an Godemar. „Sobald die Eschen frisches Laub tragen, sorget dafür, Graf Godemar, daß meine Diener reichlich davon pflücken und mir um die Hände und Beine legen. Das Laub soll, wenn es unter den Decken warm wird, alle Gicht herausziehen. So versicherte ein Hirt, mit dem einer der Diener gestern von meiner Krankheit gesprochen hat.“

„Die Esche hält noch zurück mit dem Laube“, antwortete Godemar, „aber sobald es der Frühling herausgetrieben hat, lasse ich's für euch pflücken.“

„Versuchen will ich's. — Wißt ihr kein Mittel?“ wandte sich der alte Graf an Esaias, welcher keinen Anteil an dem Gespräche zu nehmen schien.

„Nein“, antwortete er nur.

Godemar entging es nicht, daß das Benehmen des Grafen, welcher kein freundliches Wort der Begrüßung gegen Esaias und bisher nur von seiner Krankheit gesprochen hatte, Esaias wenig angenehm berührte. Er versuchte den Grafen zu entschuldigen und fragte: „Ihr habt heute wohl besonders heftige Schmerzen?“

„Ja“, antwortete derselbe, „wie immer im Frühjahre. Und das seit Jahren! Was habe ich vom Leben? Ihr sorgt ja treu für mich, Graf Godemar, ihr und eure Gemahlin, und laßt es an nichts mir fehlen. Doch sind die Meinen mir nicht alle genommen? Wurden in Gräbern nicht alle meine Hoffnungen beigesetzt? Und nun gehe ich selbst dem Grabe entgegen, krank und voller Schmerzen! Ein Lebensabend, der keines Dankes wert ist!“

Esaias stand auf. „Krankheit verstimmt leicht das Herz; doch wohl gethan ist's nimmer, daß du rechtest mit dem Herrn im Himmel!“

„Seid ihr ein Diener Gottes?“ fragte der Graf.

„Zum geistlichen Amte bin ich nicht geweiht.“

„Ihr redet aber so.“

„Graf Otto“, fiel Godemar ein, „Esaias redet zu allen Menschen mit du; so ist es Brauch in Perosa.“

„Ich verstehe nicht die hohe Redeweise“, fügte Esaias in bescheidenem Tone hinzu, „aber wahrlich, Verachtung ist's nicht, wenn ich so mit dem Grafen von Truenstein

rede. Ich will dir sogar helfen, wenn du willst, denn du bist krank."

Der Graf blickte ihn halb von der Seite an. „Ihr sagtet, daß ihr kein Mittel kenntet gegen die Gicht."

„Gegen die Gicht — nein. Deine Seele ist krank, und dagegen weiß ich ein Mittel." Der Graf schwieg und sah Esaias verwundert und fragend an. Der aber antwortete mit durchdringendem Blicke und dann mit Worten: „Deine Seele ist krank, dein Herz; du hoffest nicht auf ein anderes Leben."

„Meine Kinder sind mir alle genommen, auch mein Enkel; ich hoffe, sie wieder zu finden im Himmel."

„Das ist so geredet, wie tausend und abertausend Menschen reden", entgegnete Esaias mit Ruhe. „Auf ihre Toten gründen sie ihre Hoffnung, aber nicht auf den lebendigen Gott. Wenn ich Gott liebe, so bin ich sein und bleibe sein auch im Tode, denn der Tod kann das Band unsrer Liebe nicht lösen, und so habe ich den Tod überwunden vor dem Tode. Darum das ist das größte und seligste Glück auf Erden, wenn das Herz klar bewußt empfindet, daß es Gott lieb hat, den allmächtigen Herrn der Welt und des Himmels; dann empfängt es ungekannte Wonne, Leben und Frieden."

„Mein Herz sagt: Es ist wahr, was ihr bekennt!" rief Graf Otto bewegt, dessen Herz so leicht umzustimmen war.

„Gewiß ist das wahr", wiederholte Esaias. „Aber viele Menschen leben nur in der Einbildung, daß sie Gott lieb haben, wenn sie ihn auch den lieben Gott nennen. Wahre Liebe zu Gott bewährt sich auch in Zeiten der Heimsuchung. Ich will dir nicht wehe thun, denn Gottes Hand drückt dich schwer genug; sondern ich will dir den Weg der Hilfe zeigen: das Bild des gütigen, barmherzigen

und gnädigen Heilandes Jesu Christi ist Gottes Bild. Lebst du in Christo, so daß sein Wesen in dich übergeht, so erwacht dein Herz zur Liebe gegen Gott, und dann stellt er sich zu dir als ein Vater und nimmt dich zu seinem Kinde an.“

Einige Augenblicke war tiefes Schweigen. Dann sagte der alte Graf zu Godemar: „Ähnliches habt auch ihr schon zu mir geredet.“

„Ja, das habe ich“, bestätigte er, „doch heute scheint euer Herz empfänglicher für solche Wahrheit der heiligen Schrift. Und der ewige Gott im Himmel, welcher jedes gute Werk zur Vollendung treibt, wird euch die Gotteskindschaft schenken. Dann werdet ihr als ein Kind des himmlischen Vaters in Demut tragen, was sein Wille auferlegt bis ans Ende, und werdet euch auf ein besseres Ende freuen mit herzlicher Zuversicht.“

Graf Otto reichte Godemar die Hand: „Ihr habt das Erbe unsres Hauses empfangen, und eure Pflegetochter“, sprach er zu Esaias, ihm die andere Hand darbietend, „trägt den Namen unsres alten Geschlechtes. Ich bitte euch beide, besuchet mich öfter. Ihr sollt aus meinem Munde nie wieder ein Wort des Haders hören gegen den heiligen Gott, denn mich verlangt, sein Kind zu werden.“

„Dazu gebe Gott dir Gnade und Licht“, wünschte Esaias.

Die Beiden verweilten noch länger bei dem Grafen, und Esaias erzählte dann mancherlei von seiner und Franziskas Heimat Perosa. Als sie fortgingen von dem Grafen Otto, wiederholte er seine Bitte, daß sie ihn bald wieder besuchen möchten.

Godemar kam schon am nächsten Tage zu ihm, wie er denn täglich längere oder kürzere Zeit bei ihm zu verweilen pflegte. Nachdem er nach dem Befinden des

Grafen sich erkundigt hatte, brachte dieser das Gespräch auf Esaias Barsel.

Godemar rühmte von ihm: „Ich kenne keinen Menschen, der so aufrichtig gottesfürchtig ist, so frei von Selbstsucht und so schlicht einfach wie er. Graf Otto, legt seine Art zu reden ihm nicht als Unhöflichkeit oder Eigensinn aus; er ist ein reicher Mann, der aber aus seinem Perosa nicht herausgekommen ist in die weite Welt. Und darum, wie er selbst einmal sagte, geht ihm die andere Rede nicht vom Munde und aus dem Herzen."

„Hätte ich das gewußt", meinte der Graf, „ich hätte freundlicher mit ihm geredet."

„Er hört es am liebsten", fügte Godemar hinzu, „wenn man seine Redeweise erwidert."

Der Graf, welcher sogar gegen Godemar das vertrauliche Du nicht wieder eingeführt hatte, lächelte ein wenig. „Das würde nun mir wieder schwer vom Munde gehen gegen einen so fremden Mann. — Aber was ihr beide mir sagtet von der Liebe Gottes und der Kindschaft, das ist mir in der vorigen Nacht durch meine Gedanken und mein Herz gezogen trotz der Schmerzen, die mich wach hielten. — Dann gegen Morgen schon war es", sagte er mit sanftem, fast feierlichem Tone, „da ist Benigna bei mir gewesen in einer Erscheinung, die ich nicht verstehe."

„Benigna —? Im Traum habt ihr sie gesehen —?"

„War es im Traume? Ich meine — nicht. Aber Benigna war es, und sie grüßte mir freundlich zu und zog vorüber. O mein Kind, ich weiß, daß sie noch lebt. Sie hat doch Gott lieb gehabt, Godemar — nicht wahr, von Herzen lieb gehabt?"

Godemar antwortete nur durch ein leichtes, herzliches Nicken.

„Ich will euch noch mancherlei fragen", sagte Graf Otto nach einer Weile, „wenn ihr beide mal wieder bei mir seid, ihr, Graf Godemar, und Esaias. Sagt ihm doch, daß ich ihn bitte, er möchte mit euch kommen."

An den nächsten drei Tagen kamen sie nicht; denn Esaias hielt es für ratsam, daß die Saat, welche sie in sein Herz ausgestreut, erst in der Stille Wurzel schlüge. Godemar besuchte allein den Grafen Otto und bemühte sich, Esaias' Fernbleiben zu entschuldigen. Aber an dem folgenden Tage — es war ein milder, sonniger Frühlingstag — ließ Godemar dem Grafen durch einen Diener sagen, daß er mit Esaias zu ihm kommen würde.

„Es geht besser", antwortete Graf Otto auf die teilnehmende Frage des Esaias nach seiner Gesundheit, und dann erkundigte er sich, wie ihm Schloß Truenstein gefiele, und zeigte auch herzlichen Anteil an der Freude, welche Esaias über die Kinder seiner Pflegetochter und Godemars offenbarte.

„Und deine Tochter — so sagte mir Godemar — hat dich begrüßt, herniedergekommen aus der andern Welt? Ich zweifle nicht, daß die zu einem höheren Dasein Verklärten den Ihren nahen dürfen zu besonderen Zeiten, etwa dann, wenn diese selbst den Weg hinauf zum Himmel gefunden haben. Warum sollten sie dann nicht ihre Lieben auf diesem heiligen Wege begrüßen dürfen? Es ist ein Zeugnis ihrer Freude; denn Gottes Kinder im Himmel und auf Erden stehen in einer Gemeinschaft durch dasselbe Leben aus Gott."

„Ich glaube an solche Gemeinschaft", sagte der alte Graf. „Aber ich wollte grade von euch mehr davon hören."

Esaias sagte nach einer Weile: „Die Dinge jenseits des Todes sind eingehüllt in ein geheimnisvolles Licht

und Dunkel zugleich. Unser Heiland ist sehr enthaltsam in Bildern des Jenseits, und auch seine Apostel reden davon meist nur verheißend."

„So wißt ihr nicht, wie wir in jenem Leben sein werden?" fragte der Graf.

„Wie? — In das Reich des Lebens, in das Himmelreich gehen nur die Gerechten ein; nur die, welche vor Gott als die Geheiligten gelten in Christo, werden aus den Toten auferstehen. Es leben zwar Alle, aber die Ungeheiligten leben ein Dasein, welches kein Leben im Lichte, sondern Finsternis und Tod ist. Die Gerechten aber leben in einem geistigen Leibe, den Gottes Allmacht aus dem Leibe dieses Lebens auf Erden ihnen erschaffen hat. Nach dem Maße unsrer Heiligung wird die Art des geistigen Leibes sein: je heiliger, desto lichter. Wir werden überkleidet, lehrt die Schrift, und in gewissem Sinne weben wir selbst das Kleid, welches wir tragen werden. Wer nichts Unsterbliches und Ewiges in diesem Leben zu eigen gewann, der bringt im Tode nichts mit, woraus Gott eine geistige Leiblichkeit bereiten kann. Wo aber durch Gottes heiligen Geist heiliges Leben entstanden ist, da wird Gott in Macht und Gnaden die neue Form geben, welche die Seele zu ihrer Vollendung bedarf; denn das innere Leben kann nicht stille stehen. Ich weiß, wir werden verklärt in das Bild des himmlischen Herrn, dem wir angehören. Sein Vater, vor dem er mich bekennt als sein Eigentum, nimmt mich auf in sein Paradies und ewiges Vaterhaus, und da werde ich ihn sehen, wie er ist von Ewigkeit zu Ewigkeit."

Er hielt inne. Graf Otto sah in sein froh erhobenes Gesicht, welches sich mit einer leichten Röte überdeckt hatte, und sprach: „O ihr redet in heiliger und seliger Begeisterung."

Esaias trat dem Grafen näher und ergriff dessen Hand. „Ich habe Bürgschaft genug, daß ich durch die Thür des Todes in Gottes Paradies eingehen werde. Sieh, Gott schenkte mir in Gnaden Leben aus ihm; ich wüßte keinen Grund, warum er es mir wieder nehmen sollte, zumal ich in der Liebe sein Kind bin. Und dann — geht nicht mein Geist im andächtigen Gebete oftmals schon den Weg in den heiligen Himmel Gottes, denselben Weg, den ich selbst nach meinem Erdenabschied wandern werde? Über das Alles aber hinaus, was meine Gedanken sich selber tröstlich sagen, gründe ich meine Hoffnung des ewigen Lebens auf meinen Heiland, der mir einsteht mit seinem verheißenden Worte: ‚Wo ich bin, da soll mein Diener auch sein.‘“

Graf Otto legte die Hand auf seine Brust; es glänzte in seinen Augen wie von Freudenthränen. „Mein Herz durchzieht es wie ein Heimweh nach dem Himmel Gottes. — Ich danke euch, Esaias Barsel, daß ihr mir auf den Weg des Lebens geholfen habt. Es weht mir entgegen wie Himmelsluft. Ich danke euch —“, sagte er bewegt. „Bin ich doch betagt und nahe dem Abschiede von dieser Erde. — Meine Tochter werde ich wiedersehen. Ich danke euch von Herzen.“

Esaias erhob wie segnend seine Hand über den alten Grafen und sprach mit innerer freudiger Bewegung: „Dem gütigen Vater unseres Herrn Jesu Christi gieb Preis und Ehre. Der erhalte dich treu bis ans Ende.“

Der alte Graf richtete sich in seinem Lehnstuhle auf. „Meine Füße schmerzen nicht zu dieser Stunde und tragen mich wunderbar. — Ach, Esaias Barsel, nachdem ihr so Liebes mir erwiesen in Gottes Kraft, weiß ich, daß ihr in Frieden von mir geht, gleichwie ich hoffe, in Frieden zu scheiden von dieser Erde.“

Esaias nahm Abschied von dem alten Grafen und ging mit Godemar in den Garten, welcher das Schloß auf einer Seite umgab. Während sie unter den blühenden Bäumen und an den duftenden Büschen und Blumenbeeten hingingen, sprach Esaias: „Zwei Gnadenerweise Gottes rühme ich nächst dem, daß er seinen Sohn für unser Heil am Kreuze geopfert hat, als die größten, daß er die Sünde uns vergiebt und Kraft verleiht, daß wir Andere auf den Weg des Lebens weisen.“

Sie setzten sich dann auf einer Bank nieder, von der man einen Ausblick auf die Berge und Thäler genoß. „Auch der Tag“, sprach Esaias, „ist nicht ferne, an dem von euch ich Abschied nehme. Mir altem Manne wird's nicht beschieden sein, daß ich noch einmal zu euch komme.“ Er sah vor sich nieder; dann hob er seine Augen auf und blickte Godemar ernst und bedeutungsvoll an. „Godemar, — wir kennen die Schrift und wissen, daß sie die Wahrheit enthält, von der die Menschen aller Zeiten leben werden. Gegen alle andere Meinung und Lehre sind wir wie eine feste Stadt und eherne Mauer. Es nahet aber ein Krieg, da wird ein großes Heer kämpfen mit einer kleinen Schaar. Jenes Heer wird ringen, wie einst die Schriftgelehrten und Pharisäer und Rabbinen Israels, gegen das Häuflein unter der Kreuzesfahne, daß auch sie die alten Satzungen retten. Den Sieg behalten sie nicht, und doch werden sie nur langsam vom Plane weichen, denn sie trotzen lange auf ihre große Weltmacht und ihren Reichtum, und werden mit allem Scharfsinn sich sträuben, die verschanzten Bollwerke zu räumen. Mich däucht, es wird ein langer Krieg, doch länger nicht als der des Volkes Israel gegen seinen Messias. Das Ende aber ist der Sieg des Evangeliums!“

„Kein andrer Sieg ist möglich!“ rief Godemar. Dann reichte er Esaias seine rechte Hand. „Wir aber bleiben eine feste Stadt und eherne Mauer, und nichts anderes sollen meine Kinder sein, und nichts anderes, wenn Gott mein Haus auch ferner segnet, möge das Geschlecht von der Glinze-Truenstein werden: starke Kämpfer mit Wehr und Waffen der Wahrheit! Und dort in der Ferne, in der alten Heimat, — ich vergesse sie nimmer, Esaias — dort möge aufblühen unser Stammhaus durch Eyliger von der Glinze und möge Gott dienen in aller Treue, daß sein Angesicht auf ihnen bleibe.“ —

Trotzdem Franziska noch mehrmals den Tag der Abreise ihres Oheims hinaus zu schieben vermocht hatte, — es kam der Tag seines Abschiedes. Sein Reisewagen stand unten auf dem Schloßhofe. Esaias neigte sich zu den größeren Kindern, legte ihnen die Hand auf und küßte sie; die kleineren hob er mit den Armen empor und herzte sie. Die Thränen konnte er nicht zurückhalten. Dann küßte er Franziska und Godemar und sprach: „Gott segne euer Haus mit seiner reichsten Güte bis in ferne Zeiten zur Zier und Ehre des deutschen Reiches und zum Segen seiner heiligen Kirche!“ — Er fuhr hinab durch das Schloßthor des Truensteines. Gott aber hat erfüllt den Segenswunsch des Esaias Barsel.

Druck von Otto Regel, Leipzig-Neustadt.